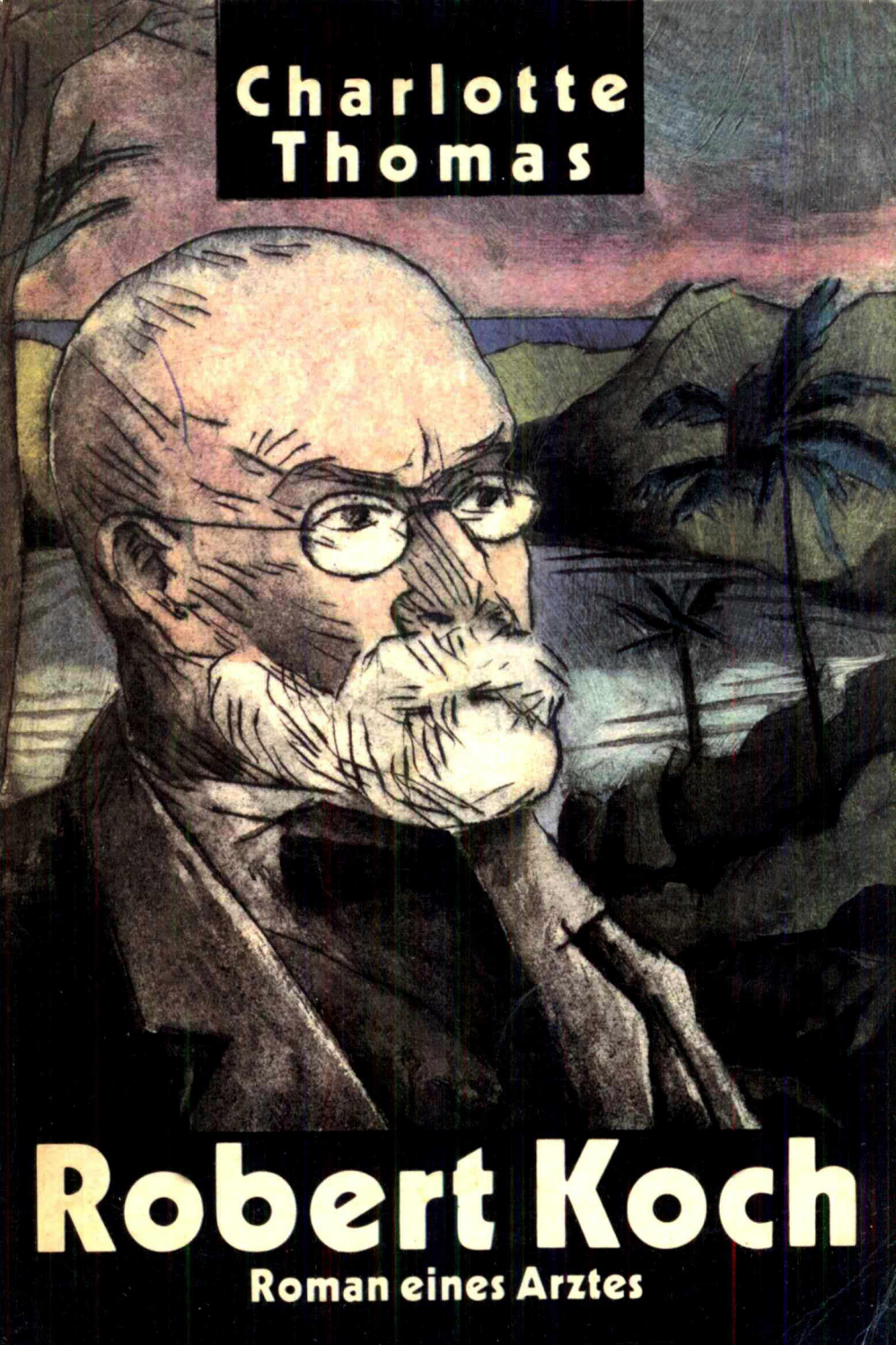




**Charlotte
Thomas**

Robert Koch

Roman eines Arztes

Am 24. März 1882 machte Robert Koch vor einem kleinen Kreis von Medizinern die aufsehenerregende Mitteilung, daß er den Erreger der Tuberkulose entdeckt habe. Damit war ein Rätsel gelöst, das die Menschen seit Jahrhunderten beschäftigt hatte. Als er acht Jahre später im Zirkus Renz in Berlin vor 8000 Zuhörern aus allen Teilen der Erde über das von ihm entwickelte Heilmittel Tuberkulin sprach, wurde diese Nachricht von den Zeitungen aller Länder verbreitet. Eine Welle freudiger Erregung ergriff Kranke und Ärzte. Zu Tausenden strömten Schwindsüchtige nach Berlin, in der Hoffnung, durch das Wundermittel kuriert zu werden. Zeit seines Lebens hat Robert Koch den Kampf gegen die furchtbare Krankheit, die vor allem Menschen der ärmsten Bevölkerungsschichten dahinraffte, als seine größte Aufgabe betrachtet. Als Begründer der modernen Mikrobeforschung ist er in die Geschichte der Medizin eingegangen. Charlotte Thomas läßt uns die erregenden Entdeckungen miterleben, die Robert Koch am Mikroskop machte, als er mit Hilfe der von ihm erfundenen Technik in die Welt der kleinsten Lebewesen eindrang. Wir begleiten ihn auf seinen Reisen nach Afrika, Indien und in die Südsee, wo er die Tropenkrankheiten erforscht, und nehmen teil an seinem persönlichen Leben, das von der Liebe zu seiner Familie erfüllt ist.

Robert Koch

ROMAN
EINES ARZTES
VON
CHARLOTTE
THOMAS

VERLAG DER NATION
BERLIN

8. Auflage 1980
Paperbacksonderausgabe
© 1966 Verlag der Nation Berlin
Lizenz-Nr. 400/74/80
LSV 7001
Lektor: Dr. Margot Böttcher
Einband: Gerhard Medoch
Gesamtherstellung: Neues Deutschland Berlin
Bestell-Nr. 696 618 5
DDR 8,90 M

Über dem Bergstädtchen Clausthal wölbte sich der wolkenlose, stahlblaue Himmel. Ein Reisewagen holperte in den Vormittagsstunden durch die menschenleere Hauptstraße und hielt vor dem Gasthaus, das auf dem Aushängeschild über der hohen Eingangstür eine goldschimmernde Krone trug.

Ein Mann in braunkariertem Reisemantel stieg ab und befahl dem Kutscher: «Besorgt das Gepäck, und laßt Euch entlohnen!» Als er sich umwandte, stand dienernd der korpulente Wirt vor ihm, barhäuptig, die schneeweißen Hemdsärmel aufgekrempt, und geleitete den fremden Gast ins Haus.

Nach einiger Zeit trat der Reisende wieder aus der Tür. Jetzt in einem graumelierten Gehrock, der knapp die Hüften umschloß. Die Reisemütze hatte er mit einem grauen Zylinder vertauscht.

Langsam ging er, in Gedanken versunken, die Straße hinunter, bergab, vorüber an den verschlafen und verträumt ausschauenden Häusern. Es schien ihm, als ob hier seit langem die Zeit stehengeblieben wäre, als ob die Pariser Julirevolution, die überall die deutschen Lande aufgerüttelt hatte, in diesem Orte keine Spuren hinterlassen hätte.

Der Mann blieb stehen, nahm den hohen Hut ab und wischte sich mit dem buntseidenen Schnupftuch über die Stirn, denn die Sonne war inzwischen hoch gestiegen.

Schließlich stand der Besucher vor dem zweistöckigen Haus. Mit schnellen Schritten nahm er die fünf Stufen der breiten Steintreppe. Im gleichen Augenblick öffnete sich die schwere, eichene Haustür mit den schmiedeeisernen Beschlägen, und eine lachende, schwatzende Kinder-schar stürmte aus dem Hausflur. Als sie den Fremden erblickten, drehten sie sich geschwind um und riefen laut: «Mutter, Mutter, ein fremder Mann!»

Mathilde Koch band in der Küche schnell die graue Arbeitsschürze ab, strich sich mit der Linken über das dunkle, in der Mitte gescheitelte Haar und eilte auf den Flur.

Gegen die geöffnete Haustür lehnte sich der hochgewachsene Besucher, umringt von den Kleinen, die ihn neugierig angafften.

«Eine Hausglocke braucht ihr nicht . . .», sagte der Mann. Doch bevor er weitersprechen konnte, war Mathilde schon beim ihm. «Eduard — du!»

Der Angeredete beugte sich zur Schwester nieder und umarmte sie. Mit aufgerissenen Mündern standen die Kinder einen Augenblick lang still.

Da griff der Onkel einem der Jungen in das Kraushaar und fragte die Schwester: «Wieviel hast du denn von der Sorte, Tildchen? Ich kann es mir so schwer merken. Ist das Dutzend schon voll?»

Die Frau sah den Bruder an und seufzte ein wenig: «Du kannst gut raten, Eduard; eins mehr, dann stimmt es!»

Dann kommandierte sie ihre kleine Schar: «Marsch, raus mit euch in den Garten! Laßt mich erst einmal mit dem Onkel allein!»

In der Wohnstube blickte Eduard um sich. Die Sonne flutete durch die schmalen Fenster und warf ihre Kringel auf den hellgelben Geschirrschrank. «Alles noch unverändert, so wie vor zwölf Jahren!»

Er ging im Zimmer auf und ab, strich mit den Fingerspitzen behutsam über das weiße, gehäkelte Zierdeckchen auf der Lehne des alten Kanapees, neigte sich über einen Blumentopf auf dem Fensterbrett und roch an der roten Blüte, steckte den Zeigefinger zwischen die Holzstäbe des Vogelkäfigs, so daß der Kanarienvogel verschüchtert aufpiepste, und blieb dann vor der Schwester stehen.

«Ja, so lange bin ich nicht in der Heimat gewesen. Es war damals um die Weihnachtszeit. Wir feierten meines Mannes Ernennung zum Obergrubensteiger und die Taufe des kleinen Robert. Mein Patenkind ist inzwischen groß geworden, wie?»

«Ja, Robert besucht das Gymnasium», erwiderte Mathilde Koch ein wenig stolz.

«So wollt ihr einen Gelehrten aus ihm machen?»

«Ich glaube schon, daß Robert das Zeug dazu hat!» Mathilde lächelte froh und wischte sich mit einer schnellen Handbewegung eine Haarsträhne aus der Stirn.

Der Gast hatte Platz genommen, Frau Mathilde setzte sich neben den Bruder und fragte nach dem Befinden der Schwägerin und nach dem Verlauf der Reise. Plötzlich unterbrach sie das Gespräch: «Wo hast du denn dein Gepäck, Eduard?»

«In der «Krone»!»

Die Frau ordnete an: «Laß es herbringen! Du logierst natürlich bei uns im Haus. Robert hat oben ein kleines Stübchen für sich. Das werde ich für dich herrichten!»

Eduard nickte und ging. Er wußte, daß Widerspruch zwecklos war, und dachte nur: Das hat sie von unserer Mutter!

Mathilde rief ihm noch nach: «Hermann hat heute Unterricht in der Bergschule. Um ein Uhr ist er zu Hause. Dann wird gegessen.»

Der Gymnasiast Robert Koch kam aus der Schule. Als er die Treppe hinauf in seine Kammer gehen wollte, hielt ihn die Mutter an.

«Onkel Eduard ist gekommen! Er wird in deinem Zimmer wohnen. Falls du wieder tote Tiere oben aufbewahrst, wirf sie weg, lüfte tüchtig, und schaffe deine Sachen nebenan in den Bodenraum!»

Robert war freudig überrascht. Der Name Eduard war in der Familie stets mit Hochachtung genannt worden. Der Onkel war hoher Beamter der Stadt Hamburg und hatte eine Vertrauensstellung inne. Fremden gegenüber pflegte man stolz seinen Titel und die genaue Berufsbezeichnung anzuführen: Doktor der Philosophie und Münz- und Bankwardein. Als Robert noch dabei war, die letzten Bücher zusammenzupacken, ging die Tür auf. Eduard Biewend trat ein. Der Hausdiener der «Krone» folgte ihm, stellte zwei dickbauchige Reisetaschen ins Zimmer, wurde entlohnt und verließ dienernd den kleinen Raum.

Der Onkel sah sich erstaunt um. An den frisch gekalkten Wänden hingen Kästen mit präparierten Schmetterlingen und Käfern. Auf einem hellgestrichenen Regal standen neben einem ausgestopften Eichhörnchen, einem bleichen Hasen- und einem ebensolchen Rehschädel zwei Gläser mit einer in Spiritus eingelegten Blindschleiche und einer Kreuzotter.

Unter dem eisernen Bettgestell mit dem dicken, rotgeblühten Federbett guckten zwei Kisten hervor: eine große, geschlossene mit einem buntbemalten Deckel, die, wie der Onkel erfuhr, Vergrößerungsglas, Messer, Stichel, Nadeln, Flaschen mit Äther und Spiritus enthielt und was sonst noch zum Handwerkszeug eines praktischen Naturforschers gehörte, und eine offene, längliche Kiste, gefüllt mit unzähligen Steinen: rötlicher Feldspat, grünlicher, schwarzgefleckter Granitporphyr, bräunlicher Gneis, dunkler Mandelstein und braungekörnter Oolith...

Auf dem breiten Fensterbrett waren Moose und Flechten ausgebreitet. Ein würziger Geruch stieg Biewend in die Nase; plötzlich erinnerte er sich daran, daß die Großmutter immer Heilkräuter und Tee gesammelt und getrocknet hatte und daß es in ihrer Stube auch so süßlich-herb geduftet hatte.

Dann erst fiel sein Blick auf Robert, der schüchtern und etwas betreten in seiner abgetragenen und zu kurzen Sommerjacke dastand.

«Du bist also Bobby!» sagte Biewend freundlich, «mein Patenkind und, wie ich hier sehe», fügte er lächelnd hinzu, «schon ein kleiner Forscher.»

Die vertrauliche Anrede, die er von seinen Schulfreunden gewohnt war, gab Robert Mut. Er trat auf Biewend zu, sagte: «Ja, Herr Onkel!» und machte, als ihm die Hand zum Gruß geboten wurde, eine tiefe Verbeugung.

Biewend zog den langen Mantel aus und hängte ihn an einen Kleiderhaken. «Es tut mir leid, daß ich dich für einige Tage aus deinem Reich vertreiben muß, aber deine Mutter wollte es nicht anders.»

«Ich werde alles forträumen, Herr Onkel!»

«Aber nicht doch, mein Junge, daran habe ich ebensoviel Freude wie du.»

Robert strahlte ihn an.

«Hast du das alles selber gesammelt und hergerichtet, Bob?» fragte Biewend.

«Ja, Herr Onkel», gab Robert schnell zur Antwort. «Ich besitze auch ein Terrarium und eine Mappe mit Skizzen von Tieren und Pflanzen.» Jungenhafter Stolz schwang in seiner Stimme.

«So, so», murmelte der Mann und guckte sich weiter um. «Auf der Kommode liegt eine steierische Zither, spielst du damit deinen Käfern und Schlangen auf?»

Robert wurde rot. Er wußte nicht, ob diese Frage spöttisch oder scherzhaft gemeint war. Etwas verlegen antwortete er: «Großvater Biewend hat sie mir geschenkt und eine Anleitung dazu. Ich bin noch beim Üben...» Er hielt zaghaft inne und fügte dann höflich hinzu: «... Herr Onkel!»

Da packte ihn Biewend an den Schultern und sagte vertraulich im Hamburger Dialekt: «Dat Herr lat man weg, mien Jong. Ick bin dien Onkel Edward!»

Robert blickte Biewend treuherzig an und nickte. Dabei dachte er: Das ist ein feiner Kerl!

Als Vater Koch nach Hause kam, begrüßte er den Schwager herzlich. Er schätzte ihn seiner Tüchtigkeit wegen sehr. «Daß du endlich mal wieder in deine Harzberge gekommen bist», sagte er.

«Der Weg ist kürzer geworden, Schwager. Die neue Eisenbahn bis Göttingen bringt uns beinahe in soviel Stunden ans Ziel, wie die alte, gute Postkutsche Tage benötigte.»

«Du hattest wohl Sehnsucht nach deiner Georgia Augusta?» fragte Koch mit verschmitztem Lächeln.

Biewend sumimte: «Frei ist der Bursch . . .» und sagte: «Ich denke gern an meine Universitätsjahre zurück. Und als unsere Verbindung zu einem Kommers mit den Alten Herren einlud, ritt ich diesmal mit dem eisernen Dampfroß hin. Aber es war alles so ganz anders.» Seine Stirn legte sich in Falten. «Wir ehemaligen Studenten, die wir einmal so fröhliche Stunden miteinander verlebt haben, sind uns fremd geworden. Jeder liebt nur seine eigene, kleine Welt, und Egoismus ist nicht der Freund der Geselligkeit. Selbst die Stille und Enge in Göttingen bedrückten mich.»

«Du bist eben Großstädter und Weltbürger geworden», stellte Koch fest.

«Nein, Schwager, ich glaube nicht, daß es daran liegt. Der Wartburggeist, der uns damals noch beseelte, ist ausgestorben. Auch vom Widerstand der sieben Göttinger Professoren gegen die Aufhebung des freihheitlichen Landesgrundgesetzes spricht keiner mehr.»

Am Nachmittag mußte Hermann Koch wieder auf das Bergamt. Biewend begleitete ihn. Bevor sie gingen, rief er Robert zu: «Komm, Bobby, wir wollen anschließend einen kleinen Spaziergang machen.»

Die beiden überquerten das Grubengelände der «Karolina». Förderkörbe surrten, Kipploren kreischten, Staubwolken flogen auf. Der Onkel schritt schneller aus, und bald kamen beide an den Grubensee.

Raschelnd hob sich ein Wildentenpaar aus dem Schilf, ein Rohrspatz zeterte hinter ihm her.

Robert rannte an eine seichte, sandige Stelle des Ufers, und ein dicker Frosch platschte vor ihm ins Wasser.

Biewend folgte. «Hier kennst du dich wohl gut aus?»

«Ja, Onkel Edward», und er zählte auf, was er schon alles gefunden hatte: «Steine, Vogel- und Enteneier, Schnecken, Käfer und Pflanzen. Aber noch viel mehr gibt es zu beobachten. Das Leben im Schilf und am Rand des Teiches steckt voller Geheimnisse. Hier sitze ich oft oder wate behutsam umher. Wenn die Sonne sich im glasklaren Wasser spiegelt, komme ich mir vor wie im Märchenteich der Brüder Grimm. Und im Wald geht es mir erst recht so!» Er hob den Arm und wies hinüber zu

den Tannen, dann blickte er hinauf zum Himmel. «Die Sonne steht noch hoch. Wollen wir in den Wald gehen?»

Biewend nickte. Er erinnerte sich an seine Jugend, wie er als Junge in den Wäldern an der Bode herumgestreift war. Lange hatte er daran nicht mehr gedacht.

Sie liefen den steilen Waldweg hinauf, die Blätter der Eichen und Buchen raschelten leise im Wind.

Da begann Robert von seinen Pirschgängen, wie er sich ein wenig selbstbewußt ausdrückte, zu erzählen, wie er Eichhörnchen verfolgte, Spechten und Baumläufern zusah, Schmetterlinge fing, Pflanzen, Moose und Baumrinden sammelte. Oft blieb der Junge stehen, lauschte gespannt und nannte dem Onkel den Namen des Vogels, dessen Zirpen, Zwitschern oder Schlagen sie gerade hörten.

Dann kniete Robert nieder, nahm seine Lupe aus der Hosentasche und zeigte dem Onkel eine Raupe, die mitten auf einer Blüte saß.

Biewend freute sich über den aufgeweckten Jungen und fragte, nachdem er aufmerksam zugehört und sich die Raupe näher angesehen hatte: «Bist du eigentlich immer allein unterwegs, Bob, oder hast du auch Freunde, die dein Interesse teilen?»

Robert zögerte mit der Antwort. Dann erklärte er: «Meine Klassenkameraden spielen lieber «Räuber und Gendarm» oder Indianer oder mit Ball und Reifen. Oft mache ich mit, aber hierher gehe ich meist allein. Nur manchmal . . .»

«Was ist manchmal?» Biewend sah den Knaben forschend an. Robert schlug die Augen nieder.

«Na, da — da begleitet mich Emmy Fraatz.»

«Eine Tochter des Superintendents?»

«Ja, Emmy ist zehn Jahre alt und spielt mit meinen Schwestern noch mit den Puppen, aber wenn ich mit Pflanzen oder Tieren komme, läßt sie die Mädchen einfach stehen und ist gleich bei mir, guckt sich alles genau an und fragt, wenn sie etwas nicht kennt. Ich erkläre es ihr, und sie merkt sich auch die Namen. Da macht es Spaß!» Robert lachte hell und übermütig. «Nur wenn ich tote Tiere aufschneide, läuft sie weg. Aber wenn sie sieht, daß ich fortgehe, in den Wald oder an den See, kommt sie mit.»

Biewend sah erheitert zu seinem Neffen hinunter. «Foppen dich da deine Schulfreunde und Geschwister nicht?»

Robert antwortete recht gedehnt: «Ja!» Doch gleich fügte er hinzu: «Aber ich mache mir nichts daraus.»

Als sie den breiten Waldweg erreichten, der zur Stadt führte, kam ihnen ein Junge entgegen, der einen leeren Handwagen zog. Er grüßte höflich, und Robert rief ihm zu: «Wo willst du denn noch hin?»

«Gras holen!» lautete die Antwort.

«Wer war denn das?» fragte der Onkel.

«Der Willi Elders. Seine Eltern wohnen dicht vor der Stadt. Willis Vater ist Vorarbeiter in der «Karolina». Er ist mit Papa zur Schule gegangen. Als ich kleiner war, spielte ich oft mit Willi. Wir sind auch jetzt noch gute Freunde. Zwar rümpfen meine Klassenkameraden darüber die Nase, aber was kann der Willi dafür, wenn ihn seine Eltern nicht aufs Gymnasium schicken können. Ich bin ja auch der erste unter den Geschwistern, der die bunte Mütze tragen darf. Ich weiß, wie schwer es die Mutter früher oftmals hatte, die große Familie satt zu machen und einzukleiden.»

Biewend nickte. «Ja, mien Jong, die Güter der Erde sind eben nicht gleich verteilt.» Er knöpfte seinen Rock auf und verschnaufte einen Augenblick.

Robert, noch immer mit den ärmlichen Verhältnissen der Elders beschäftigt, blickte verstohlen auf den feinen, reichen Onkel, der wegen seines weltstädtischen Anzugs die Blicke aller Clausthaler auf sich zog, und sagte sich: Im Leben der Menschen scheint mir vieles nicht zu stimmen!

Jetzt tauchte eine alte, rissige Eiche vor den beiden Spaziergängern auf. Robert stand still und hielt den Onkel zurück.

«Hier habe ich im vorigen Jahr meinen größten Hirschkäfer gefangen. Ich werde ihn dir zu Hause zeigen.»

Biewend nickte. Er schlug die Enden seines Schoßbrockes hoch, faßte Robert am Jackenärmel und zog ihn neben sich auf den Waldboden.

«Komm, Junge, laß uns ein bißchen plaudern.»

Als sich Kochs nach dem Abendessen mit ihrem Besuch in der Wohnstube unter der Petroleumlampe wieder zusammengefunden hatten, zog Biewend einen schmalen Band aus der Tasche und reichte ihn dem Schwager. «Ich habe dir etwas mitgebracht, Hermann.»

«Ein Buch — für mich?» fragte Koch erstaunt.

«Ja, weil es dich besonders angeht. Es ist zwar schon vor mehreren

Jahren erschienen, aber meine Frau bekam es erst kürzlich in die Hände und fand die dich betreffende Stelle.»

«Du machst mich neugierig!» Koch schlug das Buch auf. «Reisebilder von Heinrich Heine.» Er schüttelte den Kopf: «Was soll ich damit zu tun haben?»

«Du erzähltest uns bei deinem Besuch in Hamburg, daß du einmal einem Studenten aus Göttingen deinen Schacht gezeigt hättest.»

Koch nickte und schmunzelte. «Ach, der junge Mann, der solche Angst hatte, die Leitern hinunterzusteigen. Wie habe ich ihm zureden müssen. Und er hat...»

«Ja, ja», unterbrach Biewend, «das steht alles drin. Schlage auf, ich habe einen Zettel zwischen die Blätter gelegt und die Zeilen angestrichen.»

«Da bin ich wirklich gespannt!» Koch las laut: «Ich war zuerst in die ‚Karolina‘ gestiegen. Das ist die schmutzigste und unfreundlichste Karolina, die ich je kennengelernt habe. Die Leitersprossen sind kotig-naß. Und von einer Leiter zur andern geht's hinab, und der Steiger voran, und dieser beteuert immer, es sei gar nicht gefährlich, nur müsse man sich mit den Händen fest an den Sprossen halten und nicht nach den Füßen sehen und nicht schwindlig werden und nur beileibe nicht auf das Seitenbrett treten, wo jetzt das schnurrende Tonnenseil heraufgeht und wo vor vierzehn Tagen ein unvorsichtiger Mensch hinuntergestürzt und leider den Hals gebrochen.»

Koch hielt inne, in seinem Gesicht zuckte es. Er preßte die Lippen zusammen. Er wußte nicht, ob er sich ärgern oder ob er lachen sollte.

Biewend amüsierte es. «Du erkennst dich also wieder, Steiger? Der Herr Studiosus hat's dir und deiner ‚Karolina‘ schön gegeben. Übrigens kann der Schreiber gut beobachten: die Menschen und die Natur. Und er nimmt kein Blatt vor den Mund, wenn ihm etwas nicht gefällt. Besonders auf die Göttinger und die ganze Hautevolee ist er nicht gut zu sprechen. Das haben die Herren in Hannover seinerzeit bald weggekriegt und das Buch verboten.»

«Verboten?» fragte Koch und legte den Band auf den Tisch zurück.

Doktor Biewend strich bedächtig mit den Fingern über seinen englisch gestutzten Schnurrbart. «Nun tu nicht so, als ob Gift daran hänge, Hermann, wenn der Autor auch Gift sprüht.»

Koch schüttelte den Kopf. «Ich habe gar nichts dagegen. Gift hat ja

mitunter eine heilsame Wirkung. Wo ist denn das Buch gedruckt worden?»

«In unserm freien Hamburg.» Biewend reichte der Schwester das Bändchen, zog seine Zigarrentasche aus dem Rock und bat Koch: «Besorg uns mal Feuer, Schwager.»

Hermann Koch sah sich suchend im Zimmer um und ging dann hinaus. Mathilde hatte den Anfang der «Harzreise» aufgeschlagen.

«Verse!» sagte sie freudig und begann zu lesen:

«... Auf die Berge will ich steigen,
Wo die dunkeln Tannen ragen,
Bäche rauschen, Vögel singen,
Und die stolzen Wolken jagen...»

Die Frau ließ das Buch sinken und sagte sinnend: «Als ob Heine diese Strophe speziell für uns Clausthaler geschrieben hätte.»

Biewend schob seinen Stuhl näher an Mathilde heran. «Du findest viel Schönes in dem Bändchen, läßt dir meine Frau sagen. Nimm dir nur die Zeit zum Lesen.»

Mathilde seufzte. «Ach, Eduard, ich komme wenig zum Sitzen. Der Tag ist viel zu kurz für mich. Die Wirtschaft, dazu mein altes Leiden...»

«Der Arm» — Biewend berührte ihn vorsichtig —, «ist er nicht besser geworden?»

Mathilde schwieg verlegen. Dann erklärte sie leise: «Nein! Der Bruch am Ellenbogen ist damals gut verheilt, der Arm aber krumm geblieben.»

Der Bruder schüttelte den Kopf. «Kannst du dir nicht eine Hilfe für den Haushalt nehmen?»

«Ach, das Geld reicht immer noch nicht zu, wenn auch Hermann jetzt Bergrat geworden ist; die Familie ist eben zu groß. Trotzdem möchte ich mit niemandem tauschen.»

Da kam Koch zurück. Er hatte eine brennende Wachskerze in der Hand, stellte sie auf den Tisch, legte Fidibusse daneben und nahm wieder Platz. —

Am folgenden Nachmittag, als Hermann Koch wieder zum Dienst gegangen war, nahm Biewend Robert mit auf sein Zimmer.

«Ich habe heute morgen in deinem Skizzenbuch geblättert», sagte er. «Sehr sorgfältig hast du deine Käfer, Schmetterlinge, Blüten und Blätter

abgezeichnet. Aber es gibt noch eine andere Möglichkeit, die Natur abzubilden, und zwar ganz getreu, mit Hilfe einer Jodsilberplatte.»

Robert blickte den Onkel fragend an. Biewend ging zu seiner Reisetasche, öffnete sie, suchte darin herum und stellte dann einen schwarzen Kasten auf den Tisch.

«Eine Daguerresche Camera obscura!» rief Robert erstaunt aus und betrachtete die dunkle Kammer neugierig. «Damit könnt Ihr wirklich Bilder machen?»

Biewend nickte und nahm die Kamera in die Hand. «Du wirst ja gehört haben, daß ich der erste bin, der die Lichtbildnerei von Daguerre erlernt hat. Paß auf! Hier unter dieser kleinen Klappe befindet sich die Linse, die das Bild, das ich festhalten will, auf die Platte wirft, so wie ich es vorher auf eine Mattscheibe einstellte.»

Roberts Augen glänzten. «Und dann?»

«Nun, dann wird die belichtete Platte Quecksilberdämpfen ausgesetzt, und das Lichtbild ist fertig.»

Robert war begeistert. «Bitte, Onkel Edward, zeigt Ihr mir einmal die Kunst der Daguerreotypie?»

Biewend legte dem Neffen, der ihn treuherzig anblickte, die Hand auf die Schulter und sagte lächelnd: «Ja, mien Jong, das muß ich denn wohl», nahm noch ein hölzernes Stativ aus der Tasche und reichte es Robert.

«Also gehen wir auf die Anhöhe am See. Von dort haben wir eine schöne Aussicht!»

Robert lief vor Ungeduld und Neugierde so schnell, daß Biewend seine wohlgesetzten Schritte aufgeben mußte, um nicht zurückzubleiben. Doch er fühlte sich dadurch nicht in seinem Wohlbefinden beeinträchtigt, ihm war im Gegenteil durchaus leicht und unbeschwert zumute.

Auf der Höhe blickte er sich um und betrachtete die im Sonnenlicht gebadete Landschaft mit innigem Genuß: das dunkle Grün der Wälder, die leuchtende Helle des Sees, das bunte Gewirr der Häuser. Impulsiv rief er aus: «Wie ist doch die Heimat schön!» Im gleichen Augenblick war er über sich selbst und seine Begeisterung verwundert, die sonst gar nicht in seiner Art lag.

Robert drängte: «Wo soll das Stativ stehen?»

Biewend wischte sich mit der Rechten über die Stirn, nahm den breitkrempigen Hut ab, warf ihn ins Gras und wies auf den Boden. «Hier wird's am besten sein!»

Robert klappte das Stativ auseinander und stellte es vorsichtig auf. Biewend griff mit zu. «Das eine der drei Beine muß nach vorn zeigen, damit es sich verstellen läßt.» Er paßte den Kasten in das Schraubengewinde, drehte ihn fest, nahm ein großes, schwarzes Tuch aus der Rocktasche, beugte sich nieder und legte den Lichtschutz über Kopf und Kamera, rückte am Stativ herum und ließ dann Robert hindurchschauen.

Der Junge rief aus: «Die ganze Stadt auf der kleinen Scheibe! Wie ein gemaltes Bild! Das ist eine feine Sache!» Er schlug das Tuch zurück. Seine Backen glühten. Gespannt verfolgte er jede Bewegung des Onkels.

«So, nun wollen wir mal sehen, wie es weitergeht!» Biewend zog die Mattscheibe aus dem Rahmen, die an der Rückwand der Kamera angebracht war. «Nun setzen wir den Plattenbehälter ein, ziehen den Schutzdeckel heraus, nehmen die Kappe von der Linse – siehst du, so! – und zählen eins, zwei, drei, und fertig ist die Aufnahme.»

Robert hüpfte von einem Bein auf das andere. «Das erste Lichtbild von Clausthal! Nun fehlen nur noch seine Paten, die würdigen Benediktinermönche», fügte er schalkhaft hinzu.

«Was redest du da?» fragte Biewend. «Was haben Mönche hiermit zu tun?»

«Das weißt du nicht?»

«Nein!» gab der Onkel zurück. «Aber erklärt mir das, Herr Magister.»

Diesmal war Robert nicht verlegen. Er redete frisch drauflos. «Als das in der Schule durchgenommen wurde, habt Ihr wohl geschwänzt? Also: Im 14. Jahrhundert entdeckten Mönche hier in dieser Gegend das Silber in der Erde. Dort unten im Tal» – er zeigte zur Stadt – «errichteten sie ihre Klause, und die späteren Siedler nannten ihr Dorf...?»

«... Clausthal!»

«Richtig, Onkel Edward, eins rauf!»

Lachend traten beide den Heimweg an.

Am Sonntag mußte sich die Familie Koch im Garten versammeln. Mutter und Vater Koch nahmen auf Stühlen Platz, und Onkel Eduard gruppierte um sie herum die Kinder. Robert wurde rechts neben der Mutter aufgestellt und mußte die Linke auf ihre Schulter legen. Dann hantierte der Onkel an der Kamera, bat die Familie, sich für eine Sekunde ganz ruhig zu verhalten, und rief schließlich laut: «Fertig!»

Robert lief sofort zum Onkel, drehte die Kamera vom Ständer, klappte das Stativ zusammen und fragte: «Entwickeln wir die Bilder heute?»

Biewend nickte und wandte sich an die Schwester und den Schwager. «Entschuldigt uns ein Weilchen.»

Robert eilte voraus in den Keller des Hauses, rückte eine alte Holzkiste zurecht, dunkelte das kleine Fenster ab, rannte hinauf in die Küche, entzündete mit einem Fidibus am Herdfeuer ein Öllämpchen und kam atemlos unten wieder an.

Nun trafen Onkel Biewend und Robert gemeinsam ihre Vorbereitungen. Es war still im Raum und roch etwas muffig. Die eine Wand war feucht und weißlich beschlagen. Doch das störte sie nicht.

Robert stülpte einen roten Papierlampenschirm über das Licht, öffnete die runde Eisenbüchse mit dem Quecksilber und setzte ein etwa handhohes, zusammenklappbares Holzgestell darüber.

Der Onkel nahm die Jodsilberplatte aus der Kamera und legte sie mit der belichteten Seite darüber.

«Die Dämpfe, die das Quecksilber entwickelt, schlagen sich in feinen Kügelchen an den Stellen nieder, auf die das Licht eingewirkt hat, und rufen so das Bild hervor», erklärte er dem Neffen und fügte noch hinzu: «Mit dem Quecksilber mußt du immer recht vorsichtig umgehen, Bobby, seine Dämpfe sind giftig. Beim Öffnen und Schließen der Büchse stets den Kopf abwenden.»

Robert hörte interessiert zu. «In der Physikstunde bekommen wir Quecksilber überhaupt nicht zu Gesicht. Es wird nur darüber geredet.»

Biewend füllte unterdessen die niedrige, rechteckige Tonschale halb mit Wasser und gab aus einer Büchse etwas unterschwelligsaures Natrium hinzu.

«Ein halber Kaffeelöffel genügt, die Platte zu fixieren», erläuterte er, «das lichtempfindliche Jodsilber zu entfernen. Lege jetzt die Platte in die Lösung», forderte er Robert auf, während er die Quecksilberbüchse schnell verschloß. Nach wenigen Minuten war das Bild fertig und wurde auf einen Holzständer zum Trocknen gestellt. «Und nun die andere Platte!» Biewend reichte sie Robert. «Also da capo! Jetzt gucke ich zu!»

Als Robert fertig war, äußerte der Onkel: «Das Fixiersalz kannst du später nochmals benutzen, fülle es dir nachher in eine Flasche.»

Robert war darüber verwundert, weil er nicht wußte, wozu ihm das Fixiersalz dienen sollte, und entfernte den Sack vom Kellerfenster.

Biewend betrachtete die Platten. «Schade», meinte er, «daß wir nur ein Bild von jeder Aufnahme machen können. Der Engländer Talbot arbeitet an einer Methode, Bilder mit Hilfe des Lichtes zu vervielfältigen. Aber jede Erfindung braucht ihre Zeit, bevor sie vollkommen ist und allgemein verwendbar wird.»

Robert stand noch vor dem niedrigen Fenster und blickte auf den Hof. Hühner scharrtten im Sand, Enten watschelten durch eine Wasserpflütze, der weiße Spitz lag schläfrig und faul vor seiner Hütte.

«Bobby!» rief Biewend ihn an, «du hörst mir ja gar nicht mehr zu.»

«Doch, Onkel Edward.» Robert drehte sich um, langsam, zögernd. «Ich werde Euch sehr vermissen, wenn Ihr wieder fort seid.»

«Tja, mien Jong, so ist es nun mal. Im Leben geht nicht alles nach Wunsch. Aber ich werde dir etwas von mir hierlassen, das mag dich stets an mich erinnern: die Camera obscura!»

«Onkel Edward!» Der sonst so stille und in sich gekehrte Junge fiel dem Onkel mit Dankesworten um den Hals.

II

«Fast sieben Jahre sind vergangen seit jenem Tag, als Ihr mir in Clausthal die Kamera zum Geschenk machtet, Onkel Edward», sagte Robert Koch nach der Begrüßung in Hamburg.

«So lange haben wir uns nicht gesehen, mein Junge, und du bist inzwischen ein angehender Student geworden.»

Robert rutschte vorsichtig auf dem zierlichen Stuhl mit den dünnen Beinen hin und her, als er antwortete: «Was mit mir werden soll, Onkel, das ist noch die Frage. Sie zu lösen, bin ich zu dir gekommen, oder besser» — Robert lächelte verlegen —, «geschickt worden.»

Jetzt lachte Biewend. «Natürlich von deiner Mutter.»

«Ihr habt recht», erklärte Robert, «das ist die Rede der Mutter: «Ich ziehe euch groß und trage die Verantwortung für euch!» Doch selbstverständlich ist auch der Vater für die Reise gewesen.»

Natürlich, dachte Biewend, wer kommt schon gegen meine Schwester auf. Dann läutete er mit einer silbernen Tischglocke nach dem Hausmädchen.

«Stine, bringe den jungen Herrn ins Fremdenzimmer!»

Das Mädchen knickste.

Der Onkel erhob sich. «Mach es dir zunächst bequem, wir reden nachher in aller Ausführlichkeit miteinander. So long!» Damit verabschiedete er den Neffen.

Robert verbeugte sich artig und folgte dem Mädchen. Seine Schuhe versanken lautlos in den Perserteppichen, die den Boden des Salons bedeckten. In der geräumigen Diele, die sie nun durchschritten, blickte er sich aufmerksam um. Auf den Borden der holzgetäfelten Wände blitzten kupferne und silberne Kannen und Teller. In dem mächtigen Kamin mit den bronzebesetzten Kanten knisterte das Holzfeuer. Steif standen die hohen, buntbezogenen Armlehnsessel auf dem blaßblauen Teppich, und die riesigen Pflanzen in den Holzkübeln reichten fast bis zur Decke.

Voller Erwartungen nahm Robert die unbekannte Welt in sich auf. Es war alles so großartig in dem alten Patrizierhaus. Auch die Familie Koch wohnte seit einigen Jahren in einem stattlichen Haus, das einst dem Großvater gehört hatte, doch fehlte darin jeglicher Luxus, und verglichen mit dem des Onkels, war es recht bescheiden.

Im ersten Stock öffnete Stine ein Zimmer mit einer zweigeteilten Doppeltür und bat Robert Koch einzutreten.

«Ich rufe den jungen Herrn dann später zum Tee!» sagte sie und ging.

Robert sah sich von schweren, geschnitzten Möbelstücken umgeben. Er legte seinen Mantel ab und hängte ihn in den mit Ornamenten verzierten Kleiderschrank, wusch sich Gesicht und Hände in dem dicken Waschbecken aus marmoriertem Steingut, warf einen Blick in den ovalen Spiegel, rückte die schwarze Schleife zurecht und trat ans Fenster, das fast die ganze Schmalseite des Zimmers einnahm. Er schlug die weiße, zarte Gardine zurück und öffnete einen Fensterflügel. Rauhe, naßkalte Luft schlug ihm entgegen. Das Bild, das sich ihm bot, war für ihn neu und einzigartig: der Hafen, die Masten, der Segelschiffe, die Rauchfahnen der Dampfer.

«Das Tor der Welt!» flüsterte er, und die Frage stieg drängend in ihm auf: Ob es sich auch mir öffnen wird?

Er wußte nicht, wie lange er gestanden hatte, als er in seinen Träumen unterbrochen wurde. «Madam erwartet den jungen Herrn zum Tee.»

Im Speisezimmer saß Frau Biewend vor einem kleinen gedeckten Tisch.

Robert hatte die Tante noch niemals gesehen. Er verbeugte sich an der Tür, zögerte einen Augenblick, trat an den Tisch und nahm die Hand, die ihm geboten wurde. Frau Biewend betrachtete Robert mit einem forschenden Blick und lächelte. Sie hatte sich den Bergmannssohn aus dem Oberharz etwas grob und unbeholfen vorgestellt. Ihr Neffe hatte jedoch eine schlanke, feingliedrige Gestalt und offenbar ein gutes Benehmen.

«Ich freue mich, Sie zu sehen, Frau Tante, und habe Grüße zu überbringen aus Rothehütte und Clausthal.»

Frau Biewend senkte dankend den Kopf und forderte Robert mit einer Handbewegung zum Sitzen auf. Dann griff sie zur Kanne und goß Tee ein. Ihre Bewegungen waren anmutig und fürsorglich. Robert betrachtete die gepflegten Finger, an denen Ringe glitzerten. Ihre feine Seidenbluse knisterte leise, wenn sie sich vornüberneigte. Das blonde Haar war zu einem großen Knoten geschlungen. Wieder blickte Robert auf die Hände der Frau: schmal und zart, die Fingernägel rosig und lang – zu arbeiten brauchte die Tante wohl nicht, wie Mutter!

«Zucker?» fragte Frau Biewend.

«Nein, danke!»

«Aber Toast und Schinken!» Sie nahm eine Scheibe Röstbrot, bestrich sie mit Butter, belegte sie und reichte sie Robert.

Dann fragte sie den Neffen freundlich und voller Anteilnahme nach den Eltern und Geschwistern, mit deren Lebensumständen und Sorgen sie durch die Briefe von Roberts Mutter gut vertraut war. Nach Beendigung der kleinen Mahlzeit führte sie ihn in ihr Zimmer.

Das Boudoir war mit zierlichen Möbeln ausgestattet. Die Beine des ovalen Tisches, des schmalen Schreibsekretärs, des Plüschkanapees und der gepolsterten und mit dunkelrotem Plüschbezug versehenen Stühle waren gewunden. Buntgestickte Gobelins schmückten die Wände. Auf einem säulenartigen Sockel unter einer Glaushaube tickte eine Pendüle. Als Robert in einer Vitrine statt des üblicherweise darin aufbewahrten Schmuckgeschirrs eng aneinandergereihte Bücher bemerkte, trat er interessiert näher und überflog die Titel auf den Rücken der meist in Leder gebundenen Bände: Theodor Storm, Gedichte; Eduard Mörike, Mozart auf der Reise nach Prag; Fritz Reuter, Läuschen un Rimels; Walter Scott, Ivanhoe; Lord Byron, Don Juan; Nathaniel Hawthorne, The Scarlet Letter; Edgar Allan Poe, Tales...

«Das sind meine Freunde!» sagte Frau Biewend, «darum habe ich sie auch bei mir einquartiert. Die übrigen Bücher sind in der Bibliothek untergebracht.» Sie öffnete die Schranktür mit den geschliffenen Scheiben und nahm wahllos einen Band heraus. «Mit ihnen beschäftige ich mich oft. Kennst du einen von diesen Dichtern?»

«Nein!» gab Robert offen zu.

«Auch Uhland, Hebbel, Stifter nicht?»

Robert schüttelte den Kopf. «In der Schule haben wir nur einen Überblick über die mittelhochdeutsche und frühe neuhochdeutsche Dichtung bekommen, dann auch einiges von Schiller und Goethe gelesen.»

Frau Biewend stellte das Buch in die Vitrine zurück; wie es schien, war sie ein wenig über die Antwort enttäuscht.

Da fuhr Robert rasch fort: «Dagegen kenne ich mich bei den alten griechischen und römischen Schriftstellern gut aus! <Wie Odysseus den Streit um die Bestattung des Ajax entscheidet> hieß mein Aufsatzthema beim Abiturium, und über Plutarchs <Timoleon> mußte ich im Lateinischen schreiben.»

Die Tante blickte den Neffen lange an, als überlege sie etwas. Dann sagte sie: «Gewiß, Homer und Plutarch gehören natürlich in das humanistische Gymnasium. Aber ich meine, man sollte den jungen Menschen nicht nur das tote Altertum als Vorbild geben, sondern sie auch in die lebende Gegenwart führen. <Wer nur im Gestern denkt und fühlt, wird das Heute nie begreifen!>» Sie wies auf die Bücherreihe und nahm erneut einen Band heraus. «Schau, hier ist Gegenwart! Das sind Menschen von heute! <Leier und Schwert> — das hat unser Theodor Körner gedichtet, der als <Lützower> im Freiheitskrieg 1813 den Soldatentod fand.»

Robert hatte erregt zugehört. Jetzt unterbrach er sie lebhaft:

«Frau Tante, sein Leben einzusetzen, um den Menschen zu helfen, das ist wohl das Höchste, was es gibt! Mich interessieren besonders die exakten Wissenschaften von der Natur, und ich glaube, auch sie sind uns dienlich, um Helfer der Menschheit werden zu können.»

«Bravo!» rief eine Stimme hinter ihm. Doktor Biewend war unbemerkt eingetreten. «Bravo!» wiederholte er. «Aus dir spricht der zukünftige Gelehrte.»

Robert war rot geworden. In Gegenwart der Tante fand er keine rechte

Antwort. Biewend bemerkte es, er faßte den Neffen unter den Arm. «Komm, Bobby, jetzt zeige ich dir meine Bücher!»

Aber Robert konnte kaum einen Blick auf die Bücherschränke und Regale werfen, die ringum die Wände der Bibliothek bis zur Decke füllten. Denn Biewend steuerte gleich auf den erhöhten Fensterplatz zu, ließ sich in einen wuchtigen Ledersessel fallen, machte eine kurze Handbewegung, und Robert sank ebenfalls in die Polster.

«Was ist also?» begann Biewend ohne Umschweife. «Erzähle!»

«Ich soll Philologie studieren», sagte Robert seufzend. «Das will der Vater. Er hat darüber mit Herrn Fraatz, der jetzt Generalsuperintendent ist, und mit meinem Lehrer gesprochen. Direktor Elster hat zwar zu den Naturwissenschaften geraten, weil ich hier in allen Fächern mit «sehr gut» abgeschnitten habe, während ich es in den Sprachen nur zum «gut» brachte. Aber der Vater meint, in der akademischen Karriere als Privatdozent wäre ich wer weiß wie lange auf Zuschüsse angewiesen. Das geht natürlich nicht, die Geschwister müssen ja noch versorgt werden. Er ist der Ansicht, der Lehrerberuf sei für mich das gegebene. Da würde ich gleich verdienen, und ich wäre auch im Alter versorgt. Er hat wohl recht. Natürlich! Die Fraatzes sind der gleichen Meinung. Auch Emmy!» Robert stockte und blickte vor sich nieder.

Der Onkel lächelte. Er hatte sich, während der Neffe sprach, an einem Schwedenhölzchen eine Zigarre angezündet und streifte jetzt die Asche in den marmornen Becher auf dem vor ihm stehenden Tischchen.

«Emmy!» sagte er etwas gedehnt. «Das ist also deine Zukünftige!» Seine Augen glitten prüfend über den Neffen. «Ist das schon so sicher?»

«Ich glaube wohl, Onkel. Auch die Eltern sähen es gern.»

«Also im Familienrat bereits beschlossen!» stellte Biewend ein wenig bedauernd fest. «Doch nun zu dir. Was hast du für Wünsche?»

Robert richtete sich auf. «Gymnasiallehrer — tote Sprachen pauken — viel Lust habe ich dazu eigentlich nicht.» Zögernd fuhr er fort: «Dozent an einer Universität — schon eher. Am liebsten aber Kaufmann — Faktorist irgendwo in überseeischen Ländern! Ferne — Freiheit!» fügte er schwärmerisch hinzu.

Biewend zog an seiner Zigarre, blies den Rauch seitwärts von sich und sagte langsam und bedächtig: «Ich will dir dazu eine kleine Geschichte erzählen: Als ich, damals noch ein junger Rechtsanwalt, hierherkam, lernte ich auf einer Gesellschaft einen gleichaltrigen Doctor juris kennen.

Er, nennen wir ihn Ohlsen, war der Sohn eines hiesigen Großkaufmanns und sollte als Syndikus in die väterliche Firma eintreten. Er wollte sich aber zuerst in der Welt umsehen. Der englische Kompagnon des Kaufmanns verschaffte Ohlsen eine Stellung bei der Britischen Ostindischen Kompanie in Kalkutta — als Faktorist. Es schien ihm zunächst zu gefallen, denn er blieb länger fort als vorgesehen. Dann kam die große Wirtschaftskrise. Ohlsen senior machte Pleite. Sein Londoner Kompagnon trennte sich von ihm, und der junge Ohlsen ließ nichts mehr von sich hören — bis er nach Jahren wieder auftauchte: körperlich und geistig gebrochen. Er war krank geworden. Die Company hatte ihn entlassen, der Vater hatte ihn nicht mehr unterstützen können. Als Hafenarbeiter hatte er sich schließlich die Überfahrt verdient.» Robert wollte etwas einwenden, doch Biewend ließ sich nicht unterbrechen. «Das ist ein Einzelfall, willst du sagen! Nein, mein Junge, mir sind noch mehr solcher gescheiterten Existenzen bekannt. Es ist nicht einfach, im fremden Land, unter unbekannten und ganz anders gearteten Verhältnissen und Menschen zu leben, abgesehen von den klimatischen Bedingungen. Das Unbekannte, Abenteuerliche reizt auf die Dauer nur noch die Nerven. Das anfangs Beglückende wirkt mit der Zeit erdrückend. Viele finden drüben — wo es auch sein mag — ihren einzigen Trost im Trinken. Wer natürlich ab und zu in der Heimat Körper und Geist auffrischen kann, mag es wohl aushalten. Dazu aber gehören völlige Unabhängigkeit und — Kapital! Wer das nicht hat, kann nicht damit rechnen, als «königlicher Kaufmann» sein Glück zu machen.»

Robert schaute, während der Onkel auf ihn einsprach, zum Fenster hinaus. Die kahlen Bäume des Parks schienen die Worte zu unterstreichen. Sie waren so trostlos und nackt wie die Wahrheiten, die er zu hören bekam.

Da fuhr Biewend fort, und seine Stimme klang väterlich mahnend: «Also, Bobby, geh auf die Universität! Lerne, was dir Spaß macht. Es muß ja nicht gerade Schulmeister sein. Wie wäre es denn mit Medizin? Und dann Schiffsarzt! Die Wissenschaft gibt dir Freiheit, und auch die Ferne steht dir offen!»

Robert rührte sich nicht.

Biewend drehte seine Zigarre. Er fühlte, welch starken Reiz auf Robert das Ziel ausübte, das er ihm vor Augen gebracht hatte. Der Neffe mußte jetzt mit sich allein ins reine kommen. Er beendete daher das Gespräch,

indem er sich erhob. «Komm, Junge, ich will dir einige alte Folianten zeigen, die mein Schwiegervater um die Jahrhundertwende von französischen Emigranten kaufte — und was ich noch sagen wollte; ich werde dir von unserer Handelsbank jeden Monat eine bestimmte Summe auf die Kommandite in Göttingen überweisen lassen, damit du als Student nicht zu sehr rechnen mußt.»

Robert stand ebenfalls auf, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und sagte schlicht: «Ich danke Euch, Onkel Edward!»

Am nächsten Abend waren Gäste bei Biewends: die Familie des Großkaufmanns Hinrichsen. Biewend hatte sie eingeladen, um Robert mit dem jungen Heinrich Hinrichsen bekannt zu machen, der zu Semesterbeginn ebenfalls sein Studium in Göttingen beginnen wollte.

«Die Sache ist vorige Woche erst perfekt geworden», sagte Hinrichsen senior in seinem Kaufmannsdeutsch zu Robert, indem er genießerisch sein Glas Burgunder schlürfte. «Ich wollte eigentlich gern, daß der Hein nach Kiel geht.» Er wischte mit der fleischigen Rechten über seinen Vollbart, während die Linke mit der dicken Zigarre auf dem Tisch lag.

«Es wäre für Ihren Herrn Sohn näher gewesen», erwiderte Robert höflich.

Herr Hinrichsen nickte. «Aber abgesehen davon, habe ich in Kiel einen Geschäftsfreund. Bei ihm hätte Hein wohnen können. Erstklassiger Familienanschluß!»

«Und warum ist nichts daraus geworden?»

In Hinrichsens blauen Augen funkelte der Spott. «Denken Sie nur, die Jurafakultät sei bereits überbelegt, bekam ich zu hören. In Wahrheit aber wollen sie keine ausländischen Studenten, vor allen Dingen aber keine aus dem Deutschen Bund; die könnten einen unheilvollen Einfluß auf die Schleswiger ausüben.»

«Das verstehe ich nicht.»

Hinrichsen streifte Robert mit einem abschätzenden Blick, als wollte er sagen: Du kommst wohl vom Mond!

Robert sah verständnislos drein. Da schaltete sich der Onkel ein.

«Auf den hannoverschen Schulen erfahrt ihr offenbar wenig oder gar nichts von der Politik, noch dazu, wenn es sich um Revolutionen handelt.»

Biewend erzählte dem Neffen, daß Dänemark Anno 48 Schleswig sich einverleibt hatte und daß die Schleswiger deshalb rebellierten, bis ihnen

der Deutsche Bund Soldaten zu Hilfe schickte und sie auf diese Weise ihre alten Rechte wiederbekamen.

Hein Hinrichsen, der neben Robert saß, zitierte:

««Ein garstig Lied! Pfui! ein politisch Lied!
Ein leidig Lied! Dankt Gott mit jedem Morgen,
Daß ihr nicht braucht fürs Röm'sche Reich zu sorgen!»

Ich sah neulich im Schauspielhaus Goethes «Faust» in einer ausgezeichneten Aufführung.» Leise fuhr er fort: «Ich will hoffen, daß auch das Göttinger Theater etwas taugt. Überhaupt will ich das Leben dort genießen. Das Studium lockt mich wenig. Aber mein Vater denkt nur an das Geschäft, und da muß ich mich eben mit der Jurisprudenz abquälen.»

Er beugte sich näher zu Robert. «Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage», sagt Mephistopheles.

«Weh dir, daß du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist leider nie die Frage.»

Hein drehte sich vorsichtig um, dann stand er auf und zog Robert mit sich fort. «Setzen wir uns an den Kamin. Dort können wir ungestört plaudern und gemütlich eine von den leichten Holländern smoken.»

Die beiden jungen Menschen kamen in ein lebhaftes Gespräch. Robert fühlte sich von Heins frischem, unbekümmertem und saloppem Wesen angezogen, das seiner eigenen Art so ganz entgegengesetzt war.

In den folgenden Tagen waren sie von früh bis spät zusammen: am Hafen, an der Alster, in den engen Gassen der Altstadt und in einigen Vergnügungsstätten. Das alles war für Robert Koch anregend und aufregend zugleich. Er war froh, als er wieder im Zug saß, der langsam durch die Lüneburger Heide fuhr, Hannover und Göttingen entgegen.

III

«Verdammt! Jedesmal, wenn ich in deine Bude einkreuze, ramme ich mir den Schädel.»

Heinrich Hinrichsen fing mit beiden Händen seinen Stürmer auf, der ihm ins Gesicht gerutscht war, stülpte ihn über den Kleiderhaken an der Tür und ließ sich wuchtig auf das knarrende Bettgestell fallen.

«Außerdem komme ich mir beim Aufstieg zu dir immer vor wie ein Kohlentrimmer, der aus seinem Bunker die dunkle steile Treppe an Deck emporklimmt.»

«Du kommst wieder aus der «Gülle», Hein!» Robert Koch legte den Bleistift auf das Heft, in dem er geschrieben hatte, und sah zu dem leicht Angetrunkenen hinüber.

«Dämmerschoppen – klar! Hatten einen ausgedehnten Spaziergang hinter uns. Waren unser sechs. Wärst du lieber mal mitgekommen! Wirst ja ganz bregenklüterig in deiner Klausur – Clausthaler!» Hinrichsen lachte kräftig über seinen Witz.

«Immer noch besser: handfeste Klüter als lockerer Streusand!»

«Gut gegeben, Fuchs!» Hinrichsen schlug sich auf die Knie und lachte erneut. Dann streckte er den Kopf vor. «Wann kann ich dich endlich keilen für unsere Verbindung?»

«Du weißt doch, daß ich keine Zeit und auch kein Geld für solche Dinge habe.»

«Mönsch, bi so 'n reichen Verwandten in Hamburg . . .»

«Du glaubst doch wohl nicht im Ernst, daß ich Onkel Biewend dafür um Geld angehe!»

Heinrich schnippte mit den Fingern. «Ach wat, nicht so kleinlich! Wir tun ja nur ein gutes Werk, wenn wir die Dukaten der Hamburger Pfeffersäcke ins Rollen bringen!»

Robert hatte sich, noch während Hein sprach, erhoben. Er stellte die lange Pfeife, die er zu rauchen pflegte, an die Schrankecke und stieß die offenen Fensterflügel weit auf. Die goldenen Strahlen der Abendsonne füllten den kleinen Raum. Ein Rotkehlchen zwitscherte und wippte auf der Dachrinne.

Robert lehnte sich an das Fensterbrett und erwiderte: «Ich bin aus einem anderen Holz geschnitzt als du, Hein. Du lebst «in dulci jubilo», bewohnst in einer Villa ein ganzes Appartement, gehst ins Kolleg, wann

es dir gefällt, wenn du mal ausgeschlafen bist oder gerade nichts Besseres vorhast. Gut, du kannst es dir leisten.»

Hinrichsen streckte sich lang auf dem Bett aus und legte seine Beine mit den blitzenden Stulpenstiefeln ungeniert auf die Decke.

Robert achtete nicht darauf, er kannte diese lässigen Manieren. «Du weißt, ich kenne keinen Neid. Ich bin an Genügsamkeit gewöhnt und fühle mich hier unter meinem Dach und über den anderen Dächern Göttingens bei meinen mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien recht wohl, obgleich ich manchmal aus . . .»

Robert seufzte, sah zum Fenster hinaus, über die Spitze der Nikolaikirche hinweg bis zu dem Wallgraben und den dahinter liegenden bewaldeten Höhen.

«Aber lassen wir das! Es ist zwecklos, über Dinge zu reden, die man allein nicht ändern kann.»

Er wandte sich um, trat an das braunlackierte, schmale Bücherregal, nahm einen Band heraus und blätterte wahllos darin.

Hinrichsen war aufmerksam geworden, er warf sich auf dem Bett herum, stützte den Kopf in die Hand und fragte eindringlich: «Was ist manchmal? Du bist doch irgendwie enttäuscht! Rede, Bob!»

«Ja, Hein, wie soll ich dir das erklären? Die Physik bei Weber und die Botanik bei Griesebach mache ich ganz gern mit. Aber der trockene trigonometrische und stereometrische Formelkram befriedigt mich immer weniger. Mir wären die angewandten Naturwissenschaften sehr viel lieber.»

Hein richtete sich vollends auf. «Aber Bob, wenn du bereits nach einem Vierteljahr entdeckst, daß du auf dem falschen Dampfer sitzt, steige so schnell wie möglich um.» Da Robert schwieg, drang er weiter in ihn. «Wenn du heute schon einsiehst, daß dich ein Schulmeisterdasein nicht ausfüllen würde, so vertausche doch den Rohrstock mit dem Hörrohr!»

«Wenn das so leicht wäre, Hein. Du weißt, ich denke daran, eine Familie zu gründen. Und als Landarzt kann man kaum existieren. Außerdem fühle ich mich auch mehr zur Forschung hingezogen, und dazu fehlt es vollends an Geld. Also werde ich wohl alles beim alten lassen», schloß Robert seufzend.

«Na schön!» Hein rekelte sich und stand auf. ««As you like it» nannte Shakespeare eine seiner Komödien. «Wie es euch gefällt!» Mir gefällt das Leben hier und meine Rolle in meinem eigenen Lustspiel. Ich nutze das

Meine und genieße, getreu dem Wahlspruch des alten Cato: «Suum cuique!»»

«Und dein Studium vergißt du dabei!»

Hein lachte. «Wennschon, mein alter Herr kommt auch noch ein paar Jahre ohne mich aus!» Dabei schritt er schwerfällig im Zimmer auf und ab.

«Ich hab 'n bannigen Durst. Da du kaum etwas Trinkbares haben wirst, werde ich mich wieder davonmachen.»

«Trinkt Wasser wie das liebe Vieh...», scherzte Robert und langte nach dem Waschkrug.

Hein verzog seinen breiten Mund und schüttelte sich.

Vor der hohen, hellgebeizten Eingangstür des Herrschaftshauses in der Nähe des Stadtparks stand Robert Koch. Er reinigte seine Schuhe auf der dicken Kokosmatte vom Schneematsch, schüttelte die weißen Flocken von Mantel und Hut ab und betätigte den Klopfer.

Es erschien ein zierliches Stubenmädchen im schwarzen Kleid, ein Tändelschürzchen darübergebunden, das Spitzenhäubchen keck auf dem blonden Haar.

«Ist Herr Hinrichsen zu Hause, Betty?»

«Ach, Sie sind's, Herr Koch – vielleicht kriegen Sie den jungen Herrn munter. Ich habe es mehrmals vergeblich versucht.»

«Er schläft also noch – jetzt, um halb elf?»

Das Mädchen vollführte auf der Diele ein paar Tanzschritte. Als sie sich drehte, wippten der bauschige Rock und die riesige, weiße Schleife, und die bunten Ringelstrümpfe lugten für einen Augenblick hervor. «Es ist Fasching!» Sie blickte Robert kokett an. Dann öffnete sie die Tür, an der eine Visitenkarte mit der Aufschrift: «Heinrich Hinrichsen, stud. jur.» befestigt war, und ließ Koch eintreten. Es war Heins Wohnzimmer. Robert ging durch den großen, eleganten Raum zur Schlafzimmertür. Er klopfte. Niemand meldete sich. Er klopfte stärker. Nichts rührte sich. Er drückte die Klinke nieder – verschlossen. Mit beiden Fäusten hämmerte er an die Tür. Endlich ein brummiges: «Ja!» und schlurfende Schritte.

«Mönsch, Bob, du? Mitten in der Nacht? Wo brennt's denn?» Hein gähnte laut und machte zur Ermunterung ein paar leichte Kniebeugen.

Robert verbiß sich das Lachen, das beim Anblick der Gestalt im langen, flatternden Nachthemd in ihm aufsteigen wollte.

«Entschuldige», meinte er sarkastisch, «daß ich dich schon so früh störe! Doch es schien mir die einzig mögliche Zeit, dich zu Hause anzutreffen.»

Hein stand wieder auf den Beinen und angelte mit der linken großen Zehe nach seinem Filzpantoffel, der ihm abgerutscht war.

«Aber nun sag bloß, was ist los? Es muß ja etwas ganz Besonderes passiert sein, wenn du während der Vorlesungszeit zu mir kommst. Doch gehen wir nebenan ins warme Zimmer. Hier ist's ungemütlich.» Er blickte flüchtig durch das Fenster. Die weit herunterhängenden Zweige der Birken hüllten sich langsam in einen dichten Schneeschleier. Hein warf sich einen Schlafrock über die Schultern und stellte sich im Wohnzimmer an den warmen Kachelofen, während Robert vor Unruhe hin und her lief.

«Ich mußte mit einem Menschen darüber sprechen! Mußte es dir sagen, Hein! Ich bin heute umgestiegen!»

Hinrichsen starrte Robert verständnislos an.

«Ich habe mich für die Medizin einschreiben lassen! Und zwar ab sofort! Ich war nahe daran, von Zahlen und Formeln erdrückt zu werden. Auch die Pflanzenkunde begann mich zu langweilen, weil es Neues für mich kaum gab.»

Hein war plötzlich ganz munter geworden. «Donnerwetter, Bob, das freut mich aber. Das müssen wir begießen!» Er kramte aus dem unteren Schreibtischfach mehrere Flaschen hervor und stellte dann einen alten Burgunder mit zwei Gläsern auf eine Platte. «Setzen wir uns, stoßen wir an. Auf deine Zukunft!»

Robert trank sein Glas mit einem Zug leer. Hein füllte es wieder, und Robert kam ins Erzählen.

«Auch bei Professor Henle, dem Anatomen, habe ich Vorlesungen belegt. Der interessiert mich am meisten. Ihn beschäftigen nicht nur die überlieferten Ergebnisse der Forschung. Er bringt den Mut auf, selbständig zu denken. So vertritt er, entgegen der alten Schulmedizin, welche die inneren Krankheiten auf die Zersetzung der Körpersäfte durch äußere Einflüsse, Giftstoffe oder sonstige Einwirkungen zurückführt, die Ansicht, daß solche Krankheiten durch einen besonderen Ansteckungsstoff übertragen und ausgelöst werden, der aus winzigen, bis jetzt noch nicht feststellbaren Schmarotzerwesen bestehen soll . . .»

Hein hielt sich die Ohren zu und stöhnte laut.

«Nimm mir's nicht übel, Bob, aber du redest wie ein Buch. Erlaß mir

das heute! Durch meinen Hirnnebel dringt noch keine Wissenschaft!» Er zeigte mit der Hand auf den Rauchtisch. «Dort findest du Zigarren, Zeitungen, auch aus Hamburg. Entschuldige mich ein Weilchen. Ich ziehe mich an, und dann gehen wir beide anständig essen. Dir tut's mal not.»

Robert wollte etwas einwenden, aber Hein winkte ab und verschwand.

Nach einer geraumen Weile erschien er wieder, sichtbar erfrischt, mit einem langen, dunkelgrünen Rock bekleidet, die helle Samtweste hoch geschlossen, eine Perle im schwarzen Binder, das glattrasierte Kinn zwischen den spitzen Kragenenden. Die rötlich schimmernde Schlägernerarbe zog sich quer über die linke Wange. Er bemerkte, daß Robert, der sich in die «Hamburgischen Nachrichten» vertieft hatte, das Blatt sehr nahe vor seine Augen hielt.

«Deine ständige Ochseri bis tief in die Nacht hat die ersten Früchte getragen. Geh zum Augenarzt und laß dir Gläser verpassen!»

Robert fuhr herum und faltete die Zeitung sorgfältig zusammen, legte sie auf das Tischchen zurück. «Hast recht, Hein, das muß ich wohl.» Er zog an seiner Zigarre und fragte: «Was ist eigentlich wieder in unserem Schleswig-Holstein los? Kommen die Menschen dort überhaupt nicht zur Ruhe?»

Hein setzte sich in den Sessel und streckte die Beine aus, um die Bügelfalten seiner Hosen nicht zu strapazieren.

«Es ist immer dasselbe. Die Dänen wollen Holstein haben. Sie planen eine neue Verfassung für das Land, um es ganz von Schleswig zu trennen. Das bedeutet: Aufruhr.» Er beugte sich vor, nahm eine Zigarre, biß die Spitze ab und spuckte sie auf den Teppich. «Du hast es ja eben gelesen, die Arbeiter und Handwerker beginnen aktiv zu werden. Selbst der «Hamburger Arbeiterverein» macht demokratische Propaganda. Schleswig-Holstein-Komitees werden wieder in Deutschland entstehen, die zu Geldsammlungen, zur Bildung von Freischaren aufrufen.»

«Also Krieg!»

«Ja, letzten Endes wird der Deutsche Bund eingreifen. Dafür bürgt schon die Person des neuen preußischen Ministerpräsidenten, der Bismarck. Er weiß, was er will. Er ist der kommende Mann in Deutschland. Er wird nicht nur Österreich, sondern auch manches andere Land in die Tasche des preußischen Militärrocks stecken.»

«Aber Hein, du bist ja großartig informiert.»

«Ja, mein Lieber, du siehst, auch Kneipabende haben ihren Nutzen. Aber nun komm!»

Sie zogen sich die Mäntel an und traten in den geräumigen Vorraum, an dessen Wänden mehrere gleißende Fayencespiegel hingen.

Als Betty erschien, sagte Hein gutgelaunt: «Das Bett ist frei – für Sie, Jungfer!»

«Ja, ja, für die Arbeit – und das kurz vor Mittag.»

«Kratz nicht, Kätzchen, schnurr lieber!» Hein wollte sie umfassen. Das Mädchen aber bückte sich schnell, sprang mit einer flinken Drehung zur Seite und machte eine lange Nase hinter dem Studenten her.

Robert hatte die Haustür schon geöffnet, und die beiden jungen Männer traten hinaus.

Mit einer wahren Besessenheit machte sich Robert Koch an seine neue Arbeit. Er hatte sich ein Ziel gesetzt, und wie ein Bergsteiger klomm er den steinigten Pfad aufwärts, ohne Rast zu halten, ohne nach links oder rechts zu schauen. Vom Kolleg zur Mensa – wo er sich nur die billigsten Mittagportionen leistete – und zurück zu seiner Studentenbude. Tag für Tag. Woche um Woche. Dieser kurze Spaziergang genügte ihm. Hin und wieder musizierte er auch auf seiner Zither oder spielte mit einem Kameraden Schach. Sonst aber saß er unentwegt: hörte, notierte und lernte.

Daheim war die lange Pfeife seine ständige Gesellschafterin. Um auch während der Ferien die Bibliothek und das Mikroskop in der Nähe zu haben, verzichtete er darauf, nach Hause zu fahren, oder blieb nur wenige Tage dort. So bemerkte er nicht, wie die Jahreszeiten kamen und gingen, er kümmerte sich nicht um das Weltgeschehen, erfuhr kaum etwas von der Besetzung Holsteins durch sächsische und hannoversche Truppen, dem mißlungenen Aufstand der Polen gegen die russische Herrschaft, vom Bürgerkrieg der Nordstaaten gegen die Südstaaten in Amerika, der Gründung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins durch Ferdinand Lassale, von der Abtretung Schleswigs und Holsteins an Österreich und Preußen, von der Gründung sowohl der Genfer Konvention wie der Internationalen Arbeiterassoziation in London durch Karl Marx.

Robert Koch war bereits Assistent am Pathologischen Institut der Georgia Augusta, als er eines Tages – im Juni 1865 – auf einen Anschlag am Schwarzen Brett der Medizinischen Fakultät aufmerksam wurde. Zwei Studenten standen davor, und als er näher kam, verschwanden sie

mit prustendem Lachen. Einer von ihnen schien einen derben Witz gemacht zu haben.

Robert blieb vor dem Aushang stehen, rückte seine Brille zurecht und las eine Aufforderung an die Studenten, sich an der Lösung der diesjährigen Preisaufgabe der Medizinischen Fakultät zu beteiligen. Der Aufruf schloß mit den Worten: «... und empfiehlt sich somit die Aufgabe, durch eine genügende Reihe von Untersuchungen festzustellen, ob und in welcher Verbreitung die Nerven des Uterus Ganglien enthalten.»

Robert wiederholte für sich: «Ob in der Gebärmutter Nervenknotten sind?» Diese Frage würde nur durch das Mikroskop zu lösen sein. Eine interessante Aufgabe! Er entschloß sich sogleich, an dem Wettbewerb teilzunehmen.

Die zwölf dumpfen Schläge, welche die Mitternacht verkündeten, hallten von der Turmuhr der Marienkirche durch die laue Aprilmacht und drangen durch das offene Fenster in den kleinen Mikroskopraum des Pathologischen Instituts. Robert Koch, der unter der herabgezogenen Lampe mit dem breiten, weiß emaillierten Schirm saß, hörte sie nicht. Er spürte auch nicht die stickige Luft, nicht den Druck in seinem Kopf, nicht das Brennen in den Augen. Würde nicht gewahr, daß die Tür geöffnet und geschlossen wurde. Da legte sich plötzlich eine Hand auf seine Schulter. Er schreckte auf und sah in das Gesicht Professor Krauses, des Institutsdirektors.

Der Gelehrte sagte ernst: «Ihr Fleiß in allen Ehren, Koch, aber vergessen Sie nicht, daß Sie, um leistungsfähig zu bleiben, den Schlaf benötigen wie die Luft und die Nahrung. Wenn Sie als junger Mensch so wenig auf Ihre Gesundheit achten, wird sich das später bitter rächen.»

Koch wollte aufstehen, doch die Hand des Professors drückte ihn auf den Stuhl zurück. Robert nahm die Brille ab, wischte sich die Augen aus und blinzelte Krause an.

«Herr Professor, ich habe am Tage für diese Arbeit» — er zeigte auf die Notizzettel neben sich — «keine Zeit!»

Krause beugte sich über das Okular des Mikroskops, schaute lange hinein, richtete sich auf und sagte gedehnt, indem er sich zum Gehen wandte: «Gan-glien!» An der Tür blieb er stehen und wandte sich nochmals um. «Gut, Famulus! Aber für heute machen Sie Schluß!»

An einem Sonntagnachmittag saß Robert in seiner Stube vor dem kleinen Tisch am Fenster, die gespitzte Feder in der Hand, vor sich ein Blatt weißes Schreibpapier, neben sich die Kladde mit den Ergebnissen der mikroskopischen Untersuchungen. Der Wind peitschte die Regentropfen an die nassen Scheiben. Wolkenfetzen jagten über den grauen, verhangenen Himmel. Früh brach die Dämmerung an.

Robert tauchte die Feder in die Tinte, überlegte einen Augenblick und schrieb dann schnell das Kennwort für das Preisausschreiben links oben in die Ecke. «Nunquam otiosus». Der fertigen Arbeit fügte er noch zwei Tafeln mit Zeichnungen bei, Vergrößerungen seiner mikroskopischen Beobachtungen, dazu den verschlossenen Briefumschlag mit seinem Namen.

«So, das wäre geschafft!» murmelte er, «morgen werde ich das Manuskript der Fakultät einreichen.» Er atmete erleichtert auf, lehnte sich zurück, nahm die Brille ab, zog ein Tuch aus der Brusttasche seiner dunklen Samtjacke und putzte langsam die Gläser. Er war mit sich zufrieden. Was er sich vorgenommen, hatte er erreicht.

Der Mai verging. In den Vorgärten der Häuser am Rand der Stadt brachen die ersten Rosenknospen auf. Die Kastanien schmückten sich mit Blütenkerzen, die blühenden Akazien verströmten ihren süßlichen Duft. Sommerliche Schwüle lag auf dem satten Grün der Obstbäume.

Nach einer Vorlesung wartete vor der Tür des Hörsaales der alte Institutsdiener Anton auf Robert Koch. «Der Herr Dekan wünscht den Herrn Famulus zu sprechen!»

Robert begab sich sofort zu ihm. Als er das Zimmer betreten hatte, blieb er ehrerbietig an der Tür stehen. Der Raum wirkte durch die schweren grünen Vorhänge vor den Fenstern feierlich und düster.

Der hagere Professor mit den ergrauten Schläfen erhob sich leichtfüßig von seinem Schreibtischstuhl und trat mit der ausgestreckten Rechten auf Robert zu.

«Koch, es ist mir eine große Freude, Ihnen mitteilen zu dürfen, daß wir der unter dem Motto «Nunquam otiosus» eingereichten Arbeit den ersten Preis zuerkennen konnten.»

Der verbindliche Gesichtsausdruck des Dekans ging in ein freundliches Lächeln über. «Ihr «Niemals müßig», mein lieber Koch, kennzeichnet treffend Ihren Fleiß und Ihre gewissenhaften wissenschaftlichen Unter-

suchungen und hat sich – die dafür ausgesetzten achtzig Taler eingerechnet – im doppelten Sinne bezahlt gemacht.»

Robert war so überrascht, daß er sich zusammenreißen mußte, um die Dankesworte zu stammeln. Erst als er wieder auf dem Gang stand, durchrieselte ihn heiß ein nie gekanntes Gefühl der Freude und des Stolzes. Er hob die Arme empor. Er hätte die ganze Welt umarmen mögen. Der erste sichtbare Erfolg! Das erste selbstverdiente Geld! Dreißig Dukaten! Ein ganzes Semester konnte er davon leben und vielleicht sogar reisen . . . Ihm wurde siedend heiß. Er rannte auf die Straße, vor die Stadt. Zum ersten Mal nach Jahren schaute er sich richtig um, sah zum blauen Himmel mit den weißen, ziehenden Wolken, verspürte bewußt die wärmenden Sonnenstrahlen, sog den Geruch der Lindenblüten ein und lauschte dem lustigen Pfeifen des Pirols, dem Schlagen der Finken und dem Zwitschern der Meisen. Nach einem großen Umweg durch den Stadtpark langte er in seiner Dachstube an, setzte sich an den Tisch und schrieb an seinen Vater:

« . . . Obgleich Du bei unserem letzten Zusammensein keine allzu hohe Meinung zu haben schienst von meinem medizinischen Wissen im allgemeinen und von der merkwürdigen Eigenschaft der Kartoffeln, magere Leute fett zu machen, insbesondere, so ereignet es sich doch bisweilen, daß auch ein blindes Huhn ein Korn findet, wie es mir jetzt z. B. ergangen ist. Nämlich bei der diesmaligen Preisverteilung ist mir für meine Arbeit der Preis zuerkannt. Alle näheren Umstände werde ich Euch später mitteilen . . . »

Der Postillion setzt gerade die Wuchte unter das Hinterrad, um es abzunchmen und zu schmieren, als ihm ein fröhliches «Guten Morgen» zugerufen wurde. Er wandte sein bärtiges Gesicht dem jungen Mann zu, der mit einer Reisetasche in der Hand auf ihn zutrat, brummte eine Erwiderung und fragte: «Was treibt Euch schon so früh aus den Federn? Die Sonne ist ja kaum aufgegangen.»

«Die Semesterferien, Vater Jensen. Und dann habt Ihr wohl vergessen, daß die kürzeste Nacht des Jahres hinter uns liegt, denn heute ist Johanni! Die gefiederten Bewohner der Wälder haben schon längst ihre Nester verlassen. Der Kuckuck ruft schon mindestens eine Stunde lang, und die Eichhörnchen jagen sich in den Zweigen.»

Der Alte hob noch mal den Kopf und sah sich den Jüngling genauer an.

«Jetzt erkenne ich Euch erst: Ihr seid der Sohn des Bergrats aus Clausthal. Nun, Herr Studiosus, heute wollt Ihr wohl nicht auf Schusters Rappen heimwärts reiten?»

«Nein, heute will ich mit Euern Braunen fahren.»

«So eilig habt Ihr's, nach Hause zu kommen?»

«Ja, und dann habe ich mir das Reisegeld zum ersten Mal in meinem Leben selber verdient.»

«So, so — Ihr habt also die Nacht vor Johanni beim Kartenspiel verbracht!»

Robert war zuerst verblüfft über eine solche Vermutung, dann lachte er laut auf. «Da muß ich Euch enttäuschen, Vater Jensen. Die Blätter des Kartenspiels sind für mich ein Buch mit sieben Siegeln. Nein, nein, wenn ich auch Nachtstunden dazu benutzt habe, so ist es doch redlich erworbenes Geld. Und jetzt habe ich Erholung nötig. Eine Bitte habe ich daher an Euch: Laßt mich nachher bei Euch auf dem Bock sitzen. Ich brauche frische Luft und Sonne.»

«Wird gemacht, Clausthaler!» Der Postillion kniff die Augen zusammen. «Und wie ich euch Studierte kenne, habt Ihr bestimmt eine Handvoll Tobak im Beutel.»

«Selbstverständlich.»

Der Postillion schraubte die Buchse fest. Robert griff in eine Speiche und brachte das Rad in Schwung. Er freute sich wie ein Kind. «Es geht wie geschmiert, Schwager!»

Als sie durch den Göttinger Wald fuhren, Osterode zu, verstaute Jensen die halblange Tabakspfeife in der Tasche seines gelben Rockes und setzte das Horn an die Lippen. Die schmetternden Töne hallten an den Berghängen wider. Mit strahlenden Augen sah sich Robert um. Die Bäume links und rechts der gepflasterten Straße schienen davonzulaufen. Ihm selber war es, als schwebe er zwischen Himmel und Erde, frei wie ein Vogel, der mit ausgebreiteten Schwingen dahinsegelt. Ihm kamen Strophen aus Nikolaus Lenaus «Postillion» in den Sinn, die er einmal von Hein Hinrichsen gehört hatte, und er skandierte laut:

«Rauher war mein Postillion,
Ließ die Geißel knallen,
Über Berg und Tal davon
Frisch sein Horn erschallen,

Und von flinken Rossen vier
Scholl der Hufe Schlagen,
Die durchs blühende Revier
Trabten mit Behagen.»

Eine Woche später lehnte Robert Koch neben Hein Hinrichsen an der Reling eines kleinen Passagierdampfers. Hinrichsen richtete sich schließlich auf und stapfte ein paarmal hin und her.

«Nun habe ich dir die ganze Elbeausfahrt erklärt. Die Kugel-Bake auf der Cuxhavener Landspitze verschwindet. Wir haben das offene Meer erreicht. Es gibt nichts mehr zu sehen.»

«Für mich doch!» Robert blickte interessiert auf das Leuchtschiff, das vor ihnen auftauchte.

«Von der Sorte wirst du auf dem Weg nach Helgoland mehr zu sehen bekommen! — Erzähle jetzt, wie es kam, daß du dich gar nicht lange daheim aufgehalten hast.»

Aber erst als das Leuchtschiff außer Sicht war, antwortete Robert.

«Ja, weißt du, ich fühlte mich zu Hause natürlich sehr wohl, in meinem Wald, bei meinen Sammlungen und vor allem bei den Eltern, Geschwistern, unter den Freunden. Ich habe mich eingehend mit der Mutter, dem Vater unterhalten über meine Arbeit und über ihre Sorgen. Ich las auch meinen kleinen Geschwistern — wie früher — Geschichten, Märchen vor, spielte mit den Brüdern Schach. Es kamen sogar Nachbarn, denen ich eine Schnittwunde am Finger, einen Riß am Bein verbinden mußte . . .»

«Und Generalsuperintendents?» unterbrach Hein neugierig.

Robert warf einer vorüberschwebenden Möwe ein Stück Brot zu.

«Sie haben mich natürlich mit den Eltern eingeladen zu einer abendlichen Feier. Wir saßen in der Gartenlaube bei belegten Broten und einer Waldmeisterbowle. Und am nächsten Nachmittag habe ich mit der Tochter des Hauses und deren Freundinnen einen Waldspaziergang gemacht mit Picknick und so weiter.»

«Bist du mit deiner — Liebsten oft allein zusammen gewesen?»

Robert schüttelte den Kopf. «Es ergab sich dazu keine Gelegenheit.»

Indem Hein den Mund zu einem leise spöttischen Lächeln verzog, nahm er sein saffianledernes Zigarrenetui aus der Brusttasche, klappte es auf und bot auch Robert von seinen geliebten «Schwarzen» an.

«Aber du willst doch das Mädchen heiraten!» rief er aus.

«Warum nicht? Emmy und ich kennen uns von klein auf. Wir verstehen uns, wir mögen uns.»

«Und trotzdem bist du bald wieder abgereist!»

«Mich hat die Reisesehnsucht so stark gepackt, daß ich ihr nicht widerstehen konnte. Auch die Eltern haben mir dringend dazu geraten, einen Teil des gewonnenen Geldes für eine kleine Seereise zu verwenden.»

Robert verstummte, denn in diesem Augenblick rauschte ihnen eine Fünfmast-Bark mit geblähten Segeln entgegen, den langen, flatternden Heimatwimpel am Großtopp. Matrosen hingen in den Strickleitern der Masten, standen auf dem Achterdeck und winkten, dankten für den heulenden Gruß des Raddampfers. Robert stand wie angewurzelt. Seine Augen verschlangen jede Einzelheit der Takelage, suchten die kunstvolle Ordnung der Taue und Hölzer der Rahen, Gaffeln und Stangen, an denen die Segel hingen, zu begreifen. Doch sie blieben für ihn ein unentwirrbares Durcheinander. Dann sah er die fröhlichen Menschen, und sein Herz begann heftig zu schlagen. Seine Hände krampften sich in die Leine an der Reling.

Ihr Glücklichen! ging es ihm durch den Sinn. Wie gern würde ich mit jedem von euch tauschen. Denn ihr könnt die Welt erleben! Wo seid ihr wohl gewesen? In China oder Japan? In Indien oder in der Südsee? Das Fernweh bedrängte ihn schmerzhaft. Ein Wunsch stieg machtvoll in ihm auf: Ich will zu euch! Ich will mit euch segeln! Ich will fahren wie ihr! In die Weite! In die Ferne!

Als sie in Helgoland auf der Landungsbrücke standen, wanderten Roberts Augen lebhaft umher. Er zeigte auf die Häuser, die unmittelbar vor ihnen lagen. «Das ist also das Unterland!» Er drehte sich um. «Und dort liegt die Düne.»

«Sie hing bis vor rund einhundertfünfzig Jahren durch einen Landstreifen mit dem Unterland zusammen», erklärte Hein. «Aber laß uns die Steintreppe zum Oberland hinaufsteigen. Sie hat zweihundert Stufen.»

Sie durchquerten das kleine Dorf. Hein wies zum Südstrand hinüber. «Dort steht das Haus, in dem der Dichter Hoffmann von Fallersleben in den vierziger Jahren während seines Exils wohnte. Er mußte, wie so viele andere gelehrte Zeitgenossen zum Demagogen gestempelt, die Heimat verlassen.»

Sie schlenderten durch die engen Gassen, die von Badegästen belebt waren.

«Wie das Meer den Fels bestürmt und die Gischt sprüht!» rief Robert aus. Bedauernd fügte er hinzu: «Das Gebirge hält den Anprall der Wogen auf die Dauer nicht aus. Es bröckelt ab.»

«Woher kommen die Streifen in der Steilküste?»

«Es wechselt Zechstein, Buntsandstein und Kreide-Trias-Formation», erläuterte Robert sachkundig. Er bückte sich und nahm eine Handvoll Erde auf. «Verwitterter roter Ton, der sehr fruchtbar ist. Du siehst, die Leute bauen Kartoffeln, Gerste und Klee an.»

Hein nickte.

«Grün ist das Land,
rot ist der Sand,
weiß ist der Strand,
das sind die Farben von Helgoland.»

Als der Dampfer am späten Nachmittag den kleinen Hafen verließ und die Häuser des Unterlandes langsam verschwanden, erinnerte Hein nochmals an Hoffmann von Fallersleben.

«Er hat in unserem Göttingen studiert, war dann Professor der Germanistik in Breslau — bis er seiner ›Unpolitischen Lieder‹ wegen rausgeworfen wurde. Da durfte er dann sein ›Trostlied‹ singen:

«Ich bin Professor gewesen:
Nun bin ich abgesetzt . . .
Es ist noch nichts verloren:
Professor oder nicht —
Der findet noch Augen und Ohren,
Wer Wahrheit schreibt und spricht.
Der findet noch treue Genossen,
Wer für das Rechte ficht,
Für Freiheit unverdrossen
Stets eine Lanze bricht!»

IV

«Bring eine Flasche vom Besten, Fritz!» Hein machte es sich auf dem Ledersofa in der getäfelten Honoratiorenstube der «Gülle» bequem und rieb sich die Hände.

Die Eisblumen an den Fensterscheiben glitzerten. In dem eisernen Ofen prasselte das Holz.

«Sehr wohl, Herr Hinrichsen.» Der Pikkolo in der kurzen schwarzen Jacke fegte mit der Serviette über das blütenweiße Tischtuch und blickte in auffälliger Weise auf den Begleiter des Studenten, den er hier noch nie gesehen hatte.

«Neugierig bis du gar nicht, du Knirps», wies Hein ihn zurecht, «aber wenn du es genau wissen willst: das ist der Doctor medicinae Koch!»

Der Pikkolo stieß sich beinahe den Kopf an seinen eigenen Knien, als er sich verbeugte. Dann eilte er mit flinken, doch gemessenen Schritten davon.

Robert setzte sich ebenfalls. Sein Gesicht war bleich. Der scharfe Ostwind auf der Straße hatte nicht vermocht, seinen Wangen Farbe zu geben.

«Du hast es also geschafft!» sagte Hein, «und wie mir schien, kurz und schmerzlos. Ich hatte nicht die geringste Ahnung. Deswegen warst du nicht zu bewegen, deinen zweiundzwanzigsten Geburtstag zu feiern und in den Weihnachtsferien nach Hause zu fahren!»

Hein reichte Robert Feuer für die Zigarre. «Jedenfalls freue ich mich riesig, Bob, und wünsche dir, daß das ganze Jahr für dich so erfolgreich sein möge wie der Anfang!»

Robert nickte dankend.

Fritz stellte die Römer auf den Tisch, brachte den Wein, schenkte ein und verschwand mit einem: «Sehr zum Wohl, die Herren!»

Hein hob das Glas: «Also auf das *eximia cum laude!*»

Robert stieß mit Hein an. «Daß dir das gleiche widerfahre!»

Hein lachte laut. «Ich will froh sein, wenn ich es zum «Bestanden» bringe, die «besonders lobenswerte Auszeichnung» strebe ich gar nicht an. Aber nun erzähle, wie du es so unverhältnismäßig schnell hinter dich gebracht hast.»

Robert beugte sich nach vorn und stützte den Ellenbogen auf den Tisch. Er schien etwas müde und abgespannt zu sein.

«Ja, Hein», begann er, «ein wenig spielte der Zufall wohl dabei mit. Zu Beginn des Semesters dozierte der Physiologe Meißner über die von ihm gefundene Tatsache, daß ein Hund, der nur Fleisch und Fett zu fressen bekommt, im Harn Bernsteinsäure ausscheidet, deren Menge nach der aufgenommenen Menge der Fettigkeiten schwankt. Nach dem Kolleg fragte ich den Professor, ob das für alle tierischen Organismen, also auch für den Menschen, zuträfe. Er zuckte mit den Schultern, und schon im Weitergehen rief er mir noch zu: «Versuchen Sie es doch!»»

«Und du opferstest dich?» fragte Hein kopfschüttelnd.

«Na ja, der Ausdruck paßt beinahe. Denn jeden Tag sauren Kalk zu schlucken und ein halbes Pfund Butter zu einer Mahlzeit, fast ohne Brot, zu sich zu nehmen ist wirklich kein reines Vergnügen. Mein Magen hat es nur fünf Tage lang ausgehalten.»

Hein schüttelte sich und leerte sein Glas in einem Zuge.

Robert fuhr fort: «Die Abhandlung, die ich über meine Beobachtungen anfertigte: «Über das Entstehen der Bernsteinsäure im menschlichen Organismus», wurde nicht nur in Henles medizinischer Fachzeitschrift veröffentlicht, sondern zugleich als Inauguraldissertation gewertet.»

«Wobei du dann noch die Kosten für den Druck gespart hast. Donnerwetter, das nenne ich wirklich Glück! – Fritz, bring uns noch 'ne Buddel! Und zwei anständige Portionen Ham and Eggs! Mein Magen dreht sich von dem Gehörten um und um.»

Hein fragte weiter: «Und was wird nun, Herr Doktor?» Nachdem er herzlich in sein Röstbrot mit Schinken und Ei gebissen hatte, fuhr er fort: «Willst du gleich anschließend dein Staatsexamen machen und dich dann als Schiffsarzt anheuern lassen?»

«Ach, Hein», antwortete Robert gedehnt, indem er sich ebenfalls seinem Schinken zuwandte, «da ist noch manche Wissenslücke zu stopfen, ehe ich mich zum Arzt berufen fühle.»

Hein machte eine wegwerfende Bewegung: «Die Hauptsache ist doch, du hast dein Diplom!»

Robert blickte dem Freunde fest in die Augen. «Als Arzt hat man nun mal den Patienten gegenüber eine große Verantwortung!»

«Was hast du denn sonst vor?»

«Nach Berlin zu fahren!»

Hein hob den Kopf und schmunzelte. «Nicht schlecht! Da möchte ich auch noch ein Jährchen in die Lehre gehen.»

«Sehr vergnüglich wird es nicht sein. Ich will noch einen größeren klinischen Betrieb kennenlernen. Ich gehe zu Virchow!»

«Zu dem Medizinpapst? Warum zu dem?»

«Er leitet das Pathologische Institut. Gewiß ist dir auch bekannt, daß er der wissenschaftliche Begründer der Zellulärpathologie ist.»

Als Hein etwas verständnislos blickte, fuhr Robert fort: «Virchow beweist in seinem Buch »Die Zellulärpathologie in ihrer Begründung auf physiologische und pathologische Gewebelehre«, daß die Zellen die Träger jeder lebendigen Funktion sind und alle krankhaften Vorgänge im Körper auf Umbildung der Zellen beruhen. Kurz gesagt: Für ihn ist die Physiologie die Grundlage der Pathologie. Er wies damit der Medizin einen neuen Weg. Ob es der letzte ist — darüber läßt sich streiten. Aber du hörst mir ja gar nicht zu!»

«Laß gut sein, Bob, aber die Medizin ist wirklich ebenso langweilig wie die Kommentare zu den Gesetzesparagrafen.»

Robert Koch lächelte und erhob sich. «Nun, dann laß uns vor dem Mittagessen noch ein halbes Stündchen spazierengehen und unsere Gewebe mit frischer Luft füllen.»

Hein wehrte ab. «Aber hier ist es doch sehr gemütlich! Spielen wir lieber eine Partie Schach.»

«Was, zu Virchow wollen Sie?» fragte Frau Kulicke, Robert Kochs Zimmerwirtin in der Französischen Straße in Berlin, bei der er sich, vier Treppen hoch, eingemietet hatte. «Da führt Sie ein guter Engel hin. Denn das ist ein Mann, der in die Welt paßt! Der hat das Herz auf dem rechten Fleck und macht vor den Hochgestellten keine Bücklinge. Er sagt, was er denkt und greift ein, wo es notwendig ist. In den vierziger Jahren schickte ihn die Regierung nach Oberschlesien, wo eine Typhusepidemie ausgebrochen war. Er sollte die Ursache der Krankheit feststellen. Der Bericht an den Minister, ich sage Ihnen, Herr Doktor, der hatte Hörner und Zähne! Mein Seliger, wissen Sie, der war doch Portier im Ministerium, der hat mir das alles erzählt. Der Typhus, hatte Doktor Virchow geschrieben, käme nicht von allein, daran wäre die Regierung schuld mit ihrer Luderwirtschaft. Sie ließe durch die großen Herren, die Gutsbesitzer und Unternehmer, alle die armen Landarbeiter, Weber und Bergleute ausbeuten, so daß die bedauernswerten Menschen unter himmelschreienden Verhältnissen leben müßten. Wenn allein in einem Kreis, so soll er

geschrieben haben, in einem Winter über neunhundert Menschen erfrieren und verhungern, und das trotz Kirche und Christentum, so müßte sich die preußische Regierung selber zu Tode schämen. Den Geheimen Räten des Königs platzten darüber beinahe die Halsbinden vor Wut. Ja, und später setzte sich Virchow für die öffentliche Gesundheitspflege ein und sorgte vor allen Dingen dafür, daß es mit der Kanalisation vorwärtsging, damit die Seuchenherde von der Straße kämen...»

Robert nickte. «Berlin ist daher auch eine der gesündesten Städte, die es gibt...»

Aber er wurde von Frau Kulicke unterbrochen, die mit ihrem schwarzen Rüschenhäubchen auf dem grauen Haar, die Fäuste in die Hüften gestemmt, vor ihm stand und sichtlich erfreut war, einem Fremden von ihrem Berlin und dem Arzt Virchow erzählen zu können. Sie strahlte Robert mit ihren gutmütigen braunen Augen an. «Auch eine richtige Volksschule verdanken wir ihm...»

Robert öffnete erneut den Mund. «Frau Kulicke...»

Aber die Witwe lächelte gutmütig, wischte mit der Hand jeden Einwand hinweg und ließ sich nicht stören: «Virchow bemühte sich auch um den Ausbau der Charité und das Hospital am Friedrichshain, wo die Ärmsten der Armen untergebracht werden, die zu Hause weder Raum noch Bett, noch Geld haben, krank zu liegen. Denn das Elend in unserer Stadt war sehr groß und ist es noch...»

Robert blickte sich in der guten Stube der Wirtin um. Sie war mit unzähligen Porzellanfigürchen, gerüschten und gerafften Stoffüberhängen, künstlichen Palmenwedeln und Photographien auf dreibeinigen Säulen zwischen den eng aneinandergereihten Möbelstücken ausgestattet. An der Längswand fand eine Holzbettstelle mit weißer, wolliger Bettdecke gerade noch Platz. Das Bild des seligen Kulicke, eines Mannes in der Uniform eines ehemaligen Kürassierwachtmeisters, mit steif nach oben gewichsten Schnurrbartspitzen, starrte Robert an und schien ihn zu veranlassen, regungslos bei der Frau auszuharren.

Dann sprach sie weiter:

«Nein, nein, Herr Doktor, ich sage nicht zuviel. Das müssen Sie alles wissen und sich auch ansehen, denn in den feinen Häusern und angesehenen Familien, wo Sie eingeladen werden, hören Sie nichts von den Armen.»

Jetzt unterbrach Koch energisch: «Nein, nein, Frau Kulicke, so ist es

nicht. Wir waren daheim, als mein Vater noch Bergmann und Grubensteiger war, dreizehn Kinder. Ich bin sehr einfach aufgewachsen.»

Die Wirtin betrachtete den jungen Mann aufmerksam. «Na ja, Sie scheinen eine treuherzige Seele zu sein. Die meisten Ihresgleichen vergessen unsereinen, wenn sie erst etwas geworden sind!» —

Robert Koch erlebte in den praktischen Lehrgängen bei Virchow eine Enttäuschung. Der Hörsaal in der Anatomie, der zweihundert Personen faßte, war überfüllt. Koch stand gedrängt in einer der stufenförmig angelegten Sitzreihen und blickte angestrengt nach unten, wo der kleine Professor im weißen Kittel dozierte und mit den Leichen hantierte. Seine Bewegungen waren schnell und eckig, seine Redeweise wirkte knapp und abgehackt. Robert konnte kaum etwas verstehen und noch viel weniger sehen, sosehr er sich auch abmühte.

Das gleiche erlebte Robert Koch in den Kliniken, in denen die Professoren an einigen Kranken ihre Behandlungsweise demonstrierten. «Sagen Sie, Herr Kollege», fragte er am ersten Tage seinen Nebenmann beim Verlassen der Klinik, «ist das hier jeden Tag so?»

Der Angeredete, ein Student höheren Semesters, sah Robert erstaunt an. «Haben Sie etwas anderes erwartet?»

«Eigentlich ja! Ich habe mich doch schließlich einschreiben lassen, um Nutzen davon zu haben.»

«Die Teilnahme an den klinischen Kursen und Kollegs wird Ihnen doch vom Sekretariat bescheinigt.» Der Student zuckte die Schultern. «Das ist doch die Hauptsache! Wenn Sie sich damit aber nicht begnügen wollen, die Professoren halten auch Privatissima ab. Aber . . .»

«Was aber?» wollte Robert wissen.

Der Student krauste die Nase. «Das kostet ein Heidengeld, auch der Professor Virchow ist in dieser Beziehung weniger volksfreundlich als der demokratische Abgeordnete und Redner Virchow.»

«Was denn? Sie sind ja kaum sechs Wochen hier und wollen schon wieder fort, Herr Doktor? Ach Gott, so einen ruhigen, soliden Mieter wie Sie kriege ich nicht wieder.»

«Es ist leider nicht zu ändern, Frau Kulicke. Ich kann hier nichts mehr lernen. Sie haben mir viel Lobenswertes von Professor Virchow erzählt, und ich habe große Hochachtung vor seinen medizinischen Kenntnissen

und Fähigkeiten, aber ich komme nicht an ihn heran. Er ist ständig umlagert, immer kurz angebunden, hat nie Zeit.»

«Aber Berlin ist doch nicht bloß Virchow. Berlin ist Berlin! Und Sie sind ein junger Mann!»

Robert streckte sich auf dem alten Ohrenlehnsessel mit dem geblühten Überzug aus, so daß die Sprungfedern quietschten, und schmauchte seine lange Pfeife.

«Frau Kulicke, so gemütlich wie bei Ihnen werde ich es so bald nicht wieder haben, und Ihr Berlin muß ich auch loben. Ich habe viel gesehen: Denkmäler, Museen, Theater, Villen und Mietskasernen. Es gefällt mir wirklich außerordentlich, aber...»

«Na, sehen Sie, Herr Doktor», unterbrach die Frau, und die Runzeln in ihrem vollen Gesicht hüpfen vor Freude. «So bleiben Sie doch noch.»

Robert reinigte seinen Pfeifenkopf über der großen Muschel, die als Aschenbecher diente, und sah dabei die Wirtin an. «Ich muß mir endlich Arbeit suchen. Ich habe lange genug aus den Taschen meines Vaters und meines Onkels gelebt.»

«Das ist etwas anderes, Herr Doktor, das kann ich verstehen», stimmte ihm Frau Kulicke zu.

«Zu Hause ist es doch wunderschön, Mutter! Ich war im Garten. Unter den Stachelbeerbüschen blühen schon die Veilchen, und die Meisen rufen sich zu, daß der Frühling naht.»

«Du wirst kaum lange bleiben, mein Junge.» Mathilde Koch seufzte. «Es ist nur noch ein Kommen und Gehen bei uns. Das Haus leert sich langsam, um uns Alte wird es immer einsamer. Und was willst du nun anfangen?» Die Sorge schwang in der matten Stimme der Mutter.

«Ich weiß es noch nicht.»

Am Abend saßen Robert, die Mutter und Vater Koch unter der Hängelampe am runden Tisch im Wohnzimmer. Die Mutter hatte für Augenblicke die Hände in den Schoß gelegt und schaute Robert zärtlich an. Der Vater stellte immer wieder Fragen. Robert wand sich unter diesem Examinat, war er sich doch selber noch nicht darüber klar, wo er seine Tätigkeit beginnen würde.

«Jetzt schon als praktischer Arzt in irgendein Dorf zu gehen ist mir ein unerträglicher Gedanke. Eine solche Stelle würde mich unglücklich machen.»

«Du schriebst mir, daß du versuchen wolltest, als Militärarzt in einer größeren Stadt eines fremden Staates unterzukommen.»

Mathilde Koch stand leise auf, holte die Glasschale, gefüllt mit rot-bäckigen Äpfeln, und stellte sie vor Robert hin. «Iß, Junge, es sind die letzten von deiner Liebingsorte.»

Robert blickte die Mutter dankbar an, nahm einen Apfel, biß herzhaft hinein und gab dann seinem Vater Antwort: «Ich bin zu diesem Zweck bei der russischen Gesandtschaft gewesen, habe vielfach Erkundigungen eingezogen, aber überall war das Resultat meiner Nachfrage, daß es jetzt in Friedenszeiten außerordentlich schwierig sei, eine solche Stelle zu bekommen. Ich habe deswegen diesen Plan aufgegeben und einen andern ins Auge gefaßt, nämlich für einige Zeit als Schiffsarzt auf einem großen Dampfschiff zu fungieren, um als solcher Verbindungen anzuknüpfen und mir eine meinem Zweck entsprechende Stellung zu verschaffen. Gerade dazu wurde mir von mehreren Seiten geraten.»

Mutter Koch hob entsetzt ihren linken, gesunden Arm über den Kopf. «Nein, nein! Das darfst du mir nicht antun. Du weißt, wie ich darunter leide, daß zwei unserer Jungen in Übersee leben. Ich bin um sie ständig in Sorge. Und nun du auch noch — das wäre zuviel für mich!»

«Laß doch!» begütigte der Vater, «noch ist es nicht soweit. Und wenn auch» — er legte die gespreizte Hand auf den Tisch —, «die Jungen fliegen aus, wollen was sehen, was erleben. Das ist nun mal nicht anders.»

Robert blickte den Vater dankbar an.

Die Mutter aber fuhr auf. «So ist es richtig! Statt ihm abzuraten, stehst du ihm noch bei. Nein, ich bin dagegen und bleibe dabei! Deutschland ist groß genug, da wird sich wohl auch noch ein Platz finden für einen Doktor Koch!»

«Gewiß», lenkte der Vater ein, «wer tüchtig ist, wird überall seinen Mann stehen, auch daheim!»

Die Mutter sprach erregt weiter: «Auch Fraatzes würden ihre Tochter niemals einem Schiffsarzt zur Frau geben!»

Robert wischte sich mit der Hand über die Stirn. «Na ja», sagte er leise und ergeben, «als letzte Möglichkeit bleibt mir noch immer eine Anstellung als Assistenzarzt in Hannover, und ich hätte dadurch den Vorteil, nicht zu jung in eine eigene Praxis zu kommen.»

Die Mutter sah ihren Sohn durch die halbgeschlossenen Augenlider von der Seite an. Sein plötzliches Einlenken machte sie ein wenig mißtrauisch.

So ganz überzeugt war sie nicht davon, daß er seine Absicht aufgeben würde. Aber sie besaß noch eine Helferin. Ruhig und augenscheinlich befriedigt über Roberts Erklärung, lenkte sie das Gespräch auf Fraatzes.

«Generalsuperintendents», sagte sie beiläufig, «sind natürlich auch neugierig auf deine Berliner Erlebnisse.» Sie rückte die Obstschale näher an Robert heran, suchte einen ganz besonders schönen Apfel heraus und legte ihn obenauf. «Geh nur morgen gleich hinüber, Emmy hat oft von dir gesprochen.»

Der Vater sah auf den blank polierten Apfel, dachte an die verführerische Schlange im Paradies und lächelte unmerklich. Robert nickte zustimmend, als er die Mutter anblickte. Sie war beruhigt und stand auf, um sich zur Ruhe zu legen.

Noch lange saßen Vater und Sohn plaudernd beieinander. Ehe sie auseinander gingen, brachte Robert das Gespräch auf das Staatsexamen, das er noch abzulegen hatte.

«Ich möchte diese Formalität, denn weiter ist es für mich nichts, so schnell wie möglich erledigen.»

«Du bist deiner Sache so sicher?»

Robert lachte. «Selbstverständlich, Vater, darüber mache ich mir weniger Gedanken als über den Besuch bei Fraatzes, den ich doch erst nach bestandnem Examen abstatton möchte.»

Sie hatten sich beide erhoben.

Hermann Koch legte die Hand auf die Schulter seines Sohnes. «Dummer Junge! Du wirst mit den Größen der Wissenschaft fertig, meisterst Probleme, an die sich bisher keiner herantraute, und hast Angst vor einem kleinen Mädchen? Packe auch hier zu! Das Weitere erledigt sich von selber.»

Als Robert Koch den Vorgarten der Villa betrat, in der Hein Hinrichsen wohnte, schickte die Märzsonne ihre frühlingswarmen Strahlen auf die Schneeglöckchen und Krokusse, die weiß, blau und gelb aus dem grünenden Rasen sprossen. Robert hatte gerade den Türklopfer betätigt, da erschien Betty.

«Herr Hinrichsen ist im Kolleg, Herr Doktor.»

Robert sah das Mädchen erstaunt an.

«Sie wundern sich wohl auch, aber das ist schon eine Weile so — seitdem Sie fort sind. Und nachmittags und abends sitzt er nur noch über seinen

Büchern. Wenn Sie am Nachmittag wiederkommen, treffen Sie ihn bestimmt an.»

«Ob du es glaubst oder nicht, Bob», sagte Hein, als er am Nachmittag Robert gegenüber saß, «daran bist du schuld, daß sich bei mir die Wissenschaften so ausbreiten.»

Robert blätterte in den aufgestapelten Büchern und Heften. Wirklich, Hein büffelte!

«An dem Tag, als wir deinen Doktorhut in Wein schwimmen ließen, reifte in mir der Entschluß, mein Bummelleben, das sowieso schon überlange gedauert hatte, aufzugeben. Ich saß den Winter über wie festgefroren, dort im Hörsaal, hier am Schreibtisch, und wenn einer der Kommilitonen mich loseisen wollte, steckte ich ihm eine Zigarre in den Mund und schob ihn hinaus.»

«Das freut mich, Hein! Du arbeitest wohl schon an deiner Dissertation?»

«Ja, zum Semesterende soll in der Verbindung der Abschiedssalamander steigen. Und du willst also in der Anatomie in Hannover deinen Abschluß machen. Und dann?»

«Will ich sehen, dort irgendwo als Assistent unterzukommen.»

Hein schlug sich an den Kopf. «Daß ich nicht eher daran gedacht habe!» Er sprang auf und suchte auf seinem Schreibtisch in den Zeitungen herum, brummelte vor sich hin: «Es muß doch erst vorgestern gewesen sein...», zog ein Blatt hervor und reichte es Robert. «Sieh selber: Das ist das Richtige für dich! Das Allgemeine Krankenhaus in Hamburg sucht einen Hilfsarzt.»

Robert las die Anzeige und blickte Hein zweifelnd an.

«Was gibt's da zu überlegen! Gleich schreibst du und bewirbst dich!»

«Als ob die auf mich warten», erwiderte Robert bedenklich, «da werden sich andere auch melden...»

Hein machte eine wegwerfende Handbewegung. «Gegen dich kommen sie nicht auf. Bei deinen Zeugnissen und deinen Referenzen!»

«Wieso Referenzen?»

«Na, das ist doch klar, daß du deinen Onkel und meinen Vater als Referenten angibst. Und den möchte ich mal sehen, der da nein sagt!»

Hein schickte einen Boten, der häufig für ihn die Reise machte, mit dem Gesuch nach Hamburg.

Als Robert nach einer Woche als approbierter Arzt von Hannover

zurückkam, überreichte Hein ihm einen Brief vom Direktor des Allgemeinen Krankenhauses in Hamburg, der die Anstellungsurkunde enthielt.

Dem schicksalsschweren Besuch bei Fraatzes stand nun nichts mehr entgegen. Als Robert auf der Schwelle des hohen, mit einem Kreuz geschmückten Pfarrhauses stand, pochte sein Herz laut. Da dachte er an die Worte des Vaters und klopfte beherzt.

Emmy öffnete.

Mit unsicheren Blicken umging er die schlanke, in schwarzen Taft gekleidete Gestalt, sah in ihre hellen, glänzenden Augen, die ängstlich zu flackern begannen. Als er bemerkte, wie die Röte über ihr schmales Gesicht huschte bis zu dem gescheitelten, dunkelblonden Haar, entschloß er sich schnell, trat mit einem festen Schritt auf sie zu, umfaßte ihre Schultern, zog sie an sich und küßte sie. Emmy schlang ihre beiden Arme fest um seinen Hals.

Eine Weile verharrten sie so, von einem starken Glücksempfinden erfüllt. Da erklang aus dem Hintergrund die weiche, beinahe singende Stimme der Mutter: «Meine lieben Kinder!»

Frau Fraatz trat auf Robert zu, der sich behutsam aus Emmys Umarmung löste und sich tief verbeugte, um seine Verlegenheit zu verbergen, schüttelte ihm die Hände und sagte gerührt: «Gott segne euren Entschluß!»

Als Robert wieder zu Hause war, teilte er dem Vater das Verlöbniß mit. Die Mutter, die in Roberts Zimmer mit dem Durchsehen seiner Wäsche beschäftigt war, hörte die frohen Stimmen und kam eilig in das Wohnzimmer gelaufen.

«Darfst gratulieren!» schmunzelte Koch.

Sie zog Robert, der ihr über den Kopf gewachsen war, zu sich herunter, küßte ihn innig und streichelte sein Gesicht. Sie war so bewegt, daß ihr die Worte fehlten.

«Mein Bob — Herr Doktor! Ich bin stolz auf dich!» Eduard Biewend streckte Robert beide Hände entgegen, «und ich freue mich, dich wieder hier zu haben! Hoffentlich für längere Zeit. Schade, daß du im Krankenhaus wohnen wirst. Aber natürlich mußt du dich so oft wie möglich bei uns aufhalten. Der kleine Spaziergang an der Außenalster entlang, ein halbes Stündchen hin und her, wird dir nur guttun. Aber heute bleibst du auf jeden Fall hier. Stine holt nachher dein Gepäck vom Bahnhof.»

Biewend gab erst jetzt Roberts Hände frei. Dann fuhr er fort: «Gewiß willst du den Posten eines Hilfsarztes sozusagen als Gangway zum Schiff benutzen? Gut eingefädelt!»

«Ihr habt gut lachen, Onkel Eduard, aber leider hält die Mutter den Faden fest in der Hand.»

«So sehr hat sie dich eingewickelt?»

«Auch meine Verlobte ist dagegen!» stieß Robert hervor. «Ich darf als Schiffsarzt keine Frau mitbringen.»

«Dann bleibt euch beiden doch immer das Ausland!» tröstete ihn Biewend.

Robert zuckte die Schultern. «Ihr kennt doch Eure Schwester, Onkel Eduard. Aber vielleicht kann ich Emmy für den Gedanken erwärmen.»

Biewend führte Robert auf die Terrasse hinaus, rückte einen Korbstuhl zurecht und bat den Neffen, sich auszuruhen. Dann ließ er ihn für einige Zeit allein.

Robert setzte sich langsam, lehnte sich weit zurück, sog den Teer- und Fischgeruch ein, der von der nahen Alster herüberströmte, hörte von weitem das Pfeifen und Heulen der Schiffssirenen, schloß die Augen und träumte...

Im Flur des Allgemeinen Krankenhauses herrschte lautlose Stille. Ein beißender Geruch von Schmierseifenlauge und Scheuerwasser strömte Robert entgegen. Aus der halbgeöffneten Tür eines Krankenzimmers tönte leises Wimmern.

Eine ältere Schwester mit gütigen Augen, ein kleines Tablett mit Arzneigläschen in der Hand, trat zur Seite, um dem jungen Doktor Platz zu machen.

Im Arztzimmer wurde Robert von seinem Kollegen Kray mit den

Worten begrüßt: «Haben Sie schon gehört, preußische Truppen sind an der Stadtgrenze vorbeigezogen, ins Holsteinische hinein.»

«Aber das Land steht doch unter österreichischer Verwaltung.»

«Stand, mein Lieber.» Der kleine quicklebendige Assistent drehte sich um seine eigene Achse. «Nun beginnt der Tanz, angeführt vom Maître de plaisir Bismarck.»

Robert runzelte die Stirn. «Schönes Plaisir! Ich könnte mir jedenfalls ein besseres Vergnügen vorstellen als den Krieg!»

«Womit Sie recht haben, Herr Kollege. Doch ich spreche vom Standpunkt der Staatsmänner aus. Für sie ist der Krieg ein Spiel. Ein Spiel um die Macht! Bismarck will Österreich aus dem Deutschen Bund entfernen und Preußen eine führende Rolle geben. Dafür müssen nun die Soldaten marschieren.»

«Und worauf wartet er nun?» fragte Robert aufmerksam.

«Auf die Kriegserklärung Österreichs!» antwortete Kray, indem er seinen weißen Kittel zuknöpfte, «damit er sagen kann: Ich wasche meine Hände in Unschuld!»

Es waren noch keine zwei Wochen vergangen, da sagte Kray an einem Morgen zu Robert, eine Zeitung schwenkend: «Sehen Sie, wie recht ich hatte! Der Bundestag hat, auf Antrag Österreichs, die Mobilmachung der nichtpreußischen Bundesarmee beschlossen.» Er schnippte mit dem Finger. «*Alea iacta est!*» Preußen ist aus dem Bund ausgeschieden und hat Sachsen, Kurhessen und auch Ihr Hannover aufgefordert, ihm zu folgen. Sie taten es nicht. Nun marschieren preußische Truppen auf Dresden und Hannover zu.»

«Ich weiß», sagte Robert, «ich habe es gelesen.»

Ihr Gespräch wurde unterbrochen. Eine Schwester bat den Hilfsarzt Kray zum Herrn Oberarzt. Mit flinken Schritten eilte Kray davon.

Am Nachmittag ging Robert langsam am Wasser entlang zum Hause seiner Verwandten. Die Luft war diesig. Ein leichter Regen rieselte gleichmäßig vom dichtverhangenen Himmel. Robert merkte es kaum. Seine Gedanken beschäftigten sich mit dem, was der Chefarzt ihm heute erzählt hatte: Im Hafen liege ein Schiff unter Quarantäne. Es sei aus dem Mittelmeer zurückgekommen, habe in Alexandria Waren geladen und von dort vermutlich die Cholera eingeschleppt. Man befürchte ein schnelles Umsichgreifen der Krankheit, da sie auch im vorigen Jahr an 1300 Todesopfer allein in Hamburg gefordert habe.

«Daß dieser Seuche nicht beizukommen ist!» murmelte Robert vor sich hin und schlug den Kragen seines Mantels hoch, um sich vor dem böigen Westwind zu schützen. Er grübelte: Die Ursache müßte erforscht werden! Aber wie — wie?

Als er ins Haus trat, wurde er von Stine sogleich zur Tante geführt. So war es oft. Sie zeigte ihm dieses oder jenes: ein neues Buch, ein altertümliches Bild, ein Liebesgedicht, eine besondere Aufmerksamkeit, die sie für seine Braut besorgt hatte, oder aber sie ließ sich für eine Dame aus ihrem Bekanntenkreis einen ärztlichen Ratschlag geben. Robert war gern mit der Tante zusammen, sie entschädigte ihn durch ihr heiteres Wesen, durch ihre herzliche Anteilnahme für manchen schweren Arbeitstag. Als er heute in das Zimmer trat, sah er im Plüschsessel einen Herrn im grauen Gehrock sitzen.

«Hein!» rief Robert erstaunt, «du!»

Hein sprang auf und umarmte den Freund.

«Wie kommt das?» fragte Robert, «hast du deinen Doktor?»

«Jawohl, mein Lieber! Es ist so! Es ging schneller und viel besser, als ich es mir träumen ließ. Ich hatte einen großen Helfer.»

«Helfer?» fragte Robert verwundert.

Hein lief zwischen den zierlichen Möbeln so schnell hin und her, daß Robert Angst hatte, er würde die zerbrechlichen Kostbarkeiten herunterreißen.

«Du wirst kaum daraufkommen. Es war kein Geringerer als die Dame Politica.»

Robert zog die Augenbrauen hoch.

«Da staunst du, was! Als die politische Lage sich zuzuspitzen begann und der Barometerstand für Hannover Unwetter vorhersagte, wickelten die Universitätsgewaltigen in Göttingen die Prüfungen so schnell wie möglich ab, um in die Semesterferien fahren zu können. Ins Ausland natürlich! Wir schnellgebackenen Doktoren konnten dann auch den Abgang der alten Generale und die glorreiche Flucht des blinden Königs Georg an der Spitze seiner Armee durch Göttingen in Richtung Heiligenstadt nach Bayern miterleben. Deine Nationalität dürfte sich nun zwangsläufig ändern: vom Englishman zum Preußen!» Er trällerte:

«Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben.

Die Fahne weht mir schwarz und weiß voran...»

Das Wort Cholera hatte in Robert gezündet, wie ein Funke, der auf trockenes Stroh fällt. Noch am gleichen Abend schlug er in seinen Kollegheften nach und las, was er sich von Professor Henles Ansichten über die Ursachen der Infektionskrankheiten aufgeschrieben hatte. Nach Henles Meinung wurden sie durch winzige parasitische Lebewesen übertragen. Robert Koch nahm sich vor, nunmehr alle Aufsätze über die Cholera, die in medizinischen Zeitschriften erschienen waren, gründlich durchzuarbeiten.

«Werden wir Cholerakranke zur Behandlung bekommen?» fragte er am anderen Tag den Chefarzt.

Der Professor sah seinen Assistenzarzt erstaunt über die Brillengläser an. «Mehr als genug, fürchte ich. Haben Sie etwa Angst vor Ansteckung, lieber Kollege?»

Auf Roberts Stirn zeigten sich zwei steile Falten.

Der Professor lenkte ein. «Bisher sind erst einige Matrosen erkrankt, und die sollen auf dem Schiff behandelt werden. Vielleicht läßt sich aber die Krankheit diesmal doch eindämmen. Wir wollen es hoffen. Denn im vorigen Jahr hat sie furchtbar gewütet. Noch schlimmer vor sieben Jahren, da hat sie über zweitausend Menschenleben gefordert.»

«Ich möchte die Erscheinungen der Seuche und ihre Ursachen so bald wie möglich studieren, Herr Professor», drängte Robert. «Verhelfen Sie mir bitte dazu.»

Der erfahrene Arzt wiegte bedenklich den Kopf. «Ihr Forscherdrang in Ehren, junger Freund, aber was versprechen Sie sich eigentlich davon?»

Robert dachte: Das heißt mit anderen Worten: du Anfänger solltest lieber erst Behandlungsmethoden erlernen und die Forschung den Kapazitäten überlassen! Ruhig antwortete er: «Und wenn es nichts weiter wäre als die Befriedigung meines Interesses.»

«Gut!» sagte der Professor, «ich will Ihnen nichts in den Weg legen. Ganz im Gegenteil! Ich werde Ihnen ein paar Zeilen an den Hafenarzt mitgeben. Gehen Sie zu ihm! Ich beurlaube Sie. Kray kann Sie vertreten. Sagen Sie es ihm, und holen Sie sich dann von mir den Brief ab.»

Robert machte eine tiefe Verbeugung und verließ mit stummem Dank das Zimmer.

Dem Hafenarzt war die Unterstützung sehr recht. «Lassen Sie sich hinausrudern aufs Schiff, Kollege. Käpt'n Lüders wird sich freuen, mal

einen anderen Menschen zu sehen. Für eine Buddel Köm wird er gesprächig.»

Der alte Seebär mit dem grauen Vollbart ließ sich in seiner engen Kabine auf einen Holzstuhl fallen, goß sich ein Wasserglas voll Schnaps, steckte die Stummelpfeife in Brand und legte los: «Ja, die verdammte Cholera! Wir haben sie wieder aufgeladen in Alexandria. Weiß der Teufel, das ist mir schon das dritte Mal passiert. Das heißt, zweimal in Ägypten und einmal in Kalkutta. Na ja, da war es auch kein Wunder. Ganz Bengalen ist ein einziger Dreckpfuhl. In den Gewässern, dem Morast der unzähligen Mündungsarme des Ganges, unter den unbarmherzig sengenden Strahlen der Sonne kocht Shiva das Gift, mit dem er die Menschen verderben will. Die Inder nennen ihren Gott zwar «den Gnädigen», stellen ihn aber als den «Furchtbaren» dar, legen ihm einen Kranz von Totenschädeln um den Hals und bekleiden ihn mit einem blutigen Fell. Ja, junger Herr, aus dieser Teufelsküche stammt auch die Cholera.»

Der Kapitän schenkte sich ein zweites Glas ein, trank es aus und wischte sich mit dem Handrücken über den Bart. «Das wäre was für Sie! Dort könnten Sie mehr erfahren als auf unserm alten Kahn. Wissen Sie was, meine nächste Fahrt geht nach Bombay. Kommen Sie mit! Europäische Ärzte sind dort rar.»

Robert blickte starr vor sich hin. Dann atmete er tief. «Ach, Käpt'n, wenn das so einfach wäre!»

Der Alte spuckte in einen Blechnapf, der in der Ecke stand. Dann kniff er seine hellen Augen zu und meinte: «Läßt man dich nicht, mien Jong?» Er legte seine behaarte Pranke auf den Tisch. «Mußt nicht so viel fragen! Ich bin mit fünfzehn Jahren von zu Hause weggelaufen, um Schiffsjunge zu werden...»

Robert stand unvermittelt auf und schob den schmalen Holzstuhl rasch unter den Tisch. Das Glas wackelte hin und her. «Ich lasse mich wieder sehen, Käpt'n!»

Bevor Robert Koch die Strickleiter zum Boot hinunterkletterte, das ihn wieder an Land bringen sollte, nahm er noch von einem Pfleger eine Blechbüchse entgegen. Sie enthielt die Fäkalien eines Kranken. Die nächsten Tage und die halben Nächte verbrachte er in seinem Zimmer im Krankenhaus hinter dem Mikroskop, das sein Chef ihm zur Verfügung gestellt hatte, schrieb und zeichnete auf, was er sah.

«Und was hast du nun gefunden, Bob?» fragte Biewend, als Robert mit seinen Untersuchungen fertig war.

«Ich weiß es einfach nicht, Onkel Edward. Ich konnte es nicht ergründen! Jedoch weiß ich nun, wie es auf einem großen Segler aussieht, der in fremde Länder fährt.»

Biewend sah den Neffen nachdenklich an. «Bobby, es muß doch eine Möglichkeit geben, Emmy Fraatz umzustimmen. Wenn du ihr nun das Leben im Hafen, die Schiffe zeigen würdest — bitte sie doch, herzukommen.»

Robert und Hein saßen versteckt hinter Himbeersträuchern auf der Gartenbank unter dem Apfelbaum. Die Zweige neigten sich unter der Last der Früchte. Die Bienen summten und nippten an den Blütenkelchen der langstieligen Lilien. Zwischen dem Rittersporn wucherte leuchtend roter Mohn. In dieser verschwiegenen Gartenecke durfte der Gärtner mit Schere und Spaten nicht hantieren, hier war Biewends Lieblingsplatz. Er freute sich, daß auch Robert hier besonders gern saß.

Heute blickte Robert versonnen und schweigsam in das Dickicht.

Hein wippte mit dem übergeschlagenen Bein und betrachtete die blitzenden Spitzen seiner Stiefeletten. «Ja, Bob, in drei Tagen geht's los! Zunächst nach Amsterdam. Von da weiter. Ich weiß noch nicht, wohin. Aber möglichst weit. Mein alter Herr hat mir diese Vergnügungsreise geschenkt, als Entschädigung für die Prüfungsstrapazen. Natürlich hat er mir auch Informationsaufgaben gestellt. Aber damit werde ich schon fertig. Nur ein Begleiter fehlt mir noch, ein guter Freund: du! Komm doch mit, Junge! Ich bitte dich nochmals!»

Roberts Augen wurden feucht. «Quäle mich nicht länger, Hein. Du weißt, wie gern ich mit dir ginge, daß ich am liebsten irgendwo in der Südsee bliebe. Aber du weißt auch, daß ich nicht fort kann. Vielleicht später, wenn ich verheiratet bin.»

«Schade, schade, Bobby, deine Absage trifft mich mehr, als du denkst. Auch mein Vater wird es sehr bedauern. Er sieht in dir das Vorbild für mich. Da hast du nun jahrelang geschuftet, einfach und zurückgezogen gelebt, nie ein Mädchen angeguckt und dich dann Hals über Kopf gebunden. Ich kann es mir einfach nicht vorstellen: du als kleiner, zufriedener Landarzt, der am Tage seine Dörfer abklappert, Pillen gegen Bauchgrimmen oder sonstwas verschreibt, einem Kind zum Leben und

einem Greis zum seligen Ende verhilft und am Abend mit seiner Frau über den Haushalt, die Dienstboten, die Hühner und Karnickel im Stall plaudert. Nein, dazu bist du nicht geschaffen.»

Robert zog das Taschentuch hervor, wischte an der Brille herum und blickte angestrengt auf seine Finger. Hein hatte recht, das sah Robert ein. Doch er schüttelte den Kopf. Es war die Bewegung eines Mannes, der auf seine Jugendträume verzichtet.

Als Emmy nach Hamburg kam, keimte in Robert die Hoffnung auf, daß sie auf seinen großen Wunsch doch noch eingehen würde. Ihr strahlendes Gesicht, ihr frisches Wesen nahmen ihn wieder gefangen. Sie wird sich mir sicher anvertrauen, sie wird, in Frömmigkeit erzogen, handeln wie die biblische Ruth: «Wo du hingehst, da will ich auch hingehen, wo du bleibst, da bleibe ich auch!»

«Ein wohlerzogenes Töchterchen, diese sittsame und zurückhaltende Emmy!» meinte Frau Biewend, als sie mit ihrem Mann am Frühstückstisch saß.

Biewend blickte kurz von seinem Morgenblatt auf und betrachtete seine Frau im eleganten Negligé. Verglich er das hausbackene, dunkle und hochgeschlossene Kleid des jungen Mädchens mit dem leuchtenden, zarten Morgengewand seiner Frau? Sah er Emmys schmales, strenges Gesicht vor sich, als Frau Biewend jetzt ihre hohe Stirn runzelte, ihre gebogene Nase ein wenig krauste und ihn mit ihren strahlenden, ausdrucksvollen Augen anschaute?

Frau Biewend sprudelte lebhaft los: «Aber du sagst ja gar nichts? Gefällt sie dir nicht?»

Biewend antwortete nicht. Hinter seiner Zeitung verschanzt, dachte er daran, wie oft der Junge von dem Interesse gesprochen hatte, das Emmy seinen Entdeckungen entgegenbringe. Er selbst hatte davon gar nichts bemerkt.

Frau Biewend kannte ihren Mann zu genau, um jetzt zu glauben, er lese. So sagte sie etwas gedehnt, indem sie ihre gepflegten Fingernägel betrachtete: «Sie wird eine gute Hausfrau werden, für einen Landarzt durchaus geeignet.»

Biewend blickte erneut von seiner Zeitung hoch und äußerte schließlich: «Warten wir ab! Sicher wird sie ganz tüchtig sein. Aber sie scheint mir doch stark in Konventionen befangen, sie kann ihre Herkunft nicht

verleugnen. Ich kann mir nicht vorstellen, daß sie für Robert die richtige Partnerin abgibt.»

Frau Biewend blickte ihren Mann nachdenklich an und seufzte leicht. «Das wird davon abhängen, für welchen Beruf Robert sich endgültig entscheidet», meinte sie dann.

Arm in Arm schlenderten sie durch die Straßen. Es war ein klarer Spätsommernachmittag. Emmy hatte hochrote Wangen. Oft blieb sie stehen, zeigte auf eine Kirche, ein hohes Gebäude, fragte, staunte und wiederholte immer wieder: «Wenn das die Mama sehen könnte!» Robert betrachtete sie mit inniger Freude.

So kamen sie an den Hafen. Ein Auswandererschiff lag am Kai verankert. Männer mit Handgepäck, Frauen, kleine Kinder auf dem Arm und an der Hand, liefen über die Gangway.

Emmy ging langsamer, hielt Robert zurück. «Die armen Menschen!» sagte sie. «Das kann ich gar nicht mit ansehen. Von zu Hause fortzugehen in die Fremde, in die Ungewißheit — das muß schrecklich sein!»

«Aber Kindchen», wehrte Robert ab, «sieh doch die Leute dort oben an der Reling, wie sie lachen und winken. Es weinen ja nur die Zurückbleibenden.»

Da Emmy schwieg, redete er eindringlich auf sie ein: «Es gibt nichts Schöneres als ein Schiff unter Segeln, das weite Meer, nichts Wunderbareres als fremde Länder: Indien, die Südsee . . . Mein Freund Hinrichsen ist unterwegs. Ich sollte mit ihm fahren. Aber allein, ohne dich» — Robert drückte zärtlich ihren Arm — «wollte ich nicht. Male dir doch einmal aus», schwärmte er weiter, «wie wohltätig du dort als deutsche Arztfrau wirken könntest. Die Eingeborenen würden dich verehren — natürlich hätten wir auch mit europäischen Familien Verkehr . . .» Robert liebte zart ihre Hand. «Aber sonst wären wir ganz für uns — und unsere Kinder würden in einer paradiesischen Welt aufwachsen und . . .»

Emmy löste ihren Arm von dem seinen und wandte sich ihm zu. «Komm fort!» forderte sie erregt. Auf ihrem Gesicht zeigten sich Falten des Unwillens, so daß Koch sie mit großen Augen ansah. Er griff nach ihrer Hand, doch die blieb steif und unbeweglich.

«Ich will nicht!» preßte sie unter Tränen hervor. «Ich will nicht so weit fort von den Eltern und den Freundinnen. Die Eltern wären auch gar nicht damit einverstanden.»

Robert zog das Taschentuch und tupfte auf ihre Augen.

Da schluchzte sie: «Fahre allein, wenn du willst.»

Robert ließ unwillkürlich Emmys Hand los. Er war tief betroffen. Eine Schwere legte sich auf seinen Körper, sein Denken. Er fühlte, daß in ihm etwas zerbrochen, daß seine Freude auf die Zukunft zerstört war.

Die Wogen, die zwischen den beiden Liebenden so jäh hochgeschlagen waren, glätteten sich zwar in den nächsten Stunden wieder, doch die Erinnerung daran blieb in Robert haften. Am zweiten Tag danach reiste das Mädchen ab. Sie nahm das Versprechen mit, daß sich Robert so bald als möglich nach einer einträglichen Praxis umsehen wolle. Das tat dann Robert auch, ohnehin konnte er Hamburg nun nicht länger ertragen. «Schade, mein Boy, schade — um dich!» war das einzige, was Robert von seinem Onkel Biewend über die ganze Angelegenheit zu hören bekam.

«... Es geht uns ungeheuer schlecht, wir müssen uns furchtbar einschränken und dabei doch noch sorgen, ob wir durchkommen. Ich berede Robert immer, von hier fortzugehen, denn es muß doch noch bessere Stellen geben, aber Robert hat allen Glauben daran verloren und hat wieder die Idee, ins Ausland zu gehen...»

Robert Koch legte den Brief seiner Frau auf den Tisch zurück, nahm seine Tabakschachtel vom Vertiko und ging wieder in sein Ordinationszimmer. Hier setzte er sich mit einem Seufzer auf den Schreibtischstuhl, stopfte sich die Pfeife und wartete weiter. Wartete, wie schon monatelang, auf Patienten! Vor einem dreiviertel Jahr hatte er sich in Niemegek niedergelassen. Aber es schien, als ob es in diesem Heidedorf im Hohen Fläming und seiner walddreichen Umgebung Krankheiten nicht gäbe. Abgesehen von einigen kleinen Unfällen unter den Holzfällern und dem Husten und Schnupfen der Kinder des Rittergutsbesitzers im Winter, hatte er kaum etwas zu tun gehabt. Keiner von den Bauern, Landarbeitern, den Ziegelbrennern und Webern nahm sich die Zeit, krank zu sein. Vor zwei Jahren zwar hatte auch hier die Cholera geherrscht und die Bevölkerung dezimiert. Seit dem Eintreffen des neuen Arztes aber war niemand mehr gestorben, und die neugeborenen Kinder betreute die «weise Frau». Zu ihr und zu dem alten Schäfer in der Vettesener Mark liefen die bejahrten Frauen und Männer, ließen sich Tee geben für ihr Reißen oder ließen ihre Altersbeschwerden «besprechen». Jeder Versuch Roberts, aufklärend zu wirken, scheiterte an dem Aberglauben der

hiesigen Menschen. Er wußte nun, warum diese Stelle so lange vakant gewesen war. Hier konnte kein Arzt mit seiner Familie leben.

Robert stand auf und stellte sich vor das Fenster. Es ist wahr, daß es uns ungeheuer schlecht geht, dachte er ingrimmig, indem er an seiner langen Pfeife sog und auf die Dorfstraße blickte, auf der ein Kastenwagen, mit Grünfutter beladen und von Kühen gezogen, vorbeiholperte. Aber mußte das Emmy an ihren Vater nach Clausthal schreiben! Die Frau Generalsuperintendent würde natürlich gleich die Familie Koch davon in Kenntnis setzen.

«Es ist zum Davonlaufen!» murmelte Robert. Aber wohin? Das mit dem Auswandern ist doch purer Unsinn, dachte er. Gewiß habe ich mal in einer unguten Minute so was Ähnliches dahergeredet, mehr für mich, um mir Luft zu machen. Aber wie werde ich denn meine Frau, die noch dazu ein Kind erwartet, im Stich lassen!

Er ging wieder zum Schreibtisch zurück, setzte sich und schob den Rezeptblock beiseite, stellte das Stethoskop neben das Tintenfaß, warf einen schnellen Blick auf den schmalen Glasschrank mit den blitzenden Messern, Scheren, Pinzetten und Spritzen, stand wieder auf und ging, die lange Pfeife in der Hand, hinüber zur Küche.

Emmy saß auf dem Küchenstuhl und schälte Kartoffeln.

«Was gibt's denn heute Schönes, Liebe?» Robert überwand bei ihrem Anblick seinen Unmut und nahm sich vor, sie zu trösten und aufzumuntern.

Sie seufzte und sagte mißmutig: «Was soll ich denn schon kochen? Eier, wie immer — das einzige, was wir umsonst bekommen. Wenigstens solange unser Hühnerfutter reicht.»

Robert erinnerte sich an den Brief, und seine guten Vorsätze gerieten ins Wanken. «Du schreibst an deinen Vater Klagebriefe . . .»

«Mit einem Menschen muß ich mich doch aussprechen.»

«Emmy, hast du nicht mich?»

«Ach», sagte sie müde, «was nützt denn das! Hast du in der letzten Zeit einmal versucht, unsere Lage zu ändern? Wären wir nur in Langenhagen geblieben! Wir hatten unser Auskommen, Vieh, Garten, Reitpferd und Dogcart.»

«Aber Emmy . . .» Du bist ungerecht! wollte Robert Koch fortfahren; doch er sprach den Vorwurf nicht aus. Er dachte daran, daß sie auch in Niemegek schon viele glückliche Stunden verlebt hatten, an die Ausflüge,

die sie beide unternommen hatten. An einen erinnerte er sich besonders gut: Sie waren nach Wittenberg, der Stadt Luthers, gefahren. Sie waren durch die blühende Heide, den herbstlichen Wald gekommen, und Emmy konnte sich nicht satt sehen an den Schönheiten der Landschaft. Sie war in Begeisterung geraten, als sie gleich hinter dem Elstertor auf die Luthereiche trafen; dort hatte Luther die päpstliche Bannbulle verbrannt. Vor den Türen der Schloßkirche, auf denen in eisernen Lettern die welterschütternden fünfundneunzig Thesen des Reformators in lateinischer Sprache zu lesen sind, mußte er ein Lichtbild machen. Sie stellte sich lachend daneben, denn sie wollte unbedingt mit auf das Bild. Und wie ergriffen war sie vor dem Gemälde von Lucas Cranach in der Stadtkirche stehengeblieben! Das Abendmahl, die Taufe und Beichte des Malers erwähnte sie noch oft.

Als Robert sich seiner Frau wieder zuwandte, lag auf seinem Gesicht ein Lächeln. Seine Stimme klang warm, als er jetzt davon sprach, wie behaglich sie sich auch im Winter in den Mußestunden oftmals fühlten, wenn sie zusammen am warmen Kachelofen saßen. «Denk doch nur daran, wie wir abends immer Schach spielen und du Lieder zu meiner Zitherbegleitung singst, oder an die Spaziergänge im verschneiten Wald...»

Emmy betrachtete gedankenverloren die Mehl- und Zuckerdosen im Wandrück. «Bisher hatten wir auch immer noch etwas Geld, die Ersparnisse von Langenhagen, aus deinem festen Gehalt. Aber jetzt... Wären wir nur dort geblieben! Hättest du dich damals nur nicht mit dem Direktor überworfen!»

«Aber, bitte, Emmy», unterbrach Koch ihre Vorwürfe, «du weißt doch genau, wie es gekommen ist. Die ganze Arbeit wurde mir aufgebürdet. Ich habe sie gern getan. Aber mir dann noch mein Gehalt zu kürzen, nein, das war wirklich zu stark! Und die Privatpraxis hing mit dem Posten zusammen. Daß es uns nun hier so ergehen würde, wer konnte das ahnen! Aller Anfang ist schwer! Und ganz besonders für einen Landarzt!»

Emmy klapperte mit den Töpfen und antwortete nicht.

Robert trat nahe an sie heran, suchte ihren Blick und meinte: «Preußen ist groß! Ich werde nach Berlin fahren und mich auf dem Ministerium nach einer freien Stelle erkundigen. Reise indessen nach Clausthal und warte dort auf mich!»

Emmy schüttelte den Kopf. «Die Leute in Clausthal würden mich

mitleidig betrachten. Denn natürlich hat es sich längst herumgesprochen, in welch dürftigen Verhältnissen wir leben.»

Robert zuckte mit den Schultern und ging langsam in sein Arbeitszimmer zurück.

Robert Koch war seit einigen Tagen in Berlin und wohnte wieder bei Frau Kulicke. An einem Abend saß er zusammengekauert auf dem Stuhl, hatte den Kopf in beide Hände gestützt und brütete vor sich hin. Es war stockfinster.

Da kam Frau Kulicke mit einer Petroleumlampe ins Zimmer.

«Herrje, Herr Doktor, ich wußte nicht, daß Sie schon zurück sind.»

Robert sprang erschrocken auf, rieb sich verlegen die Hände und stotterte: «Ja, ja, Frau Kulicke, ich . . .»

Die Frau ging auf Robert zu, hielt die kleine, blakende Lampe schräg vor Roberts Gesicht und fragte: «Was ist eigentlich mit Ihnen los? Schon bei unserer ersten Begrüßung waren Sie trübsinnig und niedergeschlagen, aber nun habe ich richtig Angst um Sie . . .»

Wie konnte ich mich nur so gehenlassen, daß mir sogar Fremde meinen Kummer anmerken, dachte Robert verärgert und versuchte zu lächeln. «Nur etwas müde, abgespannt . . .»

«Nun machen Sie mir mal nichts vor! Raus mit der Sprache! Wo sitzt der Kummer?»

Robert wußte, daß Frau Kulicke es herzlich gut mit ihm meinte. So antwortete er: «Da soll einem nicht der Mut vergehen und die gute Laune, wenn man tagtäglich unverrichtetersache heimkehrt. Ich laufe im Ministerium von einem Beamten zum anderen und frage unentwegt, ob irgendwo eine Arztpraxis frei ist, aber niemand kann oder will mir helfen.»

«Na, na, nur nicht gleich verzweifeln, Herr Doktor», tröstete die Witwe. «Für einen Mann wie Sie findet sich schon ein Posten. Ich glaube aber, dort oben, wo Sie vorsprechen, sitzt keiner, der Ihnen hilft. Für die sind Sie und Ihre Kollegen so etwas wie das rote Tuch für den Stier.»

«Aber, Frau Kulicke, wie kommen Sie darauf?»

«Die sind euch freien Ärzten nicht grün, denen seid ihr zu frei, auch in der Gesinnung. Es sind zu viele in Virchows Fortschrittspartei, die mit den süddeutschen Demokraten, besonders den Württembergern, liebäugeln.»

Sie stellte die Lampe auf den Tisch und verschränkte die Arme über

ihrem üppigen Busen. Robert kannte diese Pose, er wußte, daß Frau Kulicke zu einer Rede ansetzte. So ließ er sich geduldig auf dem Kanapee nieder; dabei gab er acht, daß er nicht das perlenbestickte Sofakissen berührte oder gar drückte.

«Sie staunen, Herr Doktor, woher ich alte Frau das alles weiß. Wir einfachen Leute gehen nämlich in die Versammlungen der Virchowschen Partei, denn da wird das gesagt, was uns angeht. Bei Lebzeiten meines Seligen hätte ich's ja nicht gedurft. Der war bis zum letzten Atemzug ein königstreuer Soldat. Und der Virchow ist gegen den Krieg! Er hat im Abgeordnetenhaus den Antrag auf Abrüstung gestellt.» Frau Kulicke kicherte vor sich hin. «Hören Sie nur mal, was der Redner in der letzten Versammlung sagte, es hat uns allen gefallen: «Die Verfassung des Norddeutschen Bundes hat drei Paragraphen: erstens Steuerzahlen, zweitens Soldatwerden, drittens Maulhalten!»»

Sie bemerkte, daß Koch gar nicht richtig zuhörte, und räusperte sich. Dann stemmte sie ihre prallen Arme in die Hüften und änderte das Thema.

«Ich bin ganz von Ihnen abgekommen, Herr Doktor.» Sie tippte sich mit dem Zeigefinger an den Kopf und meinte lächelnd: «Ich wollte Ihnen doch einen guten Rat geben. Gehen Sie in die Kanzlei, wo die kleinen Beamten sitzen, welche die Briefe aufmachen und registrieren. Die wissen über alles Bescheid. Fragen Sie dort nach dem alten Krausemann, sagen Sie ihm, Sie kämen von mir, der wird Ihnen raten können. Und wenn Sie ihm noch ein kleines Trinkgeld geben, schadet's nichts!»

Robert sah Frau Kulicke ungläubig an. Solche Machenschaften im königlich-preußischen Beamtenstaat konnte er kaum für möglich halten. Er hätte es auch bei jeder anderen Gelegenheit abgelehnt, den vorgeschlagenen Weg zu gehen. Aber er stellte sich Emmys enttäuschtes Gesicht vor, hörte ihre Vorwürfe, las in Gedanken die Jammerbriefe nach Clausthal und stöhnte. Die hoffnungslose Lage zwang ihn dazu.

Die Kanzlei lag im Parterre des roten Backsteingebäudes. Koch saß in dem schmucklosen Raum auf einem Schemel, neben dem langen, schmalen Tisch mit Bergen von Schriftstücken. Während er sprach, blickte er durch das Fenster, an dem weder Gardine noch Vorhang hing, auf die grauen Mauern des Hinterhofes.

«Ja, Herr Doktor», antwortete Krausemann, als er sich Roberts Anliegen angehört hatte, «der selige Kulicke war ein guter Freund von mir.»

Und Sie suchen nun eine Doktorstelle! Die sind im Brandenburgischen rar, besonders in und um Berlin. Doch weiter weg . . . Warten Sie mal . . .»

Krausemann ging, trotz seines Alters noch immer gerade aufgerichtet, an den hohen Schrank, öffnete ihn, rückte die ausgetretene Stehleiter heran, stieg mit steifen Knien drei Stufen hinauf, fingerte an den weißen Fahnenzeichen herum, die aus den blauen Mappen herunterhingen, zog ein Aktenstück heraus, leckte an seinem rechten Zeigefinger, so daß die Unterlippe tief herunterfiel, und blätterte die engbeschriebenen Bogen um.

«Ja», sagte er dann ein wenig wichtigtuerisch, «ja, mein lieber Herr Doktor, es ist so, der Landrat von Bomst, der Freiherr von Unruhe, hat kürzlich wieder einen Arzt angefordert und geklagt, daß keiner ins Posenische wolle. Wissen Sie was, bewerben Sie sich doch! Die Kreisstadt ist Wollstein, südlich von Posen. Ist auch gar nicht mehr so schwierig, hinzukommen, seitdem zwischen Posen und Glogau Bahnverbindung besteht.»

Endlich ein Lichtblick, dachte Koch. Wohin, das war ihm jetzt ganz gleich. Nur eine Stellung! «Sie wissen aber gut Bescheid dort unten, Herr Krausemann!»

«Kunststück, Herr Doktor, ich stamme aus der Gegend, habe auch in Posen gedient.» Der Alte warf sich in die Brust. «Vizewachtmeister, zweite Eskadron, Jägerregiment zu Pferde! Doch das nur nebenbei. Ist ja nun schon eine lange Zeit her. Aber was ich noch sagen wollte, es ist ein fruchtbares Stückchen Erde in der Nähe des Obrabruchs. Es gibt sogar Weinberge dort. Die Menschen werden alle satt und manchmal auch krank!» Krausemann lachte breit und behäbig. «Machen Sie's man so, Herr Doktor! Schreiben Sie, und viel Glück!»

Beim Abschied drückte Robert dem Alten einen halben Taler in die Hand. Der ehemalige Vizewachtmeister riß die Hacken zusammen. Sein bärbeißiges Gesicht verklärte sich, als er zum Dank salutierte.

VI

Auf der Chaussee, die Rakwitz mit Wollstein verbindet, rollte ein Landauer. Die Herbstsonne lag auf der weiten Ebene. Im leichten Wind zog Altweibersommer über die gepflügten Kornfelder, über die Äcker mit den

welkenden Kartoffelstauden und den saftstrotzenden Rübenblättern. Die Straße war von Apfelbäumen umsäumt, fast brachen die Zweige unter der Last der rot und gelb leuchtenden Früchte.

Im Fond des leichten Wagens saß Robert Koch zurückgelehnt und lauschte mit geschlossenen Augen dem gleichmäßigen Klappern der Pferdehufe. Er dachte an seine Patienten in der Sprechstunde und an die Krankenbesuche, die er am Vormittag noch gemacht hatte, überlegte, ob seine Verordnungen auch den schnellen Erfolg einer Heilung oder Besserung zeigen würden, ob es richtig war . . . Und dabei nickte er ein.

Nach einer Weile weckte ihn ein polterndes Geräusch. Der Landauer fuhr an einem Kastenwagen vorbei, der dicht an der Straße stand. Aus Weidenkörben, die sie auf den Schultern trugen, schütteten einige Männer Kartoffeln in den Wagen.

«Das war der neue Doktor aus Rakwitz!» sagte einer von ihnen, als sie aufs Feld zu den buddelnden Frauen zurückgingen. «Er soll was von seinem Handwerk verstehen!»

«Hm», stimmte ein anderer ihm bei und schob seine Mütze tief ins Genick, «es wurde aber auch Zeit, daß überhaupt ein Doktor herkam. Wie hat die Ida, meine Frau, immer gejammert über ihre offenen Beine. Wie viele dicke Würste stopfte sie der alten Jakubeit für das Besprechen in den Rachen. Und immer schlimmer wurde es. Aber die Behandlung vom Doktor hat so gut geholfen, daß Ida schon in der Ernte mitmachen kann.»

Sie stellten ihre leeren Körbe bei den Frauen ab.

«Wer war denn das? Wer ist da vorbeigefahren?» fragte ein junges Mädchen mit langen, dunklen Zöpfen.

«Der Doktor!»

«Na, der hat's gut!»

«Glaube ja nicht, daß der spazierenfährt!» meinte der alte Bauer. «Wenn er nicht mit den Kranken zu tun hat, dann steht er mit der langen Pfeife bei den Bienenkörben im Garten oder hilft seiner Frau jäten und hacken. Das ist ein Mann, der zu uns paßt! Auch Hühner und Tauben will er züchten, erzählte die Julka, das Hausmädchen bei Doktors.»

Eine alte Frau kicherte, so daß ihr zahnloser Mund und das Kinn zitterten. «Ich muß gerade daran denken, wie die Jakubeit gestern geschimpft hat. Sie will den Medizinmann mit dem Beelzebub, oder wie der Teufel heißt, wieder austreiben!» Sie stützte sich mit ihren knochigen, abgearbeiteten Händen auf die dreizackige Kartoffelhacke und fuhr in

ernstem Ton fort: «Nein, Leute, dem Doktor kann das Böse nichts anhaben, dazu hat er ein viel zu gutes Gemüt! Ich war neulich dabei, wie er die Kleine meiner Tochter tätschelte und mit ruhiger Stimme auf sie einredete, ihr einen Umschlag machte und Medizin einträufelte.» Die Alte blickte sich im Kreise um, ob auch jeder ihrer Lobrede folge, nickte dann wohlgefällig und endete: «Ja, und es dauerte gar nicht lange, da war das Kind wieder ganz wohl!»

Hinter Rostarschewo stieg die Chaussee ein wenig an. Kleine Hügel belebten die Landschaft. Eine Sage wollte wissen, Frau Holle habe hier zu Beginn der Zeit ihre vollgestopften Federbetten verloren. Daher sei der Boden auch weich und warm und trage Trauben, die sonst nur in südlichen Breiten wachsen.

Wulke, der Fuhrmann, hatte sich in seinem Vordersitz zurückgelehnt und den Kopf nach hinten gedreht. In seiner breiten Mundart, in der das Zungen-R mitrollte, erzählte er dem Fahrgast davon.

«Na ja, Herr Doktor», fügte er hinzu, «ganz so süß wird unser Wein wohl nicht wie der vom Rhein, aber für unsern derben Gaumen ist er gerade recht so. Gucken Sie nur, wie voll die Rebstöcke hängen.» Er wies mit der Rechten in die Gegend. «Und die Winzer werden bald ihre Langstiefel anziehen können.»

Robert Koch sah den Redseligen, der sich ihm halb zugewandt hatte, fragend an: «Langstiefel?»

«Nun ja», erklärte Wulke, «damit trampeln sie doch die Trauben gleich hier auf den Feldern in die großen Bottiche.»

Robert lachte. «Guten Appetit!»

«Der Dreck gärt doch wieder raus – als Hefe!»

Koch, der sich während der Unterhaltung ein wenig vorgeneigt hatte, lehnte sich zurück und dachte nach: Hefe nennen die Bauern also die Verunreinigung des Mostes. Sie wissen nicht, daß die Hefe die Ursache der Gärung ist, was der Franzose Thénard und dessen Schüler, unser Justus Liebig, bereits festgestellt haben. Er grübelte weiter: Irgend etwas lebt in dieser Hefe – vermehrt sich – aber was?

Bei der Heimkehr am Abend brachte Koch seiner Frau ein Körbchen Weintrauben mit.

Emmy griff sofort hinein und begann dabei zu erzählen. «Ich habe im Garten noch Himbeeren gefunden, Gurken abgenommen, Blumen gegossen. Julka hat Klein-Gertrud herumgetragen. Jetzt schläft das Kind.»

Emmy zog Robert mit sich fort und eilte ins Schlafzimmer. Beim Anblick des Töchterchens sagte sie glücklich: «Sieh nur, wie hübsch, unser Trudchen!»

Sie gingen Arm in Arm zurück in die Wohnstube. Als sie sich dort niedergesetzt hatten, fühlte sich Koch ein wenig abgespannt. Emmy schwatzte weiter. Satzketzen wie: «Die Nachbarin sagte... Frau Pastor hatte gesehen... Julka hörte beim Kaufmann...» drangen in Kochs Bewußtsein, er nickte von Zeit zu Zeit. Wie gern hätte er jetzt mit Emmy über das gesprochen, was ihn anging! Warum ihn der Oberarzt des Evangelischen Krankenhauses in Wollstein zur Konsultation gebeten hatte und daß es sich bei der angeblichen Ruhr und Cholera nur um eine einfache Diarrhöe gehandelt hatte, was er schon nach einer kurzen mikroskopischen Untersuchung des ausgeschiedenen Schleims feststellen konnte.

Ist es unbescheiden von mir, dachte Robert, wenn ich die Freude über jeden Erfolg, auch über den kleinsten, jemandem mitteilen will? Bin ich von mir selber zu sehr eingenommen? Aber ich möchte doch nur, daß Emmy meine Freude mit mir teilt! Nun komme ich nicht zu Wort, und sie fragt nach gar nichts.

«Ich werde noch meine Instrumente auspacken, Emmy. Rufe bitte, wenn das Essen fertig ist.»

«Ein Unwetter zieht sich über uns zusammen!» Der kurzsichtige Apotheker hielt den Römer dicht vor die Augen, sah durch die goldklare Flüssigkeit, so wie er es von seiner Retorte her gewohnt war. Der herbe Duft des Weines stieg empor. Dann trank er mit kleinen, schlürfenden Schlucken. Bevor er das Glas niedersetzte, blickte er sich in der Stammtischrunde um. Zigarren- und Pfeifendunst schwelte über den Köpfen der Männer. Ein schaler Geruch abgestandenen Weines durchzog den kleinen Raum. Unter der niedrigen Holzdecke brütete die Hitze.

«Nun», meinte der dicke Fabrikbesitzer, indem er sich den Schweiß von der Stirn wischte, «eine Abkühlung täte not. Die Hundstage haben zeitig angefangen, wir schreiben doch erst Anfang Juli.»

«Ach was», erwiderte der Apotheker grob, «ich denke natürlich an den politischen Himmel!»

«Ja, ja», mischte sich der Rektor der Volksschule ein, «es ist den Franzosen an die Nieren gegangen, daß der Leopold von Hohenzollern-

Sigmaringen Nachfolger der gestürzten Königin Isabella von Spanien werden soll. Sie fühlen sich von zwei Seiten bedroht, zumal die Bündnisverhandlungen mit Österreich und Italien noch schweben.»

«Mit diesem Angriffsbündnis gegen den Norddeutschen Bund dürfte es kaum etwas werden», antwortete der schwächliche Apotheker und setzte seinen Kneifer mit der langen, schwarzen Schnur auf die knollige, rötliche Nase, «der Wiener Hof muß Rücksicht auf die verschiedenen Nationalitäten nehmen, und die Italiener verlangen zuerst den Abzug der französischen Truppen aus Rom, die den Papst schützen sollen. Auch von Rußland haben wir nichts zu befürchten. Das hat noch genug von Napoleon I. Und England will von einer Vorherrschaft Frankreichs in Europa erst recht nichts wissen. Aber das meinte ich nicht!»

Der Apotheker machte eine Pause, hob wieder sein Glas, um die Spannung zu erhöhen. «Die Hetze der französischen Zeitungen und der Ruf nach Rache für Sadowa ist stärker geworden. Ich glaube nicht, daß wir uns das lange gefallen lassen werden.»

Der Fabrikbesitzer gähnte gelangweilt und räusperte sich vernehmlich. «Ich brauche Bewegung, sonst schlafe ich ein. Wir wollen endlich anfangen mit dem Kegeln! Der Rendant vom Rittergut kommt sowieso immer später, den läßt seine Frau nicht weg! Aber wo nur der Doktor bleibt?»

Der Rektor kniff sein linkes Auge zu, über sein hageres, braungebranntes Gesicht zogen sich Schmunzelfältchen, als er mit seiner wohlklingenden, ausdrucksvollen Stimme sprach: «Der wird sein Eichhörnchen und seinen Affen erst abfüttern...»

Der Apotheker fiel ihm ins Wort: «Für die Tiere sorgt seine Frau. Ich traf Doktor Koch unterwegs, er hatte noch einen Krankenbesuch vor. Aber er muß bald hiersein.»

Acht Tage später kam der Apotheker mit fliegenden Rockschoßen in das Honoratiorenzimmer der «Linde» gerannt.

«Nun ist es soweit! Ich habe es ja gesagt!» Er schwang eine Zeitung in der Hand. Noch ehe er sich setzte, schlug er das Blatt auf, hielt es dicht unter die Augen und las: «... Obwohl der Prinz von Hohenzollern freiwillig auf die Krone Spaniens verzichtete, verlangt Kaiser Napoleon III. von König Wilhelm von Preußen, niemals wieder seine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern nochmals auf ihre Kandidatur zurück-

kommen sollten». König Wilhelm, der sich zur Kur in Bad Ems aufhält, lehnte daraufhin ab, den französischen Gesandten Benedetti zu empfangen...»

Der Apotheker ließ sich erschöpft auf seinen Sofaplatz fallen und rief nach Wein.

«Was nun?» fragte Robert Koch. Sein Gesicht war sehr ernst.

«Das fragen Sie noch, Doktor?» Der Apotheker blickte nach dem Datum der Zeitung. «Das geschah vor drei Tagen! Inzwischen kann der Krieg schon erklärt sein!»

«Wer sollte das tun?» Der behäbige Fabrikbesitzer war noch immer nicht im Bilde. Er streckte seinen dicken Bauch vor und fuhr mit der Rechten über die prall sitzende helle Weste seines geöffneten Gehrockes.

«Mann Gottes!» polterte der Apotheker. «Napoleon, natürlich! Nun hat er doch endlich einen Grund!»

«Ach so, ich verstehe, den hat ihm nun Bismarck mit der Veröffentlichung der Emser Depesche gegeben.»

«Mögen Sie es so auffassen», erklärte der schneidige Rendant, ein Leutnant der Reserve, mit markiger Stimme. «Haben wir es nötig, uns von den Franzmännern beleidigen zu lassen? Napoleon wird schon erleben, was jetzt geschieht.»

«Ganz recht», setzte lebhaft der stets aufgeräumte Rektor fort, «ganz Deutschland wird sich wehren. Die süddeutschen Staaten stehen auf unserer Seite. Und wie ich las, erkennt sogar die Sozialdemokratische Partei in Braunschweig den Krieg gegen Frankreich als eine nationale Angelegenheit an.»

Keiner erwiderte etwas darauf. Sie wußten, daß der Rektor im geheimen ein Demokrat war. Doch wollte ihm niemand zu nahe treten, da man ja schließlich Kinder oder Enkel zu ihm in die Schule schicken mußte.

Robert Koch erfuhr auf dem Weg zur «Linde» durch den Postmeister von der erfolgten Mobilmachung. Er ging nun am Gasthof vorüber, denn er wußte aus Erfahrung, wie sich der Patriotismus der Stammtischrunde äußern würde. Für das läppische, alkoholbeschwingte Spiel mit großen Worten fehlte ihm das Verständnis. Sein Herz war von den widersprechendsten Gefühlen erfüllt. Er lief bis an den See hinunter.

Als Koch nach Hause kam, erwartete ihn aufgeregt seine Frau.

«Gott sei Dank, daß wir so weit vom Kriegsschauplatz entfernt wohnen», empfing sie ihn, «und du dienstuntauglich bist!»

Robert kannte Emmys Bestreben, ihn zu einer Handlung zu bewegen, die ihren Wünschen entsprach. Bestimmt erwiderte er: «Wenn ich auch grundsätzlich ein Feind des Krieges bin, der so viele Wunden schlägt, so fühle ich mich trotzdem verpflichtet, meinen Mitmenschen in der Not zu helfen.»

Emmy hatte zwar einen solchen Entschluß ihres Mannes für möglich gehalten, dennoch war sie entsetzt. «Aber du wirst dich doch nicht etwa freiwillig melden — mit deiner Kurzsichtigkeit — wie leicht kann dir da was passieren — und dann... Ach, das wäre ja nicht auszudenken... Robert, ich bitte dich, bleibe bei uns!»

Koch schüttelte den Kopf. «Der Abschied von euch wird mir bestimmt nicht leicht. Die Entscheidung ist mir schwergefallen. Aber ich bin Arzt und werde dringend gebraucht.»

Emmy konnte sich noch immer nicht fassen, sie brach in Tränen aus. Er legte den Arm um sie und sagte tröstend: «Vielleicht geht der Krieg schnell zu Ende, und ihr habt mich bald wieder.»

Drei Tage nach der Kaiserproklamation von Versailles ging Robert Koch im blauen Militärmantel mit dem Abzeichen eines Feldarztes, eine Reisetasche in der Hand, durch die verschneiten Straßen von Clausthal. Leichter Rauch kräuselte sich über den niedrigen Schornsteinen des Städtchens. Vor dem elterlichen Haus verharnte er einige Augenblicke, bevor er langsam die ausgetretenen Treppenstufen hinaufstieg und die Haustür öffnete. Der Flur lag im Halbdunkel. Kein Ton war zu hören. Dem Besucher kam es unheimlich vor. Durch seine beschlagene Brille konnte er kaum etwas erkennen. Er überlegte kurz, wohin er sich wenden sollte. Dann trat er in die Wohnstube. Eine wohlige Wärme schlug ihm entgegen. Er nahm die Brille ab und sah sich um. «Alles noch unverändert!» murmelte er. Er stellte die Tasche hin, nahm die Schirmmütze ab, zog den Mantel aus und ging in das Nebenzimmer.

Dort saß eine kleine, schwächliche Frau mit weißem Haar am Tisch, einen Haufen Gänsefedern vor sich. Schneeweißer Flaum stob in die Luft.

«Mutter!» rief er leise.

Die Frau fuhr herum. «Robert!» Sie sprang auf und fiel ihrem Sohn um den Hals. Als sie ihn wieder freigab und zärtlich anschaute, fragte sie ängstlich: «Aber Junge, wie siehst du aus? Hättest du nicht gesprochen, ich hätte dich kaum erkannt! Ist der schreckliche Krieg zu Ende?»

«Für mich — ja! Und für die anderen könnte es auch so sein, denn wir haben längst gesiegt!»

«Kommen deine Brüder ebenfalls heim?»

«Sei unbesorgt, Mutter, ich sah die drei Jungen noch, bevor ich abreiste, es geht ihnen gut.»

Mutter Koch fuhr Robert mit der Linken über die Wange und nickte mit dem Kopf, als wollte sie ihm danken. «Du hast dich immer so fürsorglich um deine Geschwister gekümmert . . .»

«So gut es ging, Mutter», wehrte Robert ab und setzte sich.

Frau Mathilde ließ sich nicht beirren: «Albert schrieb, du hättest ihnen sehr viel Liebes getan und sie trotz schlechten Wetters und deiner anstrengenden Arbeit besucht und ihnen Lebensmittel und Rauchwaren gebracht.»

«Das war doch alles selbstverständlich. Ich konnte in meinen freien Stunden schon mal aus dem Feldlazarett fort und mit einem Menagewagen zur Truppe fahren.»

Am Abend war Robert mit den Eltern im Wohnzimmer zusammen. Die Mutter saß auf der Ofenbank, den Rücken an den Kacheln, während Vater und Sohn am Tisch Platz genommen hatten. Beide hielten lange Pfeifen in den Händen. Durch die dicken Rauchwolken schaute Robert zur Mutter hinüber. Sie machte ihm Sorge. Still und in sich gekehrt, preßte sie den gekrümmten Rücken so fest wie möglich an den Ofen. Ihr Gesicht war schlaff und eingefallen, die Augen hielt sie gesenkt, die arbeitsamen Hände gefaltet.

Wir müßten Mutter viel mehr spüren lassen, daß wir wissen und anerkennen, was sie für uns Kinder getan hat, dachte Robert.

Der Vater drängte: «Erzähle weiter!»

«Mein Aufenthalt in Neufchâteau, wohin ich am 1. Dezember versetzt wurde, war weniger angenehm für mich, doch am interessantesten. Im Lazarett gab es fast nur Typhuskranke.»

«Aber Junge», jammerte Mutter Koch mit ängstlicher Stimme, «wie leicht hättest du dich anstecken können.»

Der ehemalige Feldarzt streifte mit dem Mundstück der Pfeife die langen Enden seines Schnauzbartes aus den Mundwinkeln und schmunzelte: «Das wäre ein schöner Doktor, der Angst vor Krankheiten hätte!»

«Und was war so interessant?» fragte etwas ungeduldig Vater Koch

und klappte den hölzernen Tabakkasten auf, um sich nochmals die Pfeife zu stopfen.

Robert wandte sich dem Vater zu. «Ich mußte wieder an Jakob Henle in Göttingen denken, der damals schon lehrte, daß bei der Entstehung und Verbreitung von Infektionskrankheiten ein Contagium, das heißt ein Ansteckungsstoff, im Spiele sei, daß dieses Etwas mit individuellem Leben begabt und pflanzlicher Natur sei und daß es parasitisch in dem kranken Körper hause. Zu gern wäre ich diesem ominösen Ansteckungsstoff nachgegangen, wenn ich die nötige Muße und ein Mikroskop gehabt hätte.»

«Du meinst also, daß dieses geheimnisvolle Contagium wirklich besteht?»

«Ganz sicher, Vater! Ich glaube sogar, daß ich schon einmal auf dem Wege gewesen bin, es zu ergründen, als ich in Hamburg bei meinen Cholerauntersuchungen unter dem Mikroskop winzige kommaförmige Gebilde fand.»

Robert sog an seiner Pfeife und fügte zuversichtlich hinzu: «Aber einmal wird es mir gelingen!» Dann erzählte er weiter: «Ja, so habe ich in diesen Monaten an der Front, abgesehen von den Erfahrungen für die Wissenschaft, einen ganzen Schatz von Lebenserfahrungen sammeln können, die mir sonst in einer Reihe von Jahren nicht geboten worden wären. Vor allen Dingen verliert der Krieg völlig seine romantische Seite, die er mitunter für denjenigen hat, der ruhig mit der Zeitung in der Hand hinter seinem Ofen sitzt, und man erkennt statt dessen die unzähligen Schattenseiten des Krieges. Und schließlich lernt man aber auch, alle die Annehmlichkeiten, die ein ruhiges Leben in der Familie bietet, wieder zu würdigen.»

Er lehnte die Pfeife an den Tisch und griff nach den Nüssen, die in einem Bastkörbchen vor ihm lagen. Robert knackte mit seinen weißen, blitzenden Zähnen eine Haselnuß, so wie er es als Junge immer getan hatte, und nahm dann erst den Nußknacker in die Hand.

«Ja», meinte der Vater, «richtig mitreden kann einer nur über ein Geschehen, das er selber mitgemacht hat. Das ist eine alte Sache. Aber sag, Junge, was hältst du davon, daß der Krieg weitergehen soll?»

«Das können nur Leute wollen, die das Elend, das ein Krieg verursacht, nicht miterlebt haben. Man sollte Frieden machen! Und zwar so schnell wie möglich.»

«Der Willi Elders ist der gleichen Meinung.»

Robert horchte auf. «War der Willi auch Soldat?»

«Ja, er kam in diesen Tagen nach Hause. Ist entlassen worden, war schwer verwundet.»

«Ich freue mich, daß du mich besuchst, Robert. Aber doch frage ich mich, was willst du von mir? Willst du mich bemitleiden? Ach, entschuldige, darf ich überhaupt noch du zu dir sagen, oder muß ich dich mit Herr Doktor anreden?»

In der niedrigen, schmalen Küche, die zur Wohnung der Familie Elders gehörte, stand Robert Koch vor Willi und drehte seine Feldmütze in der Hand. Es roch durchdringend nach Krautsuppe, die auf dem Herd wallte. Koch hatte sich das Wiedersehen anders vorgestellt. Es schmerzte ihn, daß der Mann ihn mit bösen Augen betrachtete.

«Warum bist du so giftig, Willi?» fragte der Arzt kopfschüttelnd.

«Da soll einen nicht die Wut packen! Sieh mich doch an! Zum Krüppel hat der Krieg mich gemacht. Ich werde ein steifes Bein behalten. Nie wieder in den Schacht einfahren können. Das einzige, was mir bleibt — ein Leierkasten — betteln! Damit wir, meine Kinder, nicht verhungern! Das Leid ist überall unter den Arbeitern groß. Die Preise für Brot und Fleisch sind unglaublich angestiegen. In manchen Städten plündert die Bevölkerung schon die Läden. Die Gewerkschaften werden in der nächsten Zeit etwas zu tun kriegen, denn die Löhne sind viel zu niedrig.»

Robert näherte sich jetzt dem ehemaligen Schulkameraden und bat ihn, das Knie frei zu machen. Er selbst legte mit Hand an und wickelte den Verband ab.

«Doktor Michael hier im Ort behandelt dich weiter?»

«Ja, ich habe eine Bescheinigung mitgekriegt.»

Robert betastete das Knie eingehend.

Willi zuckte zusammen.

Dann faßte der Arzt den Ober- und Unterschenkel und versuchte, das Bein zu beugen.

Willi unterdrückte einen Schmerzensschrei.

«Schon gut!» sagte Robert und legte das Bein auf einen Schemel, zog Binde und Mull aus der hinteren Rocktasche, verband die Wunde wieder, richtete den Mann auf, rückte einen Stuhl heran und blieb neben Elders sitzen.

«Also», begann er, «die Kugel, die dich umschmiß, hat zwar einige Nervenbahnen durchschnitten, ist aber am Oberschenkelknochen abgeprallt. Die Kniescheibe ist ganz geblieben. Das ist die Hauptsache. Die Prellungen werden heilen, und du wirst wieder laufen und deiner Arbeit wie vordem nachgehen können. Wade und Fuß werden zwar stoßempfindlich bleiben, aber das ist alles. Du mußt nur fleißig Gehübungen machen!»

Elders blickte Koch ungläubig an. Als er jedoch dessen zufriedenes Gesicht sah, leuchteten seine Augen auf. Er griff verlegen nach der Hand des Arztes und stotterte: «Ich danke dir, Robert, und entschuldige, daß ich vorhin so heftig war.»

«Schon gut, Willi», gab Robert zurück.

Der Verwundete sah beinahe glücklich aus, als er fortfuhr: «Wenigstens brauche ich nicht mehr in den verdammten Krieg.»

VII

Frau Emmy Koch deckte den Mittagstisch. Das gleichmäßige Ticken der Standuhr zog ihren Blick an. Die vergoldeten Zeiger wiesen ein Viertel vor ein Uhr.

Wo nur Robert bleibt? fragte sie sich. Die Sprechstunde ist vorbei. Sie ging über die große, helle Diele, die als Warteraum diente, vorbei an den leeren, braungestrichenen Holzbänken, und trat leise in das Studier- und Ordinationszimmer ihres Mannes. Es war leer. Aber die dicke, braune Flauschportiere, die das große Zimmer teilte, war zurückgeschlagen, und in dem so entstandenen besonderen Raum, der als Laboratorium diente, saß Robert Koch am Tisch vor dem Mikroskop.

Konnte ich mir doch denken! ging es Emmy durch den Sinn. Dann rief sie: «Komm bitte zu Tisch, Robert!»

«Ja, ja», lautete die Antwort.

Die dreijährige Gertrud tollte mit Mohrrchen, dem schwarzen Dackel, und lief der Mutter vor die Füße.

«Habt ihr auf dem Hof oder im Garten keinen Platz?» fragte die Mutter verärgert. «Geht wieder hinaus! Der Papa ist noch nicht mit der Arbeit fertig.»

Emmy setzte sich in der Küche nieder, starrte an die Decke und sann

nach. Tag für Tag war es dasselbe! Nach der Sprechstunde die nie nachlassende Arbeitswut! Ob er jemals zu Ende kommen würde mit seinem ewigen Suchen und Forschen? Sie seufzte laut. Als er vor anderthalb Jahren zurückgekommen war aus dem Krieg, heil und gesund, war er so aufgeschlossen der Wirklichkeit gegenüber. Damals lebte sie neu auf. Sie wollte ihm danken, ihm etwas Liebes erweisen, bestellte das Hartnacksche Mikroskop in Breslau und schenkte es Robert zum Geburtstag. Sie erfüllte damit einen seiner größten Wünsche. Freilich ahnte sie nicht, daß gerade dieser Apparat ihr den Mann wieder entfremden würde. Aber konnte sie, sollte sie ihn hindern an seiner Beschäftigung, die ihm so viel Freude machte und ihm ein Bedürfnis war? Hatte sie nicht sonst alles, was sie vom Leben erwartete? Sie war ja auch stolz auf ihren Mann, der sich auf das Physikatsexamen vorbereitet, die Prüfung gut bestanden hatte und sogleich als Kreisphysikus in die Kreisstadt Wollstein berufen worden war. Die dreihundert Taler Jahresgehalt, neben den Einnahmen aus der Privatpraxis, sicherten ihnen ein gutes Auskommen. Auch bewohnten sie am «Weißen Berg» ein behagliches Haus. Dazu gehörten ein großer Garten und Stallungen. Emmy konnte sich tüchtig ausarbeiten und half außerdem ihrem Mann in der Praxis.

Dennoch war sie nicht recht glücklich. Seine Forschertätigkeit, die von ihr als Liebhaberei aufgefaßt wurde, beherrschte seine Gedanken immer stärker, sie nahm seine Zeit fast völlig in Anspruch und kostete wegen der Beschaffung der notwendigen Instrumente auch viel Geld. Er begann, sich von der Geselligkeit zurückzuziehen, und nahm selbst am Familienleben in weit geringerem Maße teil, als sie es sich gewünscht hätte.

Die Frau schreckte auf. Eine Tür war kräftig aufgestoßen worden.

Emmy erhob sich und sah nach. Julka, das Hausmädchen, tappte auf nackten Füßen herein und stellte einen gefüllten Wassereimer nieder.

«Wo ist Gertrud?» fragte Frau Koch.

«Sie ist mit Herrn Doktor und unserm Mohrrchen in den Gärten gelaufen», antwortete Julka. Sie lächelte dabei freundlich, und ihre Sommersprossen auf der Stupsnase leuchteten.

«Geh und sage, die Suppe wird kalt!» befahl sie dem Mädchen etwas barsch.

Julka warf einen kurzen Blick auf ihre Herrin und verschwand mit einem: «Jawohl, Frau Doktor!»

Immer zuerst das Kind! dachte Emmy, ihm ist er mit tiefer Zärtlichkeit zugetan. Aber daß ich ihn gerufen habe, hat er schon vergessen.

Beim Essen erzählte Robert Koch aufgeräumt: «Ich habe vorhin die Welt im Wassertropfen gesehen.»

Emmy schwieg, noch immer verstimmt.

Der Mann erklärte: «Den Mikrokosmos — die Welt im Kleinen, darin wimmelt es von winzigsten Lebewesen, und . . .»

«Hast du den Krankenbericht des Assistenzarztes aus dem Krankenhaus durchgesehen? Ich legte ihn dir auf den Schreibtisch. Der Pfleger will ihn heute abend wieder abholen», unterbrach sie ihn kühl.

Koch bemerkte nichts vom Unmut seiner Frau. «Nur eine Aufgabe müßte man sich stellen, ein Ziel, das einen Nutzen hat. Man müßte etwas leisten, wie der Pasteur!»

«Pasteur?» fragte Emmy schließlich. Sie stellte die Suppenteller beiseite und reichte ihrem Mann die Platte mit dem Butterspargel.

«Ja! Er ist Chemieprofessor und Direktor des chemisch-physiologischen Laboratoriums in Paris. Ich erzählte dir schon von ihm.»

«Ja?» fragte Emmy ein wenig gelangweilt. Sie fürchtete, daß er von dem Thema nicht mehr loskommen würde.

«Er beschäftigt sich mit der Gärung des Weines und der Milchsäure, entdeckte den Anaerobier, ein Lebewesen, das ohne Sauerstoff leben kann, und bewies, daß dieser Erreger allein den Gärungsprozeß bewirkt. Durch Erhitzen machte er die Mikroben unschädlich und Wein, Bier und Milch keimfrei. «Pasteurisieren» nennt man diesen Vorgang.»

Da Emmy schwieg, verstummte auch Koch.

«Papa!» plapperte jetzt Gertrud, Teller und Löffel beiseite schiebend, «gehen wir an den See?»

Der Vater wandte sich sofort dem Kinde zu. «Gewiß! Ich habe es dir doch versprochen.»

«Kommt Mama auch mit?»

«Bestimmt! Der Frühjahrsputz ist doch lange fertig.» —

«An welchen See wollen wir?» fragte Gertrud, als die Familie die letzten Häuser der kleinen Stadt hinter sich gelassen hatte, «an den Wollsteiner?»

«Mal sehen, wohin Mohrchen will», sagte der Vater gutgelaunt; in der Hand schwenkte er einen kleinen Bleicheimer, der die Algen und Infusorien aufnehmen sollte.

«Au fein, er läuft zum . . .» Hier stockte Gertrud. Das Wort wollte ihr noch nicht recht von der Zunge.

«Zum Nelkersee!» sprach Koch langsam vor.

«Ja, zum Nelkensee!» wiederholte Klein-Gertrud eifrig.

»Nelken sind Blumen — Nelker heißt er!»

Aber da lief das Kind schon hinter dem Dackel her.

Koch begann zu erzählen. «Nach den Gräberfunden in der Umgegend, die aus der Bronzezeit stammen, handelt es sich hier bei diesem Stück Land zwischen den beiden Seen um eine sehr alte Siedlung. Die Altertumsforscher streiten sich noch, wie sie die Funde anthropologisch einordnen sollen. Auf jeden Fall sind es Indogermanen gewesen. Virchow vertritt die gleiche Meinung.»

«Der Berliner Arzt?» fragte die Frau.

«Er ist Vorsitzender der «Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte».»

«Medizin, Politik, Sozialwesen und noch Prähistorie — der Mann hat ein Aufgabengebiet!»

«Ja», sagte Koch mehr für sich, «er ist darum zu beneiden.»

«Schweif nicht wieder in die Ferne», bat Emmy, «du hast es hier doch wirklich gut getroffen!»

Die Ferne! Ja, quälend lockte sie manchmal, im geheimen, gestand sich Koch. Aber dann schüttelte er diese Gedanken ab, blickte in den Sonnenschein, der den Wiesenweg in ein silbriges Licht hüllte, hörte das helle Jauchzen des Kindes, nahm den Arm seiner Frau und wollte den schönen Nachmittag genießen. Heiter zitierte er Schillers Glocke: «Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben, muß wirken und streben . . .»

«Meine Anerkennung, lieber Bruder! Du hast es schnell zu etwas gebracht! Auf der Treppe zum Erfolg hast du gleich mehrere Stufen übersprungen!»

Der Bergwerksdirektor Hugo Koch lächelte. «Ich habe die Zeit genutzt!»

Robert Koch nickte. «Die Gründerjahre haben euch einen kolossalen Aufschwung gegeben.»

«Die neuentstandenen Fabriken», erläuterte Hugo, «besonders die neuen Eisen- und Stahlgießereien, benötigen Kohle. Neben den Hütten sind vor allem die Bergwerke ausgebaut worden. Unsere Förderung ist

in kurzer Zeit um das Vierfache gestiegen. Es wurden überall Leute gebraucht — so erhielt ich meinen Posten.»

Robert hatte aufmerksam zugehört. Er wollte nun auch etwas über die Bergarbeiter hören und fragte den Bruder: «Woher habt ihr die Arbeiter?»
«Vom Lande natürlich.»

Es ist überall so, dachte Robert Koch. Die Männer verdienen in den Fabriken mehr als auf den Rittergütern. Ja, selbst die Kleinbauern zogen in die Städte. Sie konnten ihre Höfe nicht mehr halten, weil sie mit der raschen Entwicklung nicht mitkamen und Getreide sowohl wie Fleisch durch die Einfuhr aus Amerika immer billiger wurden.

Hugo fuhr in jugendlicher Begeisterung fort: «Wir leben in einer großen Zeit! Deutschland ist stark und reich geworden!»

Robert sah sich in dem überladenen, protzig ausgestatteten Wohnzimmer um und dachte: So redest du! Ich nehme an, die Arbeiter werden anders sprechen!

Hugo beendete das Thema, als er die abschätzenden Blicke Roberts bemerkte.

«Trinken wir noch ein Gläschen Tokaier! Meine Frau wird gleich zu Tisch rufen lassen. Warum ist Emmy nicht mitgekommen?»

«Sie ist mit Klein-Gertrud nach Clausthal gefahren. Mich selber zieht nichts mehr in die alte Heimat, seitdem die Eltern tot sind und fremde Menschen in unserem Haus wohnen.»

Am andern Tag begleitete Robert den Bruder zur Grube. Vor dem neuerbauten, großen Verwaltungsgebäude verabschiedete er sich von Hugo und begab sich ins Krankenrevier. Ein junger Arzt wollte den Verwandten des Herrn Direktor führen, doch Koch wehrte entschieden ab.

In einer Holzbaracke lagen eng nebeneinander die Männer. Die Luft war verbraucht, stickig. Man konnte kaum atmen. Robert öffnete einen Fensterflügel. Die Scheiben waren mit einer grauen Schmutzschicht bedeckt. Ein Windstoß wirbelte Staubwolken auf. Die Kranken wußten nicht, wer und was er war. Die meisten hielten ihn wohl für einen Geistlichen und redeten offen, als er von Lager zu Lager ging.

«Ich bin ein alter Mann. Schon siebzig gewesen. Aber ich muß noch arbeiten. Wovon sollen wir leben? Meine Frau ist bis vor einem Jahr waschen gegangen. Jetzt kann sie nicht mehr. Gicht in allen Fingern. Und ich...?» Er wollte seinen Husten unterdrücken. Es gelang ihm nicht.

«Meine Lunge macht nicht mehr mit. Hat in ihrem Leben zu viel Dreck zu schlucken bekommen.»

«Ich bin vierzig Jahre. Mein Bein ist zerquetscht. Habe vor Ort gearbeitet. Einen Wacken raufbekommen. Der Steiger warf mir Unvorsichtigkeit vor. Aber wenn man so schuften muß, kann man nicht auf alles achten! Das schlimmste ist, daß meine drei Kinder während der Zeit, in der ich hier liegen muß, kaum satt zu essen haben. Es ist schon ein Hundeleben. Man möchte verzweifeln.»

Ein junger Bursche mit eingefallenen, blassen Wangen war so verbissen, daß er kaum Antwort gab.

«Wie alt bist du?»

«Fünfzehn!»

«Wie lange arbeitest du schon in der Grube?»

«Drei Jahre.»

«Was hast du gemacht?»

«Huntejunge!»

«Welche Beschwerden hast du?»

«Immer schlapp. Konnte kaum noch kriechen.»

Der Anblick des Jungen mit den dunkelumrandeten, tiefliegenden Augen preßte Koch das Herz zusammen. Immer wieder zog der Kranke hörbar den Atem ein, während er mühsam weitersprach: «Vater tot — Grubenunglück! Ich bin der Älteste — noch vier Geschwister zu Hause.» Erschöpft sank er auf das harte Strohlager zurück. —

Auf der Rückfahrt in die Heimat achtete Robert Koch weder auf die wechselvolle Spätsommerlandschaft draußen noch auf die nichtssagende Unterhaltung der Mitreisenden im Abteil. Er saß mit geschlossenen Augen zurückgelehnt in der Polsterklasse. Eine Frage drängte sich ihm immer stärker auf: Haben die Bakterien, die Kleinlebewesen, etwas mit den menschlichen Krankheiten zu tun?

Kurz entschlossen stieg er in Breslau aus, ging in das nächstbeste Hotel, stellte seine Reisetasche in das Gästezimmer und begab sich sofort in die Universitätsbibliothek. Die Ruhe in dem Lesesaal tat ihm wohl. Studenten saßen vereinzelt in den Sitzreihen und sahen nicht von ihren Büchern auf. Nicht einmal das Umblättern der Seiten war zu hören.

Der Arzt ließ sich medizinische und botanische Zeitschriften und das neue Brockhaussche Konversationslexikon geben. Er vertiefte sich in die

Aufsätze von Louis Pasteur, las Artikel über den englischen Wundarzt Edward Jenner, der bereits 1796 die Schutzkraft der Kuhpocken gegen Menschenblattern entdeckt hatte, über den Londoner Chirurgen Joseph Lister, der Pasteurs Sterilisationsmethode auf die Wundkrankheiten anwandte und die antiseptische Operations- und Verbandmethode einführte, ein Verfahren, das vor ihm bereits der Wiener Professor Ignaz Semmelweis in seiner Frauenklinik für das Kindbettfieber angewandt hatte. Nach Stunden hob Koch einmal den Kopf, blickte sich um und bemerkte, daß er nur noch allein im Raum saß. «Nun Schluß für heute!» murmelte er und resümierte: Die schädlichen Mikroorganismen lassen sich also bekämpfen, lassen sich durch Hitze und Desinfektionsmittel unschädlich machen. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß die Infektionskrankheiten durch kleinste Lebewesen bedingt sind!

Koch stand auf und schüttelte den Kopf, als er daran dachte, wie verbreitet unter den Naturwissenschaftlern noch immer die fortschrittshindernde Theorie von der «Urzeugung» war. Bei dem Münchener Botanikprofessor Karl Wilhelm von Nägeli hatte er zum Beispiel gelesen, daß die niedrigsten Lebewesen aus «gärenden, faulenden, sich zersetzenden organischen Substanzen, also durch Urzeugung, entstehen, da die jetzt tätigen Naturkräfte die nämlichen sind wie in der Urzeit».

Schnell schlug er noch den Brockhaus von 1873 auf, der dazu bemerkte: «Die Urzeugung ist in der Tat ein logisches Postulat der heutigen Wissenschaft.»

Koch lächelte. Denn ein anderer Band desselben Lexikons berichtete von dem italienischen Naturwissenschaftler Lazzaro Spallanzani, der bereits hundert Jahre vorher behauptet hatte, Lebendes könnte nur aus Lebendem entstehen.

«Als ich dann noch», erzählte Robert Koch daheim dem Apotheker Knechtel, «von dem Medizingewaltigen, dem Wiener Operateur Theodor Billroth, las, es gebe bis jetzt keinerlei morphologische Kennzeichen irgendeiner Mikrokokkus- oder Bakterienform, aus welcher man schließen könne, daß sie sich nur bei einer bestimmten Krankheit in oder am lebenden Körper entwickle, besorgte ich mir eine Karte für den Abend ins Schauspielhaus. Goethes «Faust» sollte mich auf andere Gedanken bringen, denn mir war «von alledem so dumm, als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum». Sind das exakte Wissenschaftler, die nur theoretisieren, behaupten, bestreiten, ohne etwas bewiesen zu haben?»

Josef Knechtel, ein kleiner, rundlicher Herr mit einer Glatze, die von einem schwarzen Käppi verdeckt wurde, war stets zum Scherzen aufgelegt; er verzog die Mundwinkel ein wenig, als er antwortete: «Dann haben Sie ja auch mitgekriegt, wie Mephisto die Heilkünstler einschätzt:

«Der Geist der Medizin ist leicht zu fassen!

Ihr durchstudiert die groß und kleine Welt,
um es am Ende gehn zu lassen,
wie's Gott gefällt!»

Koch ging auf den Ton ein. «Machen Sie sich nur lustig. Aber was sollten Sie schon anfangen ohne uns, Sie — Giftmischer.»

Knechtel lachte. «Es ist zwar nicht auf uns gemünzt, sondern auf die Theologie, aber ich mache es mir passend:

«Was diese Wissenschaft betrifft,
es ist so schwer, den falschen Weg zu meiden,
es liegt in ihr so viel verborgenes Gift,
und von der Arznei ist's kaum zu unterscheiden!»

Doch betrachten wir es sachlich, lieber Doktor, was wollen Sie mehr von Ihren berühmten Kollegen verlangen, die doch, um nochmals mit Goethe zu sprechen, in ihr Museum gebannt, die Welt nur von weitem, durch ein Fernglas, sehen.»

Knechtel machte eine Pause, sah sich in seiner Offizin um, entschuldigte sich und bat Koch ins Wohnzimmer.

«Ich habe wenig Zeit. Außerdem fühle ich mich hier zwischen den Kräutergerüchen am wohlsten.»

«Also dann ein Kräuterschnäpschen!»

«Nein, danke!»

«So nehmen Sie wenigstens ein paar Minuten Platz. Ich habe Ihnen noch etwas zu erzählen. Gestern war der Bauer Klein aus Chorzemin bei mir und verlangte ein Zuggpflaster. Ich fragte, ob er einen Karbunkel hätte. Er brummte etwas in seinen Bart, legte das Geld auf den Ladentisch und verschwand schleunigst. Die Sache kommt mir nicht geheuer vor. Da ist sicher wieder mal ein Fall von Milzbrand vorgekommen. Jahrelang sind wir davon verschont geblieben.»

«Aber das hätte doch dann gleich gemeldet werden müssen!»

Der Apotheker winkte ab. «Die Menschen versuchen, es so lange wie

möglich zu verheimlichen. In ihrem Aberglauben bringen sie Milzbrand in Verbindung mit der Hexerei. Sie «besprechen» lieber die Krankheit im Stall und im Bett, verbrennen allerhand giftige Kräuter, legen die Hand auf Tier und Mensch und murmeln blödsinnige Beschwörungsformeln, bis — na ja, bis es eben zu spät ist, das Vieh verbuddelt oder der Pfarrer geholt werden muß.»

Koch schüttelte unwirsch den Kopf. «Aber...!»

«Da gibt's kein «Aber», Doktor, daran werden auch Sie kaum etwas ändern.»

Der Arzt stand auf. «Ich werde es!» stieß er hervor und zog seine Uhr. «Heute ist es zu spät. Aber morgen früh fahre ich nach Chorzemin!»

Dem Kreisphysikus standen von Amts wegen Pferd und Wagen zur ständigen Verfügung. Emil, der Kutscher, versah seinen Dienst schon seit Jahrzehnten und kannte sich in jedem Dorf des Kreises aus.

Chorzemin lag eine gute halbe Fahrstunde von Wollstein entfernt. Der Bauer, von dem der Apotheker gesprochen hatte, war nicht wenig erstaunt, als gegen sechs Uhr früh der Wagen des Amtsarztes auf seinen Hof fuhr. Ehrerbietig, doch mißtrauisch blickend, stand er vor Koch, der verlangte: «Führt mich zu der kranken Person!»

Der Bauer erschrak. «Krank? Ich habe nicht nach dem Doktor geschickt.»

Doch Koch ging schon, die Instrumententasche in der Hand, auf die Haustür zu.

Der Mann war gesund, das hatte er sofort festgestellt. Es konnte also nur die Frau oder eins der Kinder sein, denn für einen Knecht oder die Dienstmagd hätte der Bauer sich nicht den Weg zur Apotheke und die Ausgabe für das Pflaster gemacht.

Koch trat in die Küche. Ein junges Mädchen hantierte am Herd herum. «Wo ist die Frau?»

Die Magd sah ängstlich auf ihren Herrn, der hinter dem Arzt an der Tür erschien, und schwieg. Sie tat, als hätte sie die Frage nicht verstanden.

Koch drehte sich rasch um, richtete die funkelnden Augengläser auf den Halsstarrigen und forderte mit Nachdruck: «Ich muß die Frau sehen!»

Der Bauer wich dem Blick des Arztes aus, kam aber dann doch widerstrebend der Aufforderung nach.

Die Bäuerin lag im Bett, unter mehreren, hoch aufgetürmten Federbetten vergraben, den Kopf unnatürlich auf dem buntgeblühten Kissen verdreht.

«Karbunkel im Genick!» stellte Koch sofort fest. Dann bat er mit fester, aber sanfter Stimme die Frau, sich aufzurichten, und riß das Pflaster von der dick geschwollenen Stelle.

Die Frau stöhnte leise.

«Es wird nicht mehr lange weh tun!» beruhigte sie Koch. «Ich werde das Geschwür öffnen.»

«Schneiden?» jammerte die Frau und zog das Kopfkissen vor das Gesicht.

«Sie merken es kaum, und dann sind die Schmerzen weg.»

Als Koch einen Salbenverband angelegt hatte, fragte er wie nebenbei: «Vom Melken ist es gekommen, eine Kuh war es also?»

Die Bäuerin konnte den Herrn Doktor, der ihr geholfen hatte, nicht belügen. Mit schwacher Stimme gab sie zu: «Eine von unseren besten — nun ist sie dahin...!»

Dem Bauern, der an der Tür lehnte, stieg die Röte ins Gesicht vor Verlegenheit und Zorn.

Koch befahl ihm, ohne ihn anzusehen: «Bringt die Frau morgen zu mir in die Sprechstunde, und laßt sofort die verendete Kuh ausgraben!»

Koch schnitt den Kadaver auf. Die Milz zeigte eine starke blutige Schwellung, das Blut war nicht geronnen und teerartig. Eine Probe davon füllte er in ein Glasgefäß. Dem Bauern schärfte er ein, Meldung zu machen, sobald ein weiteres Tier von der Krankheit befallen werden sollte, dann ließ er sich nach Wollstein zurückfahren.

Unterwegs rief er sich noch einmal ins Gedächtnis zurück, was er am Abend, im Anschluß an die Unterredung mit Apotheker Knechtel, über den Milzbrand nachgelesen hatte. Es handelte sich um eine ansteckende Krankheit, die unter Rindern, Schafen, Rot- und Damwild, Meerschweinchen und Mäusen auftritt. Auch Menschen, die mit den verseuchten Tieren in Berührung kommen, können davon befallen werden. Bei ihnen bilden sich, wie im Fall der Chorzeminer Bäuerin, schmerzhaft Karbunkel und nach dem Genuß von ungekochtem Fleisch oder roher Milch erkrankter Tiere der unheilbare Darmmilzbrand.

Schon vor zwanzig Jahren hatten sich Forscher darum bemüht, die Ursache des Anthrax, wie diese Krankheit wissenschaftlich genannt wird,

aufzufinden. So fanden der Wipperfürther Arzt Dr. Aloys Pollender und der Professor von der Veterinärschule in Dorpat Dr. Friedrich Brauell unabhängig voneinander stäbchenförmige Gebilde im Blut einiger durch Milzbrand verendeter Tiere. Und dem französischen Arzt Davaine gelang es, die Stäbchen, die er als Bakterien erkannte, von kranken auf gesunde Tiere zu übertragen. Dennoch war die Entstehung des Milzbrandes in Dunkel gehüllt, da im Blute der erkrankten Menschen oder Tiere nicht immer Bakterien nachzuweisen waren. Auch war es unmöglich, alle Krankheitsfälle mit direkter Übertragung der Erreger zu erklären, da die Krankheit plötzlich und an weit voneinander entfernten Orten auftreten konnte.

Emil, der Kutscher, wunderte sich, daß der Herr Doktor, der sonst mit ihm über Land und Leute redete, heute so schweigsam war. Er blickte ihn von der Seite an, sah die geschlossenen Augen und glaubte, er wäre eingesnickt.

Als der Wagen am Weißen Berg vor der Toreinfahrt anhielt, schreckte Koch zusammen. «Sind wir schon zu Hause?» fragte er, noch ganz in seine Gedanken versponnen.

«Jawohl! Herr Amtsarzt haben die ganze Zeit geschlafen!» antwortete Emil und kletterte mit steifen Beinen vom Wagen, um die Torflügel zu öffnen.

Emmy war mit Klein-Gertrud noch nicht aus Clausthal zurück.

Julka empfing ihren Herrn mit den Worten: «Das Frühstück steht auf dem Tisch, Herr Doktor.»

Koch nickte dem Mädchen zu, reichte ihm Mantel und Hut und ging sogleich in sein Labor, stellte das Gefäß mit der Blutprobe auf den Tisch und wusch sich in einer Blechschüssel die Hände. Danach setzte er sich, rückte das Mikroskop heran und putzte mit einem weichen Lederlappen sorgfältig Okular und Objektiv, Augenglas und Linse, ebenso zwei dünne Glasscheiben. Auf einen dieser Objektträger strich er mit einer dünnen Drahtschlinge einen Tropfen von dem mitgebrachten Blut, deckte den anderen darüber, legte das Präparat auf die durchlöchernte Platte, den Mikroskoptisch, der sich unter dem Objektiv befand, und drehte den darunter befindlichen Spiegel nach dem Licht.

Diese rein mechanischen Handgriffe führte er ganz ruhig aus. Als er aber jetzt mit Daumen und Zeigefinger die Mikrometerschraube faßte, begannen seine Finger leicht zu zittern. Das Entdeckungsfieber hatte ihn

befallen. Durch sein Hirn jagten die Gedanken: Werde ich finden, was Pollender und die anderen schon sahen? Sind es wirklich Bazillen? Langsam senkte sich die Linse. Das Bild war undurchsichtig, verschwommen. Die Linke verrückte den Spiegel ein wenig. Da — zwischen den zerfallenen roten Blutkörperchen fadenähnliche Gebilde, einzeln oder zu längeren und kürzeren ketten- oder bambusähnlichen Verbänden aneinandergereiht!

Der Arzt atmete schneller. Er schob die Glasplatte etwas zur Seite: Die gleichen Figuren! Koch machte noch mehrere Abstriche, sie ergaben immer das gleiche Bild. Es war kein Zweifel mehr, er hatte die Anthraxbakterien gesehen.

Als die erste Erregung vorüber war, mußte er sich gestehen, daß er im Grunde nichts Neues entdeckt hatte. Er hob den Kopf und starrte gedankenlos geradeaus an die Wand, bis sich ein «Aber» in die Leere seines Geistes drängte. Ohne es zu wollen, sprach er das Wort laut vor sich hin und ergänzte: «... das ist doch nicht alles! Wo kommen diese Giftkeime her? Wie vermehren sie sich? Wie? Und leben sie wirklich?»

Fragen über Fragen türmten sich vor ihm auf. Steif und unbeweglich saß Koch auf dem Stuhl und grübelte. Aber er fand heute keine Antwort.

Da hörte er plötzlich Stimmen auf dem Flur. Die Patienten! Der Arzt zog die Uhr aus der Westentasche. Neun Uhr! Er stand auf, verschloß das Glasgefäß und legte die gefüllten Objektträger in eine Blechschale. Nachdem er sich die Hände gewaschen und gebürstet hatte, öffnete er freundlich und guter Dinge die Flurtür und bat den ersten Kranken einzutreten.

Kurz vor Mittag drang aus der Futterkammer des Pferdestalles das gleichmäßig tackende Geräusch der Häckselmaschine. Emil schnitt Haferstroh für das Pferd.

Da ritt ein Uniformierter durch das offene Haustor auf den Hof. Er trug einen blauen, tressenbesetzten Militärrock, Reitsstiefel und einen Lederhelm mit einer blanken Messingspitze. Vor der Stalltür parierte er das Pferd, faßte mit der Linken den Schleppsäbel, hielt ihn etwas von sich weg und sprang aus dem Sattel.

«Heda!» rief er mit einer tiefen, knarrenden Stimme und noch einmal: «Heda!»

Emil hatte schon die Hufschläge gehört. Ganz gemächlich schlurfte er in seinen Holzpantoffeln den Stallgang entlang.

«Ihr hört wohl nicht, was!» schnarrte der Uniformierte und drehte mit der Rechten an seinem Schnauzbart.

«Guten Tag, Herr Gendarm!» sagte Emil betont ruhig.

«Tag!» erwiderte der Hüter des Gesetzes kurz. «Haltet mein Pferd! Ich muß zum Herrn Amtsarzt!»

Emil nahm die Zügel. Als der Gendarm mit klirrenden Sporen über das holprige Pflaster stelte, dachte der alte Kutscher: Zwölf Jahre war der beim Kommiß, hat unzählige Soldaten das Grüßen gelehrt und es selber nie gelernt! Na ja, kein Wunder, hat es nur bis zum Sergeanten gebracht.

Vor dem Kreisphysikus Koch stand der Gendarm stramm. «Melde Herrn Amtsarzt, daß bei dem Bauern Wranik in Goscieszyn ein Rind eingegangen ist. Vermutlich Milzbrand!»

Koch bat den Gendarmen, Platz zu nehmen, und bot ihm eine Zigarre an; sie wurde mit einer zackigen Verbeugung und einem «Verbindlichsten Dank, Herr Amtsarzt» angenommen. Dann erkundigte er sich nach den Einzelheiten.

Der Gendarm warf sich in die Brust. «Ich hatte am Morgen dienstlich im Dorf zu tun. Getreidediebstahl. Der betreffende Tagelöhner leugnete die Tat und hielt mir entgegen, ich sollte mich lieber um den krepiereten Bullen kümmern, den der Bauer in der Nacht heimlich vergraben hätte. Ich ging der Sache nach und fand das Tier.»

Schon während des Gesprächs hatte Koch seine schwarze Instrumententasche geöffnet und ein sauberes Glasröhrchen hineingelegt.

Zum Abschied schlug der Gendarm die Hacken zusammen. Koch bat ihn, draußen dem Kutscher zu bestellen, er solle nach dem Mittagessen das Pferd anspannen.

Als Koch aus Goscieszyn zurückkam, rannte Julka durch den Garten auf den Hof. In der Eile stieß sie den Korb mit dem gejäteten Unkraut um, so daß der gelbe Hederich, das Franzosenkraut mit seinen Blütenköpfchen, die rosafarbenen Trichter der Ackerwinde und der Ackerschachtelhalm mit seinen langen Stengeln und Sporen auf die dicken Krautköpfe fielen.

«Herr Doktor, Herr Doktor», rief sie laut, «der Herr Stadtsekretär hat geschickt, seine Frau liegt im Bett mit starken Leibschmerzen. Sie möch-

ten gleich hinkommen, und der Frau Pastor geht es wieder schlechter und ...»

«Ist gut, Julka! Später!» antwortete Koch, nahm seine Tasche, lief ins Haus und saß wenig später vor dem Mikroskop. In dem mitgebrachten Blut fand er wieder Milzbrandbazillen. Er hielt sich nicht lange im Laboratorium auf. «Ich muß diese Untersuchungen noch oft wiederholen», murmelte er, «bis ich festgestellt habe, daß sie wirklich immer vorhanden sind!»

Er ging, seine Kranken zu besuchen.

Am Spätnachmittag, noch vor der Abendschoppenzeit, trat er in die Apotheke. Es war kühl im Raum. Die riesigen Linden vor dem Haus ließen keinen Sonnenstrahl durch ihr dichtes Blätterdach.

Der junge Provisor öffnete Koch sogleich die Tür zum Offizin. Der Apotheker legte die Brille auf den Tisch und schob das Buch, in dem er gelesen hatte, beiseite.

«Haben Sie etwas gefunden?» platzte er sofort heraus.

Koch hängte seinen Hut an einen Haken und setzte sich nach der Begrüßung.

«Ja, ich habe die Erreger gesehen!»

«Ich gratuliere, Doktor!»

«Beglückwünschen Sie Pollender!» wehrte Koch ab. «Sie können mich doch nicht feiern, weil ich ein Ei in einem fremden Nest fand!»

Knechtel neigte den Kopf zum Arzt hin. «Entschuldigen Sie, Doktor, ich wünschte Ihnen Glück, in der Annahme, daß Sie dies Ei ausbrüten wollen.»

«Natürlich will ich, aber ...»

«Halt, Doktor! Reden Sie sich kein «Aber» ein. Es sind auch Giftkeime, und sie können unsern ganzen Geist verpesten!» Da Koch schwieg, fuhr Knechtel fort: «Muß ich Sie an Shakespeares Wort aus «Maß für Maß» erinnern: «Zweifel sind Verräter!», die uns davon abhalten, etwas ernstlich zu wollen, oder an den alten griechischen Spruch: «Der Anfang ist die Hälfte des Ganzen!» Sie haben mir davon erzählt, daß Sie Meere befahren wollten, und jetzt streichen Sie die Segel auf den Wollsteiner Seen?»

Der junge Arzt blickte den alten Apotheker fest an. «Sie haben recht. Ich habe auch nicht die Absicht aufzugeben. Im Gegenteil! Ich mache mir Gedanken, komme aber zu keinem Ergebnis. Davaine behauptete, eine Infektion der Tiere erfolge durch verseuchtes Wasser oder Futter.

Das kann aber nicht stimmen, er stieß deshalb mit Recht auf Widerspruch. Auch bei uns zeigt sich, daß seine Theorie nicht richtig sein kann. Denn an einem einzigen Tag kamen zwei Fälle vor in Dörfern, die gut zwei Meilen voneinander entfernt liegen.»

Knechtel nickte. «Sicherlich ist dann auch die Annahme Ihres Münchener Kollegen Pettenkofer falsch, daß Cholerakeime nur in verunreinigten Böden und Grundgewässern vorkämen und eine Übertragung auf den Menschen durch Einatmen des Choleragiftes stattfände.»

Koch nickte.

«Und Virchows Zellenlehre, nach der Bakterien überhaupt nicht Krankheitserreger sein können, sondern höchstens eine untergeordnete Rolle spielen?» fragte der Apotheker drängend.

«Auch er irrt!» erklärte Koch bestimmt. «Nur muß man das noch beweisen.»

«Bravo!» rief Knechtel, «nun hat mein Glückwunsch doch den Richtigen getroffen.»

Koch stand auf. «Ich muß gehen!» Ihm war plötzlich ein Gedanke gekommen: Sind es wirklich die Krankheitserreger, die ich gefunden habe? Können ähnliche Stäbchen nicht auch im gesunden Blut vorkommen?

Der Apotheker hielt den Arzt nicht zurück. «Ich werde Sie in unserer abendlichen Bierrunde entschuldigen», rief er dem Davoneilenden nach.

Als Koch daheim angekommen war, ging er gleich zu Julka in die Küche.

«Hole mir sofort von unserm Fleischer Rindsblut!» ordnete er an.

Julka band sich eine frische Schürze um und griff nach dem Wassereimer. Nach einer Viertelstunde betrat sie das Studierzimmer ihres Herrn. «Das Blut steht draußen. Wo soll es hin?»

«Bringe es nur ins Laboratorium, Julka.»

Koch ging hinter den Vorhang und beschäftigte sich mit dem Mikroskop. Als er sich umwandte, stand Julka da und hielt mit beiden Händen den vollen Eimer. «Der Meister sagt, wenn der Herr Doktor noch mehr braucht, soll ich ruhig kommen.»

Koch lachte laut. «Nein, nein, danke.»

Mit einem Holzlöffel füllte er ein Glasröhrchen halbvoll.

Das junge Mädchen öffnete staunend den Mund. Die dunklen Augen

blickten groß und verwundert. Sie fragte sich: Wie lange wird es dauern, bis der Herr den Eimer ausgeschöpft hat?

Aber schon sagte Koch: «Trage das übrige in den Garten, und grabe es im Komposthaufen unter. Und dann nimmst du ein Milchkännchen und holst mir von einem andern Fleischer Schafblut.»

Julka betrachtete noch einmal die winzige Menge Blut im Röhrchen und danach ihren vollen, großen Eimer.

In dem gesunden Blut von Rind und Schaf fand Koch trotz mehrerer Abstriche nicht die geringste Spur von bazillenähnlichen Gebilden, lediglich die ihm bekannten weißen und roten Blutkörperchen.

Der Arzt erhob sich, als es zu dämmern begann, ging an seinen Schreibtisch und zündete die Lampe an. Als er Zylinder und Glocke wieder aufsetzte, sah er auf einem Tablett sein Abendbrot stehen: belegte Brote und ein Glas Milch. Ohne daß er es bemerkt hatte, war Julka im Zimmer gewesen. Koch griff zum Teller, aß und trank, aber mit seinen Gedanken war er ständig bei den Bazillen. Noch beim Kauen nahm er den Bleistift, schob ein Blatt Papier heran und schrieb:

«Der Parasit muß in jedem Falle der Erkrankung anzutreffen sein. Er darf bei keiner anderen Krankheit als zufälliger und nicht krankheitserregender Schmarotzer vorkommen.» Und schließlich setzte er nach langer Überlegung hinzu:

«Er muß endlich, vom Körper vollkommen isoliert und in Reinkultur gezüchtet, imstande sein, von neuem die Krankheit bei Versuchstieren zu erzeugen.»

Das wäre die Aufgabe, die bei der Erforschung dieser wie aller anderen Seuchen zu lösen ist, dachte Koch. Die beiden ersten Thesen habe ich bald bewiesen. Es bleibt die dritte! Was ist da zu tun? Unter den letzten Satz malte er ein großes Fragezeichen.

VIII

Der Wagen des Amtsarztes fuhr auf den Hof. Der Ostwind fegte die braunen und welken Blätter von den Obstbäumen aus dem Garten bis vor das Stallgebäude.

«Brr!» Emil zog die Leine an. Das Pferd stand, und Emil hakte den Lederschutz ab.

Koch wickelte sich aus der Decke. «Ist gut, daß wir sie mitgenommen haben, es wird doch kühl beim langen Sitzen.»

«Zeit der Rübenerte, Herr Doktor, da ist es nun mal nicht anders.»

Ungestüm wurde die Haustür geöffnet. Mohrchen rannte kläffend auf den Braunen zu, der dem Dackel den Kopf entgegenstreckte und ihn anschnupperte. Da kam auch schon Gertrud angelaufen. Ihre kleinen Zöpfe standen steif von den Ohren ab; das buntkarierte Röckchen blähte sich.

«Papa!» rief sie fröhlich und wollte ihren Vater umarmen.

Koch aber wehrte ab und wies in gütigem Ton zurück: «Später, Kleines!»

«Immer später!» schmolte das Kind, blieb mitten auf dem Hof stehen und sah dem Vater enttäuscht nach.

Emmy Koch lehnte oben am Fenster und beobachtete die Szene. Auf ihrer Stirn bildeten sich Falten. So geht es nun schon seit Wochen, dachte sie. Er hat nicht einmal mehr Zeit für das Kind, geschweige denn für mich. Auch fürchtet er, wir könnten uns anstecken! Und er? Nimmt er Rücksicht auf sich? Halbe Nächte verbringt er mit seinem Teufelszeug, den Bazillen! Ich muß ernsthaft mit ihm reden. Aber dann wandte sie sich vom Fenster ab und schüttelte den Kopf. Es wäre doch zwecklos, sagte sie sich und seufzte.

Bei Tisch konnte sie sich dennoch einiger vorwurfsvoller Äußerungen nicht enthalten. «Wie lange soll das nun noch weitergehen! Der Milzbrand ist hier seit Jahren bekannt. Kein früherer Amtsarzt konnte etwas dagegen tun. Und du opferst deine Gesundheit, deine Praxis. Die Patienten murren schon laut, bleiben zum Teil weg. Du kümmerst dich um nichts . . .»

Koch war heute ärgerlich und unterbrach sie: «Du hättest einen Pastor heiraten sollen, liebe Emmy, der wäre nur sonntags zwei Stunden auf die Kanzel gegangen!»

Frau Koch blieb fast der Bissen im Halse stecken, ihr Gesicht lief rot an. Ein böses Wort lag ihr auf der Zunge, doch sie warf einen Seitenblick auf Gertrud, die hell lachte, und bezwang sich.

Als das Kind seinen Teller abgegessen hatte und ungeduldig auf dem Stuhl hin und her rutschte, sagte die Mutter zu ihm: «Du darfst jetzt aufstehen und in der Küche Mohrchen füttern.»

Koch aß weiter, gelassen wartete er auf Emmys Gegenschlag. Der erfolgte auch sogleich.

«Warum hast du denn überhaupt eine Familie gegründet. Dein Beruf geht dir doch über alles!»

Koch entgegnete: «Als Arzt kann ich in dieser Feststellung nur Lob und Anerkennung erblicken. Und als Familienvater habe ich mir auch nicht allzuviel vorzuwerfen. Für euer Auskommen habe ich doch bisher immer gut gesorgt!» Robert Koch legte Messer und Gabel auf den Teller und langte nach der Milch, die er zu jeder Mahlzeit trank. Dann fuhr er fort: «Das Forschen und Suchen ist der Zweck meines Lebens. Und wenn ich Erfolge haben sollte, würde ich damit allen Menschen helfen und nicht zuletzt auch euch — familienväterlich. Und nun bitte ich dich, die Tafel und deine gesenkten Augen aufzuheben.» Er stand auf und beugte sich über die Hand seiner Frau.

Emmy blieb sitzen und sah ihrem Mann mit starren Blicken nach, bis sich die Tür hinter ihm schloß. Sein Leben ist ausgefüllt mit der Arbeit, in die er sich versponnen hat, dachte sie. Das meine aber wird immer leerer und trostloser. Gewiß habe auch ich meine Beschäftigung, dazu das Kind! Aber kann das einer Frau genügen, die ihren Mann liebt? Schließlich erhob sie sich mit einem tiefen Seufzer.

Als Robert Koch am Nachmittag von einem Besuch aus dem Kreis-krankenhaus zurückkam, traf er an der Straßenkreuzung zum «Weißen Berg» auf den Apotheker.

«Ich wollte gerade zu Ihnen!»

«Sind Sie krank?» fragte Robert Koch.

Knechtel schmunzelte. «Nein! Und wenn ich es bin, drehe ich mir meine Pillen selbst. Die helfen immer!» Dann blickte er den Doktor von der Seite an. «Haben Sie bei Ihren Bemühungen um das kranke Vieh ganz die gesunden Menschen vergessen? Man sieht Sie überhaupt nicht mehr!»

Koch faßte sich an die Stirn. Begreift denn auch er nicht, wieviel Mühe ich habe, wieviel Versuche nötig sind, um den Dingen auf den Grund zu gehen! Es gibt Fehlschläge! Ich muß wieder von vorn anfangen! Der Tag könnte doppelt soviel Stunden haben, und er reichte für meine Arbeit noch nicht aus. Und so meinte er etwas ärgerlich: «Jetzt fangen Sie auch noch an! Meine Frau hat mir heute mittag schon einen Sermon gehalten.»

«Da befinde ich mich wenigstens in angenehmer Gesellschaft. Denn Ihre Frau Gemahlin wird recht haben! Mich trieb übrigens die Neugier zu Ihnen.»

Koch blieb stehen. «Leider kann ich die nicht befriedigen. Noch nicht! Doch gehen wir erst einmal ins Haus.»

Bei einer Flasche «Wollsteiner» saßen die beiden im Erker des Wohnzimmers, und Koch erzählte von seiner Arbeit.

Die rosablühenden Geranien mit ihren satten, grünen Blättern waren hochgeschossen und verdeckten die Fensterscheiben zur Hälfte. Auf dem Wandbrett streckte die Zimmertanne ihre gleichmäßig gewachsenen Zweige dem Licht entgegen. Der dicke, üppige Myrtenstock daneben hing voll zarter weißer Blüten.

Koch zog die Beine auf das Eisbärenfell, das vor ihm lag, und sprach ausführlich über die Forderungen, die er für seine Arbeit aufgestellt hatte. Abschließend wies er mit dem Zeigefinger auf seinen Notizzettel: «... und so steht noch immer das Fragezeichen am Ende. Wie gesagt, daß die Stäbchen, die ich hundertfach wiederfand, allein die Urheber des Milzbrandes sind, daß es sich nicht um Zersetzungsprodukte des Blutes handelt und ferner: ob es wirklich Lebewesen sind, die sich weiterentwickeln, wachsen, sich vermehren — das müßte zuerst festgestellt werden, das gilt es zu beweisen.»

Knechtel hob sein Glas. Bevor er es an die Lippen setzte, fragte er: «Und warum zögern Sie noch?»

«Weil ich zu solch einem Beweis eine ganze Vieh- oder Schafherde besitzen müßte.»

«Müssen das denn unbedingt Rinder oder Schafe sein?»

Der Arzt sah den Apotheker über seine Brillengläser hinweg nachdenklich an.

Knechtel sprach langsam und betont: «Ich meine, es gäbe billigeres Versuchsmaterial.»

Wieder machte er eine Pause. Dann erst spielte er seinen Trumf aus: «Warum nicht Mäuse? Davon gibt es doch genug, die kosten nur das Futter.»

Koch nickte. «Natürlich habe ich daran auch schon gedacht. Ich bin neulich beim Gärtner in Groß-Nelken vorbeigefahren, der aus grauen Mäusen weiße züchten wollte, vorerst aber keinen Erfolg hatte. Er wäre die Tiere, die er nicht töten will, gern wieder los. Aber wird in den kleinen Körpern der Effekt der gleiche sein wie in den großen?»

«Das käme doch auf den Versuch an.»

«Gewiß...», Koch zögerte, ehe er langsam weitersprach, «aber offen

gesagt, ich scheue mich davor, den Tierchen eine Krankheit einzupflanzen, an der sie hilflos zugrunde gehen.»

Knechtel kannte Kochs Tierliebe. Er wußte, daß der Amtsarzt schon mehrmals gegen Tierquälerei vorgegangen war.

«Ich verstehe Sie, Doktor. Ich mag Ihnen nicht den jesuitischen Spruch entgegenhalten: ›Der Zweck heiligt die Mittel‹. Vielmehr möchte ich Sie an Ihr Ziel erinnern: den Menschen zu dienen! Der Tod wäre hier der Vater des Lebens.»

Koch schwieg. Die Finger der linken Hand drehten seine Bartspitzen. «Es ist erstaunlich», sagte er dann, «wieviel schneller man im freundschaftlichen Austausch der Meinungen und auch im Streitgespräch oftmals zu einem Entschluß kommt als durch langes Nachdenken in der Studierstube.»

Als Emil dann den großen Drahtkäfig mit den Mäusen brachte, wurde Koch für einen Augenblick wieder weich und in seinem Entschluß schwankend. Gertrud war außer sich vor Freude. Sie jubelte laut über die niedlichen Tierchen, die an Wänden und Decken ihres Häuschens herumkletterten, miteinander spielten oder sich, auf den Hinterbeinen sitzend, mit den Pfoten die spitzen Schnäuzchen putzten. Sie betrachtete die neuen Hausgenossen, die Emil im Pferdestall, in der Nähe des Fensters, auf einer Kiste unterbrachte, als ein Geschenk des Vaters. Koch ließ sie bei dem Glauben. Sein Versuchsmaterial konnte er ohne ihr Wissen fortnehmen, denn die Tiere würden sich zusehends vermehren. Emmy hätte ihr Kind am liebsten von dieser fragwürdigen Spielerei ferngehalten. Die Frau ahnte, was ihr Mann vorhatte, und schauderte bei dem Gedanken, daß er sich immer tiefer in seine fixen Ideen verrennen würde.

Noch am gleichen Abend stand ein kleiner Käfig mit einer Maus auf dem Experimentiertisch. Koch öffnete den Verschlag, nahm das Tierchen heraus, hielt es in der linken Hand, klemmte den Schwanz zwischen Daumen und Zeigefinger fest, machte mit dem Seziermesser einen winzigen Querschnitt unterhalb der Schwanzwurzel, tupfte mit einem spitzen Holzstäbchen einen Tropfen Anthraxblut in die Wunde und sperrte das geimpfte Tier in einen breiten Glasbehälter, den er mit einem Gazedeckel schloß.

So, sagte er sich, das wäre vorläufig alles! Nun wird sich erweisen, ob

Davaine recht hatte. Geht die Maus ein, leben und vermehren sich die Bazillen. Stirbt sie an der Injektion nicht, bin ich mit meiner Kunst am Ende. Koch stand auf, deckte ein Tuch über das Glas, nahm die Lampe und trug sie auf seinen Schreibtisch, setzte sich und griff nach einer Akte. Doch bald darauf klappte er das Schriftstück wieder zu. Es war ihm unmöglich, sich zu konzentrieren, die innere Unruhe zu unterdrücken. Er schritt im Zimmer auf und ab.

«Es ist zwecklos», murmelte er, «ich kann nur abwarten!» Koch löschte die Lampe, um zu seiner Familie ins Wohnzimmer zu gehen. Als er die Tür öffnete, bemerkte er, daß der Raum dunkel war, vernahm aber die Stimme seiner Frau, die Gertrud vor dem Schlafengehen eine Geschichte erzählte. Um nicht zu stören, wollte er schon zurückgehen, blieb dann aber stehen und hörte zu:

«... die beiden Kinder, Emmy und Robert, gingen in den Garten, um Schmetterlinge zu fangen.

Der Junge hielt sein Schmetterlingsnetz hoch.

«Du willst wohl eine Blumenelfe fangen?» fragte das Mädchen.

«Blumenelfe?» wiederholte Robert erstaunt. Dann aber besann er sich.

«Ja, für dich!»

Auf einer dunkelroten Rosenblüte ließ sich ein Pfauenauge nieder.

«Schau», flüsterte der Knabe, «die Elfe!»

«Wo?»

«Dort auf der Rose!»

«Ooch, das ist doch bloß 'n Schmetterling», sagte das Mädchen.

Die Kinder schlichen dicht heran.

«Nun guck mal genau hin», drängte Robert, «hat er nicht das schönste Kleid aus kostbarstem Purpur an, mit feinem Gold besetzt? So etwas trägt nur eine Elfe, wenn sie ihre Blumenkinder besucht.»

«Ja, ich sehe es», gab Emmy leise zurück, «sie hat ein Krönchen auf. Fange sie nicht!» bat das Mädchen.

Robert schüttelte den Kopf.

Als der Falter fortgeflattert war, fragte Emmy: «Du weißt doch alles, sag, können die Tierlein auch miteinander sprechen?»

«Natürlich, sie haben doch eine Stimme.»

«Aber die — wie sagst du immer — die Insekten doch nicht.»

«Auch die geben ein ganz feines Tönchen von sich, wenn sie sich etwas zu sagen haben, wie zum Beispiel unsere Bienen. Und dann die Ameisen.

Sie haben einen richtigen Staat, und wenn sie sich nicht miteinander verständigen könnten, gäbe es ein fürchterliches Durcheinander. Ich glaube sogar, daß sich Tiere und Pflanzen auch gegenseitig helfen.»

«Wie denn?» fragte Emmy neugierig.

«Ich will es dir erzählen», meinte Robert altklug. «Hier an dem Beet war es. Im Frühjahr. Die Tulpen blühten. Ich beobachtete eine Biene, die von Tulpe zu Tulpe flog und tief drinnen ganz eifrig den süßen Saft einsog, den sie zu ihrem Honig braucht. Es war ein schwüler Nachmittag. Es hatte schon gedonnert, und der Himmel überzog sich, und es fing an zu regnen. Mein Bienchen saß gerade in einem großen, gelben Tulpenbecher. Es wäre von dem Platzregen arg mitgenommen und vielleicht sogar fortgeschwemmt worden. Aber die Tulpe ließ es so weit nicht kommen. Sie hat wohl zu ihr gesagt: «Bleib schön still sitzen. Ich mache mein Häuschen zu, und du wartest bei mir, bis der böse Regen vorbei ist.» Tatsächlich klappte die Tulpe die Blütenblätter zusammen, und das Bienchen bekam nicht einen einzigen Wassertropfen ab.

Als der Regen vorbei war, rannte ich wieder in den Garten. Kaum hatten die Sonnenstrahlen die Blütenblätter getrocknet, faltete sich die Tulpe auseinander, und die Biene flog weiter.»

«Das ist eine schöne Geschichte», lobte Emmy, «wie aus einem Märchenbuch.»

«Aber es ist kein Märchen!» Robert war ungehalten. «Ich habe alles wirklich erlebt. Ich mag überhaupt keine Märchen», fügte er wichtig hinzu. «Was ich im Garten oder auf der Wiese und im Wald sehe und erlebe, gefällt mir viel, viel besser.»

Emmy nickte zustimmend. «Ich komme morgen wieder mit, und du erzählst mir von anderen Blumen und Tieren.»

Der Junge guckte in sein leeres Schmetterlingsnetz. War er enttäuscht? «Na ja, ich hole dann Pflanzen zum Pressen, wenn dir die Schmetterlinge leid tun.»

Hand in Hand liefen die beiden in's Haus zurück.»

«Oh, Mama, das war fein!» Gertrud klatschte in die Hände. «Und die Kinder hießen genauso wie du und Papa.»

«Ja, Trudchen», sprach die Mutter und lächelte glücklich, «sie hießen nicht nur so, sie waren es auch. Was ich dir erzählte, haben dein Papa und ich vor vielen Jahren erlebt.»

In dem unfreiwilligen Lauscher wuchs eine Unruhe. Die Worte ver-

wandelten ihn, seine Umgebung, wandelten die Zeit, führten ihn in seine Kindheit zurück. Er erlebte, was Emmy seiner kleinen Tochter erzählte, noch einmal: sein erstes Sichwundern über die bunte Vielfalt der heimatischen Natur, sein Fragen, sein Suchen und Forschen. Es war ihm, als ginge er als Mann neben diesem Jungen her, der Robert hieß, als würde er von ihm in dem bestärkt, was die späteren Jahre, die Sorge um das tägliche Brot in ihm vorübergehend verdrängt hatten: in der Leidenschaft, die Geheimnisse der Natur zu ergründen. Dann sah er auch das Mädchen Emmy, das immer dort auftauchte, wo er sich gerade befand, das Teilnahme für seine Beschäftigung zeigte, obgleich sie kaum etwas davon verstehen konnte. Das Zusammensein war beiden zur lieben Gewohnheit geworden, und es blieb auch so, als sie heranwuchsen, bis sie glaubten, sie gehörten zusammen und sie würden sich immer verstehen. Sie gaben einander ihr Wort und hielten es, trotz vieler Enttäuschungen.

Emmy hatte geendet. Da fuhr er auf. Er wischte sich über die Stirn und dachte: Sie umhegt das Kind, sie sorgt gut für mich — und ich habe meinen Beruf, meine Wissenschaft. Das ist sehr viel. Habe ich das Recht, mehr zu wollen?

Emmy zündete die Lampe an, der milde Schein strömte Wärme und Behaglichkeit aus.

Es ist alles gut! beruhigte sich der Mann, ging zu seiner Frau, streichelte sacht ihre Hand und legte den andern Arm um Klein-Gertrud. «Habt ihr Dämmerstunde gehalten?» Seine Stimme klang zärtlich und weich.

«Ja, Papa», plauderte das Kind, «und Mama hat mir eine Geschichte erzählt, du bist auch darin vorgekommen.»

Bevor Robert und Emmy Koch sich an diesem Abend niederlegten, ging er noch einmal ins Labor. Er erklärte nicht, weshalb, denn er hatte seiner Frau nichts von seinem ersten Experiment gesagt.

Koch zündete eine Kerze an. Die Maus huschte in ihrem Glasgefäß umher und versuchte immer wieder, an den glatten Wänden hinaufzuklettern. Den Arzt dauerte das Tier, und als wollte er es beruhigen, sagte er leise: «Es geht nicht anders. Du mußt schon bis morgen in deinem Gefängnis aushalten.» Er gab der Maus ein Stückchen von dem bereitgelegten Speck und begab sich ins Schlafzimmer.

Lange konnte er nicht einschlafen. Immer wieder kreisten seine Gedanken um die kleine Maus.

Zeitig am andern Morgen erhob sich Robert, um nach dem Tier zu

sehen. Es begrüßte ihn mit einem Ringelspiel. Er fütterte es wieder, verließ den Raum und zog hinter sich den Vorhang fest zusammen.

Nach der Sprechstunde erledigte er alle seine Krankenbesuche, aß mit seiner Familie zu Mittag und ging dann erst mit zögernden Schritten in das Laboratorium.

Alles stand unangerührt im Licht der Herbstsonne, die schwach durch das hohe, gotische Fenster einfiel. Doch Koch empfand, daß etwas sich verändert hatte. «Ja!» stieß er hervor. Sein Herz begann zu schlagen. Die Pulse in den Handgelenken hämmerten: Die Maus lag tot auf dem Boden des Glases!

Koch nahm das Tier behutsam mit zwei Holzstäbchen heraus, legte es auf eine breite Glasschale und begann, es sofort zu sezieren. Schon nach wenigen Schnitten erkannte er die Todesursache: schwarzes ungeronnenes Blut, geschwollene Milz — also Anthrax!

Wie nach einer körperlichen, anstrengenden Arbeit lehnte sich Koch erschöpft auf dem Stuhl zurück. Doch er fühlte sich erleichtert, befriedigt, ja glücklich über den gelungenen Versuch. Dann sprang er auf, lief in den Stall und kam gleich darauf mit einer Maus in der Jackentasche zurück. Sofort wiederholte er die Impfung, nahm als Stoff aber ein Tröpfchen vom Blut der verendeten Maus.

Dreißigmal, einen ganzen Monat lang erprobte Koch sein Experiment, ehe er sich zufriedengab und kein Zweifel mehr daran möglich war, daß er den Beweis seiner Entdeckung erbracht hatte: Bazillen sind Lebewesen!

Koch war wieder ein Stück vorangekommen und stand nun dicht vor der dritten Aufgabe, die er sich gestellt hatte: den Bazillus unabhängig vom lebenden Körper zu züchten, sein Wachsen zu überwachen und die Krankheit erneut damit hervorzurufen. Dazu brauche ich einen geeigneten Nährboden, also einen organischen Stoff, der ähnlich wie das Blut zusammengesetzt ist, und Feuchtigkeit und Wärme, grübelte er weiter. Nach einer Weile nickte er vor sich hin. Ja, so müßte es gehen!

Und doch überlegte er noch wochenlang, ließ Weihnachten und Neujahr vorübergehen, bis er schließlich eines Nachmittags aus dem Fleischerladen zwei frische Rinderaugen holte und sich an die Arbeit machte. Den zweiten Arzt des Ortes hatte er gebeten, einen Teil seiner Patienten zu übernehmen.

Er tupfte je ein Tröpfchen von der wässrigen Flüssigkeit des Rin-

derauges und von dem bazillenhaltigen Mäuseblut, das er zwischen dem Doppelfenster kühl aufbewahrt hatte, auf ein Gläschen, deckte ein anderes darüber und legte den Objektträger auf einen mit feuchtem Sand gefüllten Blechteller, den er auf ein Drahtgestell setzte. Darunter schob er eine kleine Petroleumlampe mit Zylinder. Der Brutofen war fertig. Aber wann begann die Entwicklung der Bazillen? Der Tod der Mäuse erfolgte nach zwanzig bis vierundzwanzig Stunden.

Um Mitternacht legte Koch den Objektträger unter das Mikroskop. In der hellen Augenflüssigkeit waren dunkle Punkte. Mehr konnte der Beobachter nicht erkennen. Er füllte den Petroleumbehälter auf und machte Feierabend.

Am Morgen darauf konnte er im Präparat die bekannten Stäbchen sehen. Doch nicht allein. Im Blickfeld des Objekts wimmelte es von anderen Gebilden, Mikroben, die mit Anthrax nichts zu tun haben konnten und die aus der Luft oder durch eine Unreinheit an den Gläsern hinzugekommen sein mußten. Weitere Proben ergaben das gleiche Resultat.

Wieder befand sich Koch in einer Sackgasse. Und wieder suchte er nach einem Ausweg: Auf welche Weise konnte er seine Bazillen in Reinkultur züchten? Ihm kam ein genialer, im Grunde einfacher Gedanke.

Es gab in Wollstein einen Brillenmacher. Zu ihm ging der Arzt. Er legte eins seiner schmalen Objektträger auf den Ladentisch.

«Sehen Sie, Meister, so ein Gläschen benötige ich. Etwas dicker und in der Mitte mit einer flachen Höhlung.»

Der Mann nickte. «Ausschleifen!»

Der Kunde forderte: «Halbe Glasbreite, Tiefe zwei Millimeter, zwanzig Stück!»

Als der Brillenmacher den Herrn Amtsarzt aus dem Laden gedienert hatte, schüttelte er den Kopf: «Auf Gedanken kommen diese jungen Herren!» Er ahnte nicht, daß er an der ersten künstlichen Reinkultur von Bakterien mitwirken sollte.

Der Brillenmacher schickte die bestellten Gläser an einem Vormittag während der Sprechstunde zu Koch. Emmy, die einem Patienten auf dem Flur behilflich war, nahm das Päckchen in Empfang und legte es ihrem Mann auf den Schreibtisch.

Koch griff sofort danach, stand auf, sagte kurz: «Schicke die Leute draußen fort! Sollen meinetwegen zu Kollegen Bauer gehen!» und verschwand hinter dem Vorhang.

Emmy sah ihm sprachlos, mit offenem Mund nach. Dann drehte sie sich wütend um, rannte ins Wohnzimmer und sank auf das Sofa, preßte die Hände an die Schläfen und schluchzte: «An den Bettelstab wird er uns noch bringen mit seinen Kindereien! Ist so etwas überhaupt möglich? So die Patienten zu behandeln! Keiner von ihnen wird jemals wiederkommen. Alle werden es in der Stadt erzählen!»

Mit den Tränen versiegte ihr Grimm. Resigniert wischte sie sich über das Gesicht, ging auf den Flur, lächelte freundlich die noch Anwesenden an und bat sie, morgen wiederzukommen, ihr Mann habe einen sehr dringenden Krankenbesuch zu machen.

Als der letzte Patient gegangen war, stand Emmy allein auf dem Flur. Die Leere, das Schweigen, die sie umgaben, drangen in sie ein und breiteten sich in ihrem Innern aus.

Inzwischen hatte Koch die Glasscheiben ausgewickelt und eine davon vor sich auf den Tisch gelegt. Er nahm sie jetzt in die Linke und schmierte rings um die Vertiefung ungesalzenes Schweineschmalz. Dann ergriff er ein glattes Objektgläschen, tupfte mit einem angekohlten Holzstäbchen etwas Augensaft und Anthraxblut darauf, legte das eingefettete Hohlglas darüber, drückte beide Scheiben fest zusammen und drehte sie mit einem Ruck herum, so daß jetzt der Tropfen über der Höhlung hing. Damit war die Untersuchungsmethode des «hängenden Tropfens» erfunden.

Koch wollte das Doppelglas schon auf den Brutofen legen, da besann er sich. Ich müßte das Objekt ständig beobachten können — ich werde einfach den Objektisch erwärmen! Er schob ein flaches Öllämpchen darunter und stellte das Okular ein.

Zwei Stunden lang sah er unentwegt hindurch, ehe sich auch nur das Geringste ereignete. Dann aber begannen die wenigen Stäbchen, die dank des Fettes ohne alle Nebenerscheinungen sichtbar waren, sich langsam und stetig zu verändern. Sie dehnten sich, teilten sich, vermehrten sich so unheimlich schnell, daß die brennenden Augen des Arztes den Vorgang kaum verfolgen konnten.

Ein Schauer der Ehrfurcht durchrieselte den Forscher vor diesem Wunder der Natur, das er als erster Mensch erleben durfte. Wie gebannt blieb er vor dem Mikroskop sitzen. Die Umwelt, jedes eigene Denken und Fühlen waren verschwunden. Er spürte nicht die unbequeme Haltung seines Körpers, die schmerzenden Augen, er wagte kaum zu atmen, starrte nur unbeweglich auf das Neue, Unwahrscheinliche. Einem Urwelt-

geschehen gleich, wühlten sich die unheimlichen Fäden durcheinander, türmten sich zu Bergen, schienen das gläserne Gefängnis durchbrechen zu wollen.

Schließlich riß sich Koch von diesem gespenstigen Erlebnis los, richtete sich auf, nahm die Brille ab und wischte sich die geröteten Augen aus. «Jetzt ist mir klar», murmelte er, «warum Anthrax in verhältnismäßig kurzer Zeit das Blut einer Maus, ja eines starken Ochsen verderben, ein Tier mit furchtbarer Gewalt vernichten kann.»

Der Arzt setzte seine Brille wieder auf, nahm Papier und Bleistift zur Hand und zeichnete und schrieb auf, was er gesehen und erkannt hatte.

Tage- und nächtelang wiederholte er diesen einen Versuch, wickelte kaum aus seinem Laboratorium, schlief nur wenige Stunden, hörte nicht auf die Mahnungen, das inständige Bitten, das zuerst leise, dann lauter werdende Schimpfen und Jammern seiner Frau. Unbeirrt tat er, was er tun mußte, wozu ihn sein Verantwortungsgefühl, seine Gewissenhaftigkeit, seine Bestimmung drängten.

Als sich dann unter dem Mikroskop nichts Neues ereignete, sich alles nur wiederholte, impfte er einer Maus den künstlich erzeugten Bazillus ein. Das Tier war nach zwanzig Stunden tot. Ein zweites, drittes, viertes, zwanzigstes ebenso.

Nun gönnte sich Koch eine kurze Atempause. Am Abend saß er gelöst und zufrieden im Wohnzimmer bei seiner Frau. Emmy hatte die Kerzen im silbernen Leuchter angezündet, goß Robert eine Tasse Tee ein und reichte ihm den Teller mit den selbstgebackenen Brezeln. Ein feiner Vanille- und Zimtduft schwebte in der Luft. Die Frau lächelte, und ihr graues, strenges Gesicht verschönte sich, ihre Augen bekamen einen warmen Glanz, als sie einen Blick auf die frischen Schneeglöckchen in der Vase warf. Robert hatte ihr heute morgen am Valentinstag aus der geschützten Gartenecke, hinter der Mauer, die ersten Blümchen in diesem Jahr gepflückt und mit einer artigen Verbeugung überreicht.

«Mein Vater in Clausthal erzählte uns einmal von dem römischen Presbyter Valentin von Terni, dem Patron gegen die Pest, der um dreihundert den Märtyrertod erlitt», sagte Emmy mit weicher Stimme.

«Gewiß, aber ich erinnere mich an dem Tage lieber des alten Brauches, den Shakespeares Ophelia bereits kannte. An diesem Tage pflegen Verliebte Lose zu ziehen, um ihren Valentin oder ihre Valentine zu bestimmen und ihnen ein kleines Geschenk zu überreichen. Auch die Stare

schiene heute früh Brautschau abzuhalten, als sie auf den gelben Haselkätzchen pfliffen.»

Emmy beugte sich nahe zu ihrem Mann. Ihre Wange berührte leicht seinen Kopf. «Ich freue mich, Robert, daß du nach so langer Zeit wieder nach den Vögeln und Bäumen ausschaut.»

«Ja, auch gestern, als ich über Land fuhr, bemerkte ich, wie sich schon die Blüten der Kornelkirsche und der Zitterpappel entwickeln. Der Sturm zauste ihre Kronen. Emil meinte, wenn der Wind am St.-Blasius-Tag über den erwachenden Acker fegt, müsse man ihn mit Salz und Mehl füttern, damit er in der Heuernte wehe.»

Emmy lachte und fragte gutgelaunt: «Magst du noch Tee mit Rum?»

«Gern, meine Liebe.»

Kurz darauf machte er es sich auf dem Sofa bequem und fing an, von seiner Arbeit zu erzählen.

Emmy verstummte. Enttäuschung legte sich über ihre Züge. Der Abend hatte so traulich begonnen. Seit langem war sie wieder einmal ungezwungen heiter gewesen. Jetzt aber drängte sich erneut jenes Verhaßte dazwischen. Konnte der Mann an nichts anderes mehr denken? Als sie dann von dem Ergebnis seiner Forschung erfuhr, meinte sie kühl: «Na schön, setze dich hin und schreibe einen Artikel für die Zeitschrift! Damit kannst du Geld verdienen, außerdem berühmt werden! Die Fachwelt wird über dich reden! Sie werden dich feiern!»

Robert sank in sich zusammen. Er blickte seine Frau enttäuscht an. Leise sagte er: «Nein, nein, mir geht es nicht um Geld und Ruhm, ich muß weiterforschen, denn eins ist mir noch immer nicht klar . . .»

Frau Emmy stand brüsk auf, und die Tür klappte zu, noch ehe Koch ihren wenig freundlichen Gruß erwidern konnte.

Er lehnte die Pfeife an die Tischkante, ging ans Fenster und schlug den Vorhang zurück. Heller Mondschein lag über der Straße. Am Himmel flimmerten die Sterne. Koch öffnete den Fensterflügel und sog die einströmende kühle Luft ein, wie ein Dürstender, der sich an einem Glas kalten Wassers labt.

«Das tut gut!» murmelte er. Die Wärme des Raumes, der Tabakrauch, der ungewohnte Alkoholgenuß hatten seinen Kopf ein wenig umnebelt. Kurz entschlossen klappte er das Fenster zu, löschte die Kerzen, zog sich im Arbeitszimmer seinen Mantel an und stand wenig später auf der Straße. Gemächlich lief er den «Weißen Berg» hinunter der Stadt zu. Die

Häuser lagen teils im Licht des Mondes, teils im Schatten der Nacht seltsam fremdartig da.

Kurz vor dem Marktplatz blieb er stehen. Als er den Himmel betrachtete, fielen ihm Worte von Giordano Bruno ein, und er sprach sie leise vor sich hin:

«Steh nicht still.

Wo du hinschaust, am Himmel, unter dem Himmel,
alles bewegt sich und regt sich.

Jedes eilt, ist oben und unten,
was fern ist, ist nah, was schwer, ist leicht.

Wohl gehst auch du denselben Weg
zum selben Ziel . . .»

Da setzte die Turmuhr zum Schlag an. Koch wurde auf das Wollsteiner Pflaster zurückversetzt. Er zählte die Schläge mit: elf!

Als er sich zum Gehen wandte, fiel sein Blick auf die Apotheke, die dem Rathaus gegenüberlag. Ich will doch mal sehen, ob Freund Knechtel noch in seiner Offizin ist, überlegte Koch und bog in die Nebenstraße ein. Die Jalousie vor dem Fenster war heruntergelassen.

Koch klopfte.

Sofort wurde laut gefragt: «Wer ist da?» und ein Stuhl gerückt. Der Apotheker öffnete die Ladentür, erkannte den Arzt und bat: «Treten Sie näher!» Dann schlurfte er in seinen dicksohligen Filzhausschuhen voran in die Offizin, aus der dem nächtlichen Besucher der würzige Duft eines Kräuterabsuds entgegendampfte.

Koch hängte Mantel und Hut an den Kleiderhaken neben der Tür, setzte sich, rieb sich die klammen Finger und sagte: «Bei Ihnen duftet's zu jeder Jahreszeit nach Frühling, wie früher in meinem Gymnasiastenstübchen.»

«Warum sind Sie nicht Apotheker geworden statt Schlangenbändiger!» spöttelte Knechtel.

«Weil ich nicht so einen Küchenmeister wie Sie gefunden habe», gab Koch zurück.

«Küchenmeister», wiederholte Knechtel und sah Koch sinnend an. «In meiner Jugend war ich wirklich davon besessen, Alchimist zu werden, den Stein der Weisen und das Lebenselixier zu finden. Aber ich habe es nicht einmal zu einer Entdeckung natürlicher Stoffe gebracht, wie etwa mein

berühmter Kollege Johann Friedrich Böttger, der Gold suchte und das Porzellan fand.»

Da Koch stumm blieb, sagte Knechtel: «Sie wollen mich heute nicht auf einem Gedanken Spaziergang begleiten! Was wünschen Sie eigentlich mitten in der Nacht, lieber Doktor? Schlafpillen für die Frau Stadtkämmerer oder ihre dickbeinige Gesellschafterin...?»

Koch verzog die Unterlippe. «Hören Sie auf! Diese Damen bereiten mir mit ihren eingebildeten Krankheiten schon Kummernis genug.»

«Also schlängeln Ihnen doch Ihre niedlichen Milzbrandkobras im Kopf herum?»

«Sie sprachen einmal von dem sogenannten Hexenhügel in der Auvergne?» fragte Koch.

Knechtel war sofort im Bilde: Der Forscher suchte nach der Ursache für das epidemische Vorkommen der Milzbrandbazillen. Er öffnete seine Zigarrenkiste, die auf dem Tisch stand, schob sie dem Gast hin, zündete sich selber eine Brasil an und erzählte:

«Als ich in Paris studierte, schloß ich mich einer Studiengruppe an, die eine Exkursion nach Clermont unternahm, um die Reste des alten, keltischen Oppidums Gergovia zu besuchen und es zu untersuchen...»

Koch hob den Kopf. «Gergovia?»

«Die Hauptstadt der Arverner und der Sitz des Königs Vercingetorix, der gegen Cäsar kämpfte und nach seiner Niederlage in Alesia sich dem Sieger gefangengab, sich den Göttern opferte, um sein Volk zu retten.»

«Ich erinnere mich: Der Gallische Krieg!»

«Wir sahen uns dort auch Land und Leute an und stießen auf jenen grasbewachsenen Hügel, von dem die Bauern der Umgegend jedes Stück Vieh fernhielten. Denn weidete hier ein Tier, war es am nächsten Tag tot. Kein Wunder, daß die Leute den Berg als verhext ansahen.»

Koch blickte lange nachdenklich auf den Rauch seiner Zigarre.

«Also ein einziger Flecken auf weiter Flur. Bei uns sind es mehrere Stellen, meilenweit voneinander entfernt, verseucht mit Bakterien, die so klein sind, daß zehntausend auf einem Quadratmillimeter Platz finden. Sie müssen sich jahrelang am Leben erhalten. Aber ist das möglich?»

«Dauerform?»

Knechtels Frage wirkte in Koch noch nach, als er längst die Apotheke verlassen hatte. Sie beschäftigte ihn auch während der folgenden Tage.

Wieder setzte er sich an das Mikroskop. Ein Gläschen mit Milzbrandteilen lag noch darunter. Aber es war kaum etwas darauf zu sehen, nur unscheinbare, teils schon zerfallene Fädchen.

Der Forscher fuhr hoch, nahm die Brille ab, putzte die Gläser, beugte sich wieder über das Okular. Das Bild blieb. Was war damit? Koch lief hinaus in den Stall, holte eine Maus, impfte sie mit diesem Stoff, wartete wieder. Es vergingen vierundzwanzig, achtundvierzig und mehr Stunden. Die Maus lebte! Die Todeskeime, die vorher noch den stärksten Ochsen vernichtet hätten, waren plötzlich unschädlich.

Stärker noch beunruhigte Robert Koch nun die Frage: Wie kommt es, daß sich die Bazillen auf Feldern und Wiesen unbegrenzt halten, während sie hier im Glas in kurzer Zeit zugrunde gehen?

Er rannte im Zimmer hin und her. Allmählich wurden seine Schritte wieder langsamer, seine Erregung ebte ab. Er setzte sich, stellte von neuem von dem noch vorhandenen Material einen hängenden Tropfen her, legte ihn auf den Brutofen und entzündete darunter die Lampe.

Rein gewohnheitsmäßig schob er am andern Tag das Gläschen unter die Linse. Und wieder erwartete den Forscher eine Überraschung: Beim ersten Anblick erschienen die Fädchen undeutlich, aber doch anders als neulich, so, als wären sie mit Flecken besät. Koch drehte an der Mikrometerschraube. Da sah er, wie auf eine Schale geworfen, eine Schnur aus winzig kleinen glänzenden Perlen!

«Sind da wieder andere Bazillen hineingeraten?» murmelte Koch, «aber das war doch noch nie der Fall!» Er verrückte das Objekt ein wenig. Und wieder. Da erkannte er, daß sich die hellen Körperchen im Innern der Anthraxfädchen befanden. Sie mußten also zu ihnen gehören.

Koch ließ den Inhalt des Glasröhrchens trocknen und hob ihn sorgfältig auf. Er wiederholte diese Experimente mehrere dutzendmal. Nach einem Monat holte er die eingetrockneten Perlen wieder hervor, gab einen Tropfen Flüssigkeit eines Rinderauges hinzu und beobachtete, was nun geschehen würde. Die Perlen schwammen in dem angewärmten Nährstoff, begannen zu kreisen, sich auszudehnen, zu Fäden zu entwickeln. Weitere Versuche ergaben, daß diese Fäden, einer Maus eingepflegt, wie frische Bazillen den Tod des Tieres herbeiführten.

Koch hatte die Sporen, die Dauerformen des Milzbrandbazillus, gefunden! Das epidemische Vorkommen der Seuche war geklärt, das Rätsel der zahllosen «Hexenhügel» gelöst.

IX

«Morgen, Herr Professor!» Der Universitätsdiener verbeugte sich, stieß die Tür des Arbeitszimmers hinter sich mit dem Bein zu und ließ die Postsachen, die er wie ein Paket in beiden Händen hielt, auf den Schreibtisch sinken.

Professor Cohn legte die Schreibfeder vor das breite Tintenfaß und blickte auf.

«Was gibt's, Blaschka?»

«Die Post, Herr Professor! Zehn Nummern der «Beiträge zur Biologie der Pflanzen», wie immer dem Herrn Herausgeber dediziert, einige Drucksachen . . .»

«Was sonst noch?»

Blaschka warf verstohlen einen mißbilligenden Blick auf den ungeduldigen Vorgesetzten und fuhr fort: «Ein dicker Brief!»

«Woher?»

Blaschka hielt den Umschlag dicht vor die Augen und las langsam: «Absender Dr. Robert Koch, Wollstein!»

«Sicher ein Manuskript. Öffnen Sie!» befahl Professor Cohn und wies auf das Federmesser.

Blaschka schnitt sorgfältig das Kuvert auf, faltete die engbeschriebenen Blätter, die er herausnahm, auseinander und breitete sie mit dem Begleitschreiben vor dem Professor aus.

Der aber schob die Papiere hastig wieder zurück. «Lesen Sie den Titel der Arbeit vor!»

Blaschka buchstabierte: «Die *Ätiologie* der Milzbrandkrankheit . . .»

Cohn richtete sich im Stuhl auf und riß dem Diener das Manuskript aus der Hand. «Wie kommt dieser Mann dazu, in meinem Arbeitsgebiet herumzupfuschen!» grollte er, ließ sich wieder zurückfallen und überflog, immer noch verärgert, die erste Seite. Doch dann glätteten sich seine Züge, und sein Gesicht nahm bald darauf einen Ausdruck der Verwunderung an.

Blaschka hatte das Federmesser wieder an seinen Platz gelegt und stand unschlüssig vor dem Schreibtisch. «Ist noch was, Herr Professor?»

Cohn schüttelte unwillig den Kopf. «Nein, nein!» Als der Diener schon an der Tür war, rief er ihm noch zu: «Ich möchte vor einer Stunde nicht gestört werden!»

Das Interesse des Professors an dem Manuskript wurde immer größer. Er las, blätterte zurück, las noch einmal, und so bis zu Ende. Auch den Schlußabsatz wiederholte er: «Damit, daß der Milzbrand auf seine eigentlichen Ursachen zurückgeführt wurde, ist es gleichzeitig zum ersten Male gelungen, Licht über die Ätiologie einer jener merkwürdigen Krankheiten zu verbreiten, deren Abhängigkeit von Bodenverhältnissen genügend aufzuklären weder den Anstrengungen der Forschung noch den kühnsten und verwickeltsten Hypothesen bislang möglich gewesen ist. Es liegt deswegen sehr nahe, einen Vergleich zwischen Milzbrand und den durch ihre Verbreitungsweise ihm nahestehenden Krankheiten, vor allem mit Typhus und Cholera, anzustellen . . . Nur mit Zuhilfenahme einer so gewonnenen vergleichenden Ätiologie der Infektionskrankheiten wird es möglich sein, das Wesen der Seuchen, welche das menschliche Geschlecht so oft und so schwer heimsuchen, zu ergründen und sichere Mittel zu finden, um sie fernhalten zu können.»

Professor Cohn nahm einen Rotstift und strich den Absatz an. Dann las er nochmals die Einleitung und stutzte bei dem Satz: «Da die Entwicklungsgeschichte der Milzbrandbakterien nicht nur botanisches Interesse bietet, sondern auch manches Licht auf die bis jetzt so dunkle Ätiologie der vom Boden abhängigen Infektionskrankheiten zu werfen imstande ist, so habe ich es jetzt schon, obwohl meine Versuche noch nicht abgeschlossen sind, unternommen, die wichtigsten Resultate derselben zu veröffentlichen.»

Cohn schüttelte den Kopf. Diese Bescheidenheit nach solch einer Leistung — das war ihm noch nicht vorgekommen. Daran konnte sich manch einer ein Beispiel nehmen. Cohn holte tief Atem. Er hob den schmalen, angegrauten Kopf, blickte auf das Bild an der gegenüberliegenden Wand, nickte dem Mann, den es darstellte, zu, betrachtete die breite, hohe Stirn unter dem halbkahlen Schädel, die großen, sinnenden Augen, die stark hervortretende Nase, den talarähnlichen Rock, den hellen, spitzenbesetzten Kragen, schlug mit der flachen Hand auf die beschriebenen Blätter vor sich und sagte halblaut: «Der das hier geschrieben hat, wird einmal neben dir stehen, hochgelahrter Theophrastus Bombastus von Hohenheim!»

Dann sah er wieder auf das Manuskript, schob es mit der Linken behutsam beiseite, entnahm einer Mappe einen Briefbogen, griff zur Feder, tauchte sie ein und schrieb:

«Sehr geehrter Herr Kollege! Es ist großartig, was Sie gefunden haben. Kommen Sie, führen Sie uns Ihre Entdeckung vor . . .!»

Da klopfte es kurz. Blaschka trat ein.

«Herr Professor . . .»

Cohn winkte ab. «Später! Besorgen Sie mir sofort diesen Brief!» Damit übergab er dem Diener den Bogen, der nur diese wenigen Zeilen und seine Unterschrift enthielt.

Robert Koch hatte den Brief an Professor Cohn, Direktor des Pflanzen-physiologischen Instituts in Breslau, Herausgeber der «Beiträge zur Biologie der Pflanzen», selber auf die Poststelle getragen. Niemand wußte etwas davon. Es war ihm ganz eigenartig zumute, so als habe er als Schüler eine Prüfungsarbeit abgegeben und warte mit gemischten Gefühlen auf das Urteil.

Gewiß war er sicher, daß die Ergebnisse seiner Untersuchungen stimmten, doch wie würde das Gefundene, das Erstmalige und Umwälzende aufgenommen werden? Nochmals verbrachte Robert Koch eine halbe Nacht vor dem Konzept seiner Niederschrift, las und durchdachte erneut alles. Schrieb hier und dort zusätzlich ein Stichwort an den Rand, weil ihm das eine oder das andere noch nicht klar genug ausgedrückt schien, um allen möglichen kritischen Einwänden standzuhalten.

Seine Unruhe aber hatte er damit nicht vertrieben, obwohl er sich große Mühe gab, sie niederzuzwingen. Er vermied es, das Labor zu betreten, ließ sich bei den Untersuchungen in der Sprechstunde mehr Zeit, hielt sich länger im Krankenhaus und bei seinen Privatbesuchen auf, setzte sich zu Hause an den Schreibtisch, blätterte in den Fachzeitschriften, las Krankenberichte und schrieb längst fällige Rechnungen aus. Er scherzte und lachte mit Klein-Gertrud, lief mit ihr um die Wette, ließ sie auf seinem Rücken reiten, guckte sich mit ihr im Garten um, der schon seinen schönsten Frühlingsschmuck angelegt und den Bienen den Tisch gedeckt hatte.

Er verbrachte viele Stunden mit seiner Frau im Wohnzimmer und ging auf Fragen der Hauswirtschaft und auf ihre Berichte über Stadtneuigkeiten ein.

Emmy lebte wieder auf, sie fühlte sich glücklich angesichts der augenscheinlichen Wandlung ihres Mannes und hoffte sehr — wenn sie auch nicht wirklich daran zu glauben wagte —, daß er seine mikroskopischen

Untersuchungen und den ganzen unnützen Tierkram, wie sie es nannte, aufgegeben hätte.

Um so mehr erschrak sie, als Robert eines Tages mit einem Schreiben in der Hand zu ihr in den Garten gelaufen kam. Lachend, freudestrahlend stand er vor ihr.

«Emmy!» Er wiederholte lebhafter: «Emmy! Ich soll nach Breslau kommen, meine Entdeckung den Professoren der Universität vorführen!»

Die Frau spürte, wie ihr Herz stärker zu klopfen begann. Also deshalb sein sonderbares Benehmen! Mit Mühe beherrschte sie sich so weit, daß sie fragen konnte: «Hattest du denn geschrieben?»

«Aber ja!» erwiderte Robert schnell und wollte ihr erklären, warum er bisher geschwiegen und wie sehr er vor dieser Nachricht gebangt hatte. Er trat einen Schritt vor, um den Arm um Emmy zu legen, sie in das Haus zu führen und mit ihr alles durchzusprechen. Sein Mund öffnete sich schon, da blickte er in ihre Augen: unnahbar, kalt, abweisend. Um ihren herben Mund lag kein Lächeln, ihre strengen Züge verrieten kein Verlangen, mehr zu erfahren. Tonlos fragte sie: «Wann willst du reisen?»

In Koch erlosch die Freude. Er ließ den Arm sinken und schlug die Augen nieder. Zwei steile Falten gruben sich quer über die hohe Stirn, als er antwortete:

«Übermorgen früh kann mich Emil nach Lissa zum Bahnhof fahren. Ich brauche nur meine Vertretung zu regeln und mein Material vorzubereiten.»

Eine trübgraue, tiefhängende Wolke verdeckte die Sonne. Knapp über den Köpfen der beiden Menschen segelte eine Schwalbe hinweg, dem halbkugeligen Nest unter dem Dachbalken des Wirtschaftsgebäudes zu, die brütende Gefährtin zu füttern. Die Frau sah diesem Treiben zu. Nistende Schwalben bringen dem Hause Glück! hatte sie noch gestern in einer vertrauten Stunde zu Robert gesagt, als sie zusammen den abendlichen Rundgang durch das Gehöft machten. Und heute? Sie zog mit einer schnellen Bewegung eine ausgediente Futterschwinge mit Dahlien- und Gladiolenknollen zu sich heran. In geschäftiger Unruhe hasteten ihre schmalen, mageren Hände darin herum. Sie hob nicht den Kopf, als sie fragte: «Wie lange willst du bleiben?»

«Drei Tage mindestens.»

Koch wandte sich um und ging langsam durch den Garten, über den Hof, ins Haus zurück.

Vor der Tür des Pferdestalls standen schwatzend und schäkernd Julka und Emil. Das Mädchen bekam einen roten Kopf, trat einen Schritt zurück und ergriff schnell die Gießkanne, als sie Koch zurückkommen sah. Emil aber schob sich wieder näher an Julka heran, tätschelte vertraulich ihren Arm..

«Der Herr Kreisarzt sieht uns nicht — er hat doch immer den Kopf voller Mäuse!»

Als die Morgenröte den Frühlhimmel färbte und den viereckigen Hof am Weißen Berg spärlich beleuchtete, zog Emil den Dogcart aus dem Schuppen, schnallte zwei Holzkisten auf dem Packbrett fest, eine große, in der sich der Käfig mit den Versuchstieren befand, und eine kleinere mit den Präparaten, einem Glasgefäß, der Lampe und allem anderen, was der Arzt sonst noch zu seinen Experimenten benötigte. Das Mikroskop hatte Emmy in der Reisetasche unterbringen müssen.

Während sich die ersten Sonnenstrahlen im Wollsteiner See widerspiegelten und die Lerchen sich jubelnd im Licht des jungen Tages badeten, rollte der Einspanner bereits auf der Straße nach Lissa.

Robert Koch hielt die Taschenuhr vor die Augen. «Halb fünf!» stellte er fest. «Viertel nach neun fährt der Zug!»

«Ja, ich weiß Bescheid, Herr Kreisarzt», erklärte Emil gewichtig. «Schaffen wir dicke. Fahre ja nicht das erste Mal. Auf der Höhe jenseits des Obrabruchs haben wir die Hälfte hinter uns. Und bei diesem Wetter, was, Brauner», er knallte mit der Peitsche in die Luft und schnalzte mit der Zunge, «da macht es Spaß!»

Koch hörte nicht, was der Kutscher sonst noch redete. Er war mit seinen Gedanken schon bei seinem Vortrag.

Koch hatte Professor Cohn kurz mitgeteilt, wann er in Breslau eintreffen würde. Der kleine, fünfzigjährige Professor war freudig erregt, als er die Nachricht bekam. Begierig und völlig neidlos wartete er auf die Lösung des Problems, mit dem er selbst sich seit Jahrzehnten beschäftigte, hatte er doch in seiner letzten Arbeit «grundlegende Untersuchungen über Biologie und Systematik der Bakterien» angestellt. Eigenhändig fertigte er sofort Rundschreiben an, worin er alle Professoren der medizinischen Fakultät zu einem Experimentalvortrag ins Pflanzenphysiologische Institut einlud.

Einer von ihnen, der Direktor des Pathologischen Instituts, Julius Cohnheim, lief dem Biologen in den Weg und sprach ihn an.

«Dank für die Einladung, Herr Kollege. Aber sagen Sie, wer ist dieser Herr — wie hieß er doch?»

«Koch heißt er! Robert Koch ist Physikus in einer posenschen Kleinstadt und ungefähr in Ihrem Alter.»

«Habe nie von ihm gehört!»

Cohn lächelte ein wenig, als er erwiderte: «Nun ja, Herr Kollege, es beginnen nicht alle so früh mit Veröffentlichungen wie Sie.»

Cohnheim verzog sein Gesicht. «Na schön, werde es mit anhören, um Ihnen keinen Korb zu geben.»

So wie der Pathologe dachten alle Eingeladenen. Sie erschienen nachmittags drei Uhr in Cohns Zimmer — aus Höflichkeit dem allverehrten, älteren Kollegen gegenüber. Gelangweilt saßen sie auf ihren Stühlen, im Halbkreis um den langen Tisch, sahen uninteressiert auf den Mäusekäfig, das Mikroskop und auf die vielen Dinge auf der Platte, musterten herablassend den bebrillten Herrn im altmodischen Gehrock und blickten mit hochgezogenen Augenbrauen und süffisantem Lächeln auf die bräunlich verfärbten Hände des Provinzlers.

Nach wenigen Worten der Begrüßung durch Professor Cohn hob Koch den Kopf, sah für Augenblicke sinnend über die Runde. Das nach rechts gescheitelte Haar, die dichten Augenbrauen, der herabhängende volle Schnurrbart verstärkten die bleiche Farbe seines Gesichts. Dann begann er zu reden. Etwas stockend entschuldigte er sich zunächst dafür, daß er die kostbare Zeit der Herren Kollegen in Anspruch nehme für seine Entdeckungen. Der korpulente Chirurg in der Mitte der Versammelten rutschte ungeduldig hin und her. Koch erzählte kurz, wie ihm die Idee zu seinen Untersuchungen gekommen war und was er beweisen wollte.

Cohnheim, ehemaliger Assistent in der Berliner Charité und Anhänger der Virchowschen Lehre, schüttelte mißbilligend den Kopf. Was erdreistete sich dieser kleine Landarzt!

Doch dann begann Koch vorzuführen, was er gefunden hatte, bat die Herren einzeln ans Mikroskop, zeigte anhand seiner Präparate die Entwicklung der Milzbrandbazillen bis zu den Sporen und ihre Kultur in der frischen Rinderaugenflüssigkeit.

Die Professoren, die sich ungerne erhoben hatten, um wie Studenten an einen Experimentiertisch zu treten, nahmen ihre Plätze nicht wieder ein. Sie blieben stehen, drängten sich dicht an den Tisch heran, jetzt gespannt, mehr zu sehen, zu erfahren. Denn was ihnen hier gezeigt wurde, waren

eindeutige Forschungsergebnisse, und sie würden Epoche machen. Als Koch eine der munter herumspringenden Mäuse in die Hand nahm, nach Messer und Holzspan griff, um dem Tier eine winzige Menge der bazillenhaltigen Masse einzupflegen, staunten sie darüber, wie einfach und selbstverständlich das geschah.

Koch führte das Experiment an einer zweiten Maus durch, mußte dann aber die Herren auf den nächsten Tag vertrösten. Doch sie gingen noch nicht. Sie blieben alle! Sie machten es sich auf ihren Stühlen bequem, zogen ihre Zigarrentaschen hervor, rauchten, stellten Fragen, machten Einwände, diskutierten, bis Blaschka kam und fragte, ob er die Lampen anzünden solle.

Professor Cohn verneinte lachend und erteilte dem Diener einen Auftrag, den er nie zuvor empfangen hatte: die Mäuse zu füttern.

Blaschka grinste, verbeugte sich und sagte: «Jawohl, Herr Professor, das ist doch mal was anderes!»

Koch wehrte ab. «Lassen Sie, das erledige ich!» Und zu Cohn gewandt, fuhr er fort: «Es ist besser, wenn keiner den Tieren und den Todeskeimen, die hier herumliegen, zu nahe kommt!»

«Gut!» erwiderte Cohn, «ich Sorge dafür, daß niemand das Zimmer betritt. Den Schlüssel nehme ich an mich.»

Obgleich sich die Herren schon im Aufbruch befanden, gaben Kochs Worte Anlaß zu weiteren Fragen.

«Jahrelang haben Sie mit den Bakterien, die einen Ochsen umbringen können, mit den einfachsten Mitteln experimentiert. Haben Sie nie daran gedacht, sich anzustecken?»

«Nein!» entgegnete Koch bestimmt. «Ich hatte stets nur mein Ziel vor Augen. Nichts weiter.»

Die Professoren empfanden eine starke Hochachtung.

Außer Cohn war besonders der junge Cohnheim von Koch tief beeindruckt. Auch er hatte sein Können unter Beweis gestellt, doch mehr oder weniger am Schreibtisch, während Koch handelnd ins Leben griff. Sinnend trat er an den Experimentiertisch und überflog noch einmal die offensichtlichen Beweise, die Tatsachen, die allein schon für sich sprachen. Und wenn die geimpften Mäuse eingingen, folgerte er weiter, dann gab es wirklich nichts mehr zu deuteln. Er wandte sich um und hörte Koch lachen und sagen:

«Darf einer, der ins Wasser springt, um einen Ertrinkenden zu retten,

an Gefahr denken? Meine Hände übrigens», Koch hob sie hoch, «sind nicht ohne Grund so dunkel verfärbt. Aber auch damit finde ich mich ab. Es gehört zu meinem Beruf!»

Der Pathologe mit den schlanken, weißen Fingern schämte sich ein wenig, weil auch er sich heimlich über das Aussehen von Kochs Händen mokiert hatte, ohne daran zu denken, daß die Färbung von Säuren stammen konnte.

Am nächsten Tag erschienen die Professoren schon vor der festgesetzten Zeit in Cohns Arbeitsraum. Neugierig und ohne ein Wort zu sprechen, drängten sie sich um den Tisch. Die Erregung war ihnen anzumerken, besonders dem Pathologen. Er starrte unentwegt auf die beiden mit weißen Tüchern verhängten Käfige.

Koch, der im leisen Gespräch mit dem Gastgeber hinter dem Tisch stand, schmunzelte, als er die angespannten Gesichter der Herren sah. Anders als die gelangweilten Mienen von gestern, dachte er amüsiert.

Cohn sah auf die Uhr. «Es ist soweit!» sagte er.

Koch begann in seiner ruhigen, sicheren Art, die heute die Spannung der Zuschauer steigerte: «Meine sehr verehrten Herren, Sie haben gestern abend noch gesehen, wie ich die Tiere fütterte und die beiden Kästen verhängte. Ich bin seitdem nicht wieder in diesem Zimmer gewesen. Doch ich weiß trotzdem, was hier geschehen ist. Die geimpften Mäuse sind tot. Überzeugen Sie sich selbst.» Mit einem Ruck zog er die Tücher fort. Es war für Sekunden wirklich mäuschenstill im Raum. Dann ließ sich ein erstauntes «Ah!» vernehmen. Aber auch die dunkle Stimme Cohnheims: «Wer beweist uns, daß die gekochten Fleischklümpchen nicht vergiftet waren?»

Robert Koch zog die Augenbrauen zusammen. Er hatte eine scharfe Erwiderung auf der Zunge. Doch dann besann er sich, und in einer betont lebenswürdigen Art bat er den Zweifler: «Würden Sie die Güte haben, Herr Professor, sich selbst zu überzeugen, an welchem Gift die Maus verendet ist? Bitte, hier sind Glasplatte und Sezierbesteck.»

Und mit einer knappen Verbeugung und einem höflichen Lächeln fügte er hinzu: «Da es zu Ihrem Metier gehört, dürfte es Ihnen nicht schwerfallen.»

Der Pathologe trat mit hochrotem Kopf an den Tisch, erfüllte, geschickt und ohne mit der Wimper zu zucken, schnell und sachgemäß den Auftrag. Ohne aufzusehen, dozierte er, wie im Hörsaal vor Studenten: «Blut nicht

geronnen. Milz blutig aufgeschwollen. Im höchsten Grad. Herz nur wenig vergrößert, ebenso die Leber. Sonstiger Befund: normal.»

Cohnheim blickte Koch an, als ob er sagen wollte: Ich bin fertig, und wollte das Besteck beiseite legen. Doch Koch reichte ihm eins der hohlgeschliffenen Gläschen: «Bitte etwas von der Milz in den Hohlraum tupfen! Seziermesserspitze voll genügt.»

Cohnheim erledigte auch das.

Koch nahm den Objektträger zurück, bepinselte die Seiten leicht mit Öl, legte das Deckgläschen darüber, schob das Objekt unter das Mikroskop, beugte sich darüber, stellte die Mikrometerschraube ein, trat zurück und bat Cohnheim mit einer einladenden Handbewegung an seinen Platz.

Der Pathologe drehte und schob, hob den Kopf, wischte sich über die Augen, guckte wieder und murmelte: «Ist so etwas nur möglich! Ist so etwas nur möglich!» Dann schnellte er auf, streckte Koch impulsiv beide Hände entgegen und sagte in einem Ton, in dem Anerkennung und die Bitte um Entschuldigung mitschwangen: «Ich danke Ihnen, Herr Kollege, für das einmalige Erlebnis. Sie sind der Kopernikus des Mikrokosmos! Sie haben der Menschheit eine neue Welt erschlossen!»

Dann drehte er sich um, lief mit schnellen Schritten hinaus, den Gang entlang in sein Pathologisches Institut und rief seinen Assistenten und Laboranten begeistert zu: «Nun lassen Sie alles stehen und liegen, und kommen Sie mit! Dieser Koch hat eine großartige Entdeckung gemacht. Ich halte dies für die größte Entdeckung auf dem Gebiet der Mikroorganismen.»

«Wer? Wie heißt er? Wo kommt er her?» wurde der Professor gefragt.

«Es ist Koch! Der Wollsteiner Physikus Robert Koch! Seine Entdeckung wirft die bisherigen Anschauungen von der Krankheitsursache über den Haufen. Er hat den Genius epidemicus gefunden! Die Einfachheit und Exaktheit der Methode verdient um so mehr Bewunderung, als Koch von aller wissenschaftlichen Verbindung abgeschlossen ist und alles aus sich heraus gemacht hat, und zwar absolut fertig. Es ist gar nichts mehr zu machen. Kommen Sie, schnell!»

Die Zusammenkunft dauerte länger als am Vortag und wurde am Abend in einem Separatzimmer des «Ratskellers» fortgesetzt.

Drei Tage später geleiteten die Mitglieder des Lehrkörpers der Universität Koch wie einen Fürsten zum Bahnhof.

Cohn und Cohnheim gingen zurück ins Institut.

«Ich habe versucht», sagte Professor Cohnheim, «Koch zu veranlassen, daß er seinen Vortrag an der Berliner Universität wiederholt, damit seine Forschungsergebnisse an maßgeblicher Stelle bekannt werden. Aber er hat glatt abgelehnt. Seine Bescheidenheit in Ehren, aber hier ist sie wirklich fehl am Platz.»

«Sie haben vollkommen recht, lieber Kollege», erwiderte Professor Cohn schmunzelnd, «aber ich habe vorgesorgt, daß es die Welt erfährt. Seine *Ätiologie* ist bereits im Druck und wird im nächsten Heft meiner *Beiträge* erscheinen. Die Augen von Pasteur, dem *General der Mikrobenjäger*, möchte ich sehen, wenn er das liest.»

«Es sollte aber vor allem dafür gesorgt werden, daß man in Berlin auf ihn aufmerksam wird. Berlin ist das Zentrum unseres wissenschaftlichen Lebens.»

Der kleine Professor blieb stehen und sah seinen jüngeren Kollegen scharf an. «Sie sagen Berlin, Kollege, und denken an Virchow. Meinen Sie etwa, daß der halleluja schreit, wenn er erfährt, daß seine Theorien von einem unbekannten Landarzt über den Haufen geworfen wurden? Aber was rede ich davon. Sie als sein ehemaliger Assistent kennen ihn ja besser als ich. Doch warten Sie mal» — Cohn, der inzwischen weitergegangen war, blieb stehen —, «da kommt mir ein Gedanke: Sie müssen Virchow dazu bringen, daß er Robert Koch wenigstens anhört, ihn quasi einlädt, zu ihm zu kommen. Denn von selber geht der doch nicht.»

Cohnheim lachte so laut, daß einige Passanten überrascht auf das würdige Paar in Gehrock und Zylinder blickten.

«Sie sind zwar Physiologe, Herr Kollege, kennen sich aber auch in der Psychologie nicht schlecht aus, anscheinend haben die Pflanzen auch eine Seele. Sie haben genau das getroffen, was mich bewegt. Ich wollte noch darauf kommen und Ihre Meinung hören. Nun habe ich sie. Ich werde mich mit meinem ehemaligen Direktor und jetzigen Parteifreund Virchow in Verbindung setzen. Es wäre noch schöner, wenn wir beide, Sie und ich, den Wollsteiner nicht auf den Platz setzten, der ihm gebührt.»

Die Sonne neigte sich schon dem Abend zu, als Emil den Wagen in das Tor einlenkte. Kaum hatte Trudchen im Garten den Hufschlag des Pferdes gehört, da kam sie angerannt und rief zum geöffneten Fenster hinauf: «Mama! Der Papa ist da!»

Emmy warf das bunte Sommerkleidchen der Tochter, mit dem sie sich

beschäftigt hatte, auf das Nähtischchen und lief schnell die Treppe hinunter. Sie kam gerade unten an, als ihr Mann leichtfüßig vom Wagen sprang und sich zu Trude niederbeugte, die ihre Arme um des Vaters Hals schlang. Koch machte sich sanft frei, faßte seine Frau unter und zog sie ins Haus. Trude rief er noch zu: «Julka soll meine Tasche heraufbringen!»

«Hast du mir was Schönes mitgebracht, Papa?»

«Habe ich! Ja!» Freudig erregt klang seine Stimme.

Emmy wußte nun: er hatte in Breslau Erfolg gehabt! Diese Anerkennung würde ihn dazu anspornen, weiterzuforschen. Noch stärker als bisher würde er Beruf, Broterwerb hintanstellen und die Familie vernachlässigen. Sie ließ sich diese Gedanken jedoch nicht anmerken, sie lief, das Abendessen zu bereiten, während Koch sich wusch und es sich bequem machte.

Bei Tisch erzählte Robert, was er erlebt hatte. Emmy hörte es, sah es wohl auch bildhaft, so gut schilderte der Mann die Begebenheiten in Breslau, doch sie nahm keinen Anteil daran. Sie fragte ihn lediglich danach, was es zum Diner, zum Souper gegeben habe, was in den Schaufenstern der Großstadt zu sehen sei, was für Kleider die Damen auf der Straße trügen.

Robert gab geduldig Auskunft, so gut er konnte. Dann wandte er sich an Trudchen, wollte von ihren Schulaufgaben, ihren Spielfreundinnen Näheres wissen und fragte, ob sie die Mäuschen gefüttert hätte. Er lobte das Töchterchen und freute sich mit ihr über ihre kleinen Erlebnisse.

Nach dem Essen ging Koch in sein Arbeitszimmer, die eingegangene Post durchzusehen. Darunter befand sich auch eine Mitteilung der Regierung in Posen, daß für den Kreis Bomst bloß ein Viertel der angeforderten Lymph für die Pockenschutzimpfung zur Verfügung gestellt werden konnte. So begann für den beglückt Heimgekehrten sofort der unausbleibliche tägliche Berufsärger. Was soll ich damit anfangen! grübelte er. Zwei Jahre schon besteht das Impfgesetz. Jedes Kind muß im Laufe des ersten und zwölften Lebensjahres gegen die Pocken geimpft werden. Aber womit? Verstimmt warf Koch das Schriftstück auf den Tisch.

In den kommenden Wochen blieb dem Kreisphysikus keine Zeit, sich um seine Privatarbeiten zu kümmern, da ihm die Pflicht oblag, die gesetzlich vorgeschriebenen Impfungen durchzuführen. Er mußte zunächst die Lymph aufteilen. Die Hälfte behielt er für die Stadt. Dann suchte

er im Kreisgebiet die Gemeinden heraus, die von den Pockenepidemien während des Deutsch-Französischen Krieges besonders heimgesucht worden waren, setzte die Termine fest und war nun Tag und Nacht, nach seiner Sprechstunde, mit Emil und dem Pferdewagen unterwegs.

Emmy half ihrem Mann, soviel sie konnte. Wenn er rein amtsärztlich tätig war, kümmerte sie sich rührend um ihn und seine Dienstobliegenheiten. Anhand des Krankenbuches versorgte sie sogar Patienten in seiner Abwesenheit, wenn sie schon länger behandelt wurden und wenn sie deren Krankheitsbild kannte. Die Freude darüber, daß Robert nicht im Labor brütete, leuchtete ihr in diesen Tagen aus den Augen, gab ihren Wangen eine zarte Röte, ihrer Stimme einen warmen Klang und beschwingte ihre Schritte. Selbst die Kranken schienen es zu bemerken und meinten: «Wenn Frau Doktor uns so gut zuredet, sind wir schon halb gesund.»

Abends stand Emmy dann im Garten vor den Magnolien, Spiräen, dem üppig blühenden Mandelbäumchen und überlegte: Welche Blumen schneide ich heute als Zimmerschmuck? Mitunter pflückte sie auch ein Sträußchen Waldmeister, um einen Maitrank vorzubereiten. Die Luft war mild, es duftete lieblich. Der Kuckuck rief immer wieder seinen Namen. Lerchen stiegen steil in den klarblauen Himmel. Emmy hatte nur den einen Wunsch, daß diese gute Zeit nicht enden möchte.

Im Hof brach sie gern einige Zweige der Roßkastanie, die ihre Kandelaber aufgesteckt hatte, füllte damit einen Tonkrug, brachte ihn ins Wohnzimmer und stellte ihn auf eine Konsole in den Erker.

Vor Roberts Rückkehr überprüfte sie stets noch einmal den gemütlichen Raum. Sie schüttelte das leichte Daunenkissen auf, das Robert gern im Rücken hatte, wenn er abends bei ihr saß, oder rückte seinen Lehnstuhl näher an den kleinen Tisch, wischte über den blitzenden Aschenbecher, legte die Zigarrenkiste und die Zündhölzer griffbereit. Vor dem geöffneten Kleiderschrank wählte sie sehr lange, ehe sie ein leichtes, helles Sommerkleid oder eine Seidenbluse herausnahm. Sie freute sich auf die Rückkehr ihres Mannes.

Für beide waren es glückhafte Abende. Robert sah und spürte die Liebe und Fürsorge seiner Frau und fühlte sich geborgen in seinem Heim. Die Harmonie zwischen beiden dauerte Tag um Tag an.

Als auch die Nachschau der Impfungen beendet war und Koch einige Kontroversen mit Impfgegnern hinter sich hatte, mit Vätern und Müttern, die bei einer Schutzimpfung mit Ochsenblut befürchteten, daß

ihre Kinder von Rinderkrankheiten befallen werden oder sonst Schaden nehmen würden, bekam er einen Brief aus Berlin, worin ihm kurz mitgeteilt wurde, daß der Direktor des Pathologischen Instituts der Universität, Herr Professor Doktor Virchow, bereit sei, den Kreisphysikus zu empfangen.

Koch las die Zeilen ohne innere Bewegung. Er dachte nicht an die Möglichkeiten, an Vorteile, die sich für ihn ergeben könnten. Er fragte sich einzig: Ein Bereitsein setzt eine Anfrage, eine Bitte voraus. Wer hat sich da eingeschaltet? Sicher die Breslauer! Sie meinen, mir damit einen Gefallen zu tun. Aber — Koch nahm eine Zigarre aus der Kiste, zündete sie an und dachte, während er dem Rauch nachschaute: Was kann schon bei dieser Zusammenkunft herauskommen? Soll ich, der kleine, unbekannte Arzt, dem großen, anerkannten Gelehrten nachweisen, daß einige seiner Theorien falsch sind? Und selbst wenn er als Wissenschaftler meine exakten praktischen Ergebnisse anerkennen würde, könnte ich von ihm erwarten, daß er sich dafür einsetzt? Dann müßte er ja von seinem Thron herabsteigen. Das tut er, so weit ich ihn kenne, auf keinen Fall. Also ist die Reise zwecklos. Oder rede ich mir das alles nur ein, weil ich mich davor scheue, den Weg in die Öffentlichkeit weiterzugehen, den mir die Breslauer Freunde geebnet haben? Sie erkennen neidlos meine Arbeit an und sind uneigennützig bemüht, mir zu helfen. Ich möchte ihnen gegenüber nicht undankbar sein und sie nicht enttäuschen. Also fahre ich! Ganz gleich, wie der Besuch endet. Es soll mir niemand nachsagen, ich stünde für meine Forschungen nicht ein.

Diesmal redete sogar Emmy ihrem Mann zu, nach Berlin zu reisen. Ende Mai waren aus Breslau die «Beiträge» mit Robert Kochs Arbeit eingetroffen. Mit Stolz hatte sie seinen Namen gedruckt gesehen. Sie erhoffte sich von der Berliner Reise einen finanziellen Erfolg. Und vielleicht würde es auch gelingen, endlich aus der ländlichen Öde herauszukommen.

Aber Emmy wurde jäh aus ihren schönen Träumen gerissen, als Koch nach seiner Rückkehr wortkarg berichtete: der Vielbeschäftigte habe ihn zwar angehört, habe jedoch, ohne auf Einzelheiten einzugehen, überlegen kühl widersprochen.

«So hast du nichts erreicht?» fragte die Frau enttäuscht.

«Nein!» Das war alles, was sie aus Koch herauskriegte. Von seiner Verbitterung über die Ironie, mit der ein so bedeutender Mann ihn in

seine Schranken zurückwies, sprach er nicht. Tagelang trug er seinen Verdruß mit sich herum, bis ihn Knechtel aufsuchte.

Er fand Koch bei seinen Bienenstöcken. Es brummte und summte um den Züchter. Als der Apotheker begann, mit den Händen in der Luft herumzufuchteln und die Bienen zu verjagen, ging Koch mit ihm ein Stück weiter bis zur Bank unter dem Apfelbaum.

Der Besucher bestürmte den Arzt: «Doktor, Sie haben mir damals so aufgeschlossen von Breslau erzählt. Ich hatte dann Ihre Abhandlung gelesen — nun, ich muß schon sagen studiert, weil mir vordem nie ein medizinischer Aufsatz vor die Augen gekommen ist, der sprachlich so klar wie logisch unwiderlegbar ist. Was war nun mit Virchow?»

Koch winkte müde ab und erwiderte ungefähr dasselbe, was er seiner Frau gesagt hatte. Doch damit gab sich Knechtel nicht zufrieden.

«Sie haben Virchow nicht widersprochen? Ihm nicht Ihre Meinung gesagt?»

«Kann man mit dem Papst ein Streitgespräch führen?»

«Das ist kein Vergleich! Sie stehen einem Virchow in nichts nach!»

«Aber er ist in seinem Glorienschein unangreifbar.»

«Und was werden Sie nun tun?»

«Weiterarbeiten, weiterforschen! Eines hat mich die Aussprache, wenn es überhaupt eine gewesen ist, gelehrt: Ich stieß auf Altes, Verknöchertes, auf ein medizinisches Dogma, und das kann nur durch ein neues, bewegliches System abgelöst werden. Bis jetzt wurden immer noch unhaltbare Hypothesen stillschweigend hingenommen. Ich werde Tatsachen sprechen lassen!»

Der Apotheker nickte Koch zu. «Jetzt sehe ich Sie so, Doktor, wie Sie mir während der Lektüre Ihrer Ätiologie vorschwebten: als Kämpfer für das Neue! Der Reformator der medizinischen Forschung!»

Koch wehrte ab. «Hören Sie auf, lieber Apotheker, stimmen Sie keine Lobeshymne an. Mir sind die Weisen, die ich auf meiner Zither spiele, lieber.»

X

Robert Koch wollte weiterarbeiten, es drängte ihn dazu, und er hätte nicht anders gekonnt. Die Aufgabe, die vor ihm lag, lautete: die Erreger auch anderer Krankheiten zu finden. Aber noch wußte er nicht, wo er ansetzen sollte. Da erhielt er den entscheidenden Anstoß beim Durchblättern der «Deutschen Medizinischen Wochenschrift». Darin beschrieb der Berliner Professor Gustav Fritsch, der mehrere Auslandsreisen und archäologische Expeditionen unternommen hatte, die wissenschaftliche Photographie. Koch überlegte: Wenn ich aufnehmen könnte, was ich unter dem Mikroskop sehe! Aber wie? Fritsch schrieb, daß er kleine Objekte sehr stark vergrößert auf die Platte gebracht hatte. Wo war es nur? Koch blätterte nach und las es noch einmal. Und dann überlegte er nochmals und fing an zu probieren, hielt die Linse der Kamera dicht an das Okular. Nichts zu sehen! Licht fehlte. Er mußte den Mikroskoptisch beleuchten! Künstlich? Zu wenig! Aber die Sonne! Koch blickte sich um. Da, der lange, schmale Spiegel neben dem Kleiderhaken! Er ging in das Arbeitszimmer, nahm den Spiegel von der Wand und stellte ihn an das Fensterkreuz, so daß er die Sonnenstrahlen auf den Tisch warf. Jetzt wieder die Kamera, die er vordem aus der Hand gelegt hatte. Das Bild war da! Aber verschwommen. Er mußte näher heran — nein, nein, weiter ab. Unschlüssig stand der Arzt. Vielleicht eine Röhre zwischen beide Linsen? Er klemmte den Apparat unter den Arm, griff zur Zeitung, rollte sie zusammen, versuchte es. Immer noch undeutlich. Vielleicht zu lang? Er schnitt ein Stückchen ab. So, schon besser! Noch einen Zoll! Und noch einen halben. Jetzt war das Bild klarer. Die Mikroben waren auf der Platte! Und entwickelt auf dem Papier! Sichtbar — für alle, die es anging.

Mit dem Zollstock nahm Koch genau Maß, ging am nächsten Tag zu einem Tischler, ließ sich eine Dunkelkammer in Form eines Schrankes und einen verstellbaren Kamerahalter bauen und vom Buchbinder der Stadt eine trichterförmige Röhre aus fester Pappe anfertigen.

Dann begann der Forscher mit seinen Mikroaufnahmen und entwickelte sie. Er freute sich wie ein Junge, als er seinen ersten Abzug in der Hand hielt, und lief damit zu seiner Frau in die Stube.

«Emmy, sieh mal meine Bakterien! Als wenn sie lebten!»

Die Angeredete, die ihr blaugestreiftes Sommerkleid bügelte, warf widerwillig einen kurzen Blick auf die Photographie. Mit Mißtrauen und

Abneigung hatte sie die Anschaffung der neuen Geräte verfolgt. Alles deutete darauf hin, daß Robert sich wieder ganz in seine Arbeit vergraben würde. Sie faßte das schwere Kohleisen fester und dachte: Was ich anschaffe, ist ihm völlig gleichgültig. Er sieht nicht, wenn ich neue Gardinen aufstecke, ihm ein anderes Hemd oder eine schöne Krawatte kaufe. Auch kümmert es ihn nicht, daß ich für größere Ausgaben monatelang sparen muß. Das Eisen zischte, Dampf stieg auf. Die Frau rückte das Kleid auf dem Brett zurecht. Und als ich dies Hellblaue zum ersten Mal trug, schien er es überhaupt nicht zu bemerken.

Koch war viel zu begeistert von dem gelungenen Versuch, als daß er Emmys Schweigen bemerkt hätte. Er hielt das Bild in Augenhöhe und betrachtete es wie eine Geliebte. «Es ist ein Mirakel, eine kleine Wunderwelt!» rief er aus.

Emmy konnte eine spöttische Bemerkung nicht unterdrücken. «Vielleicht ist es eher eine Mirage, ein Selbstbetrug!»

Koch ließ das Photo sinken und blickte seine Frau groß an. Dann wandte er sich um und ging wieder, setzte sich an seinen Schreibtisch und schrieb nieder, was er gefunden hatte und wie es dazu kam.

An den Sonnentagen fotografierte er weiter. Der erste Freudentaumel ging wieder in eine ruhige sachliche Haltung über. Koch betrachtete seine Bilder bald kritischer. Die einzelnen Bazillen einer Kolonie, die er auf Platte und Glanzpapier gebannt hatte, unterschieden sich zwar in den Formen, die Farbe aber war ein eintöniges Grau. Die Bilder mußten einprägsamer sein, wünschte sich der Forscher, im Aussehen stärker voneinander abweichen. Ich könnte sie farbig ausmalen — aber dann wären sie keine naturgetreuen Wiedergaben und kämen einer Zeichnung gleich. — Ob sich die Bazillen färben lassen? Es käme auf einen Versuch an!

«Ich brauche Farben!» verlangte er tags darauf in der Apotheke.

«Der Maler wohnt ein paar Häuser weiter.»

«Als ob der Farbe verkauft. Der will sie selber verpinseln.»

«Wollen Sie etwa Ihre Mäuse blau machen?»

«Dazu brauche ich nur Spiritus.»

Knechtel lachte und erhaschte gerade einen erstaunten Blick des jungen Provisors, der aufhörte, das Schweineschmalz mit dem Kräutersud zu vermengen, und den Kreisarzt kritisch von oben bis unten musterte. Der Apotheker schloß den obersten Knopf seiner Samtjacke und meinte:

«Wenn uns einer zuhört, würde er denken, wir stünden schon unter Alkohol. Und das am frühen Morgen! Kommen Sie in die Offizin, und erklären Sie sich näher, Doktor.»

«Haben Sie schon etwas von dem Kernfärbungsverfahren gehört?»

«Nein, aber mir geht ein Licht auf, Sie wollen Ihren geliebten Bazillen etwas Gutes antun und sie mit Anilin füttern. Was versprechen Sie sich davon?»

«Einen durchschlagenden Erfolg.»

«Und was dann mit der buntgewürfelten Gesellschaft?»

«Photographieren!»

«Aber die Camera obscura malt doch auch nur, wie schon der Name sagt, dunkel auf hell.»

«Doch mit gewissen Nuancen.»

«Hm», machte der Apotheker und schaute Koch geradezu bewundernd an. «Auf solche Gedanken können auch nur Sie kommen, Doktor. Da dürften Rot, Blau und Grün am kontrastreichsten sein.»

Auch dieses Experiment gelang dem Forscher, wenn auch erst nach langem Probieren in arbeitsreichen Tagen und unzähligen durchwachten Nächten. Seine Bildserie aus dem Reich der Mikroben war deutlicher, anschaulicher geworden. Er besah sich die einzelnen Aufnahmen, die er nebeneinander auf das Fensterbrett gelegt hatte, nahm ein Vergrößerungsglas, steckte es gedankenversunken in die Rocktasche zurück, drehte sich um, stellte sich vor das Mikroskop und kam zu dem Schluß: Die Bilder konnten nur so sein, wie sie die Linse wiedergab. Die aber war zu schwach, so wie das Negativ, das sich noch nicht zur Vervielfältigung eignete. Er brauchte aber gute, deutliche Bilder für seine Abhandlung über das «Verfahren zur Untersuchung, zum Konservieren und Photographieren der Bakterien», an der er gerade schrieb.

Aber was tun? Es gab nur eins: die Linsen im Mikroskop durch stärkere zu ersetzen, wie die Gläser einer Brille, wenn die Sehschärfe nachläßt. Sollte er das Mikroskop zu einem Optiker bringen? Nein! Aber da hatte doch Cohnheim damals in Breslau von dem Physiker und Professor Ernst Abbe aus Jena gesprochen, der im «Archiv für mikroskopische Anatomie» über die Mikroskopie geschrieben hätte. An den Mann mußte er sich wenden! Schreiben? Ihm alles auseinandersetzen? Der Professor würde Fragen stellen, und er müßte sie dann wieder schriftlich beantworten. Das alles war viel zu umständlich. Es blieb nur eines: hinfahren!

Emmy hatte eine schlaflose Nacht. Die geplante Reise Roberts nach Jena brachte sie erneut aus dem Gleichgewicht. Würde sie nie zur Ruhe kommen? Wegen einer Lappalie ließ Robert wieder tagelang Frau, Kind und Praxis im Stich. Sie wußte sich keinen Rat mehr und fühlte das dringende Bedürfnis, sich der Mutter anzuvertrauen. Eigenartig, aber sie war sich heute nicht so ganz sicher, wie die alte Frau das aufnehmen würde. Kürzlich hatte ihr die Mutter lang und breit von ihrem neuen Hausnachbarn geschrieben, einem Arzt. Sie waren nur durch die Obstgärten und ein kleines Waldstück voneinander getrennt. Als der neue Besitzer seinen Antrittsbesuch machte, stellte es sich heraus, daß er die Arbeiten ihres Schwiegersohnes kannte; er rühmte ihn sehr. Die Mutter brachte Emmy gegenüber ihren Stolz auf Robert zum Ausdruck und lobte sein Streben, im Leben vorwärtszukommen.

Emmy wiederholte in Gedanken: Streben — vorwärtskommen. Wenn es doch so wäre! Von Arbeitswut ist er besessen, die gar keinen Sinn hat. Die Mutter weiß nicht, wie ich darunter leide. Ich muß mit ihr sprechen. Ja, ich fahre mit dem Kind zur Mutter! Ob Robert uns vermissen wird? Das geschähe ihm nur recht. Er muß doch endlich zur Vernunft kommen!

Im Zimmer war es warm. Die Frau schob das Deckbett zurück, nestelte an der gestärkten, blütenweißen Nachtjacke, öffnete den oberen Knopf am Halskragen und drehte sich im Bett Robert zu. Die silberne Mondsichel am sternenklaren Nachthimmel schien durch das weit geöffnete, breite Fenster und beleuchtete das gutmütige Gesicht ihres Mannes. Er schlief ruhig. Sein leiser Atem ging gleichmäßig. Als Emmy ihn so friedlich schlafen sah, begann sie zu weinen und barg ihren Kopf in den weichen Kissen. Sie schluchzte: «Wenn ich dich doch bloß von dieser Spielerei abbringen könnte! Mutter muß mir dabei helfen! Ich will ihr mein Herz ausschütten. Sie wird mich verstehen!»

Zwei Tage darauf fuhren Emmy und Töchterchen Trude zur Großmutter nach Clausthal. Robert nahm Urlaub, packte seine Reisetasche, wickelte das Mikroskop sorgfältig ein und ließ sich von Emil nach Lissa zur Bahnstation fahren. In einer Woche sollte der Kutscher ihn wieder vom Abendzug abholen.

Pünktlich war Emil zum verabredeten Zeitpunkt zur Stelle. Er wunderte sich, daß der Herr Amtsarzt dem Braunen ein Stückchen Zucker ins Maul schob und ihn selber mit einem Lachen begrüßte. Dann mußte er ein Dutzend Fragen über sich ergehen lassen, bevor er sich untertänigst

erkundigen konnte, ob der Herr Amtsarzt eine gute Reise gehabt hatte.

«Ja, Emil, eine sehr gute! Habe alles erledigen können, was ich wollte.» Ganz gegen seine Gewohnheit sprach Koch heute über seine Angelegenheiten zum Kutscher, der das überhaupt nicht verstehen konnte. Aber er mußte sich seine Freude vom Herzen reden. «Der Professor Abbe ist ein liebenswürdiger Gelehrter. Er hat in seiner Werkstatt bei Zeiß ganz neuartige Linsen in mein Mikroskop bauen und einen Beleuchtungsapparat anfertigen lassen. Dann habe ich mir Jena angesehen und auch einen Abstecher nach Weimar gemacht. Es waren abwechslungsreiche Tage.»

Emil erwiderte: «Und nun werden Herr Amtsarzt wieder am Tage im Zimmer hocken und die halben Nächte Licht brennen.»

«Ja, Emil, darauf freue ich mich schon.»

Koch beendete seine Abhandlung und legte anhand eines vorzüglichen mikrophotographischen Bildmaterials dar, «daß die photographische Platte überhaupt das mikroskopische Bild besser oder vielmehr sicherer wiedergibt, als es die Netzhaut des Auges zu empfinden vermag».

Wenig zufrieden mit dem Ergebnis ihrer Reise kam Emmy Koch aus Clausthal zurück. Die Mutter hatte ihren Standpunkt auch jetzt vertreten und die Klagen und Einwände der Tochter als kleinlich und engherzig, ja egoistisch abgetan.

«Du hast einen vortrefflichen Mann. Seine Arbeit, sein Forschen ist nicht nur Liebhaberei. Sie gehören zu seinem Beruf und sind zugleich Vorsorge für eure Zukunft. Das darfst du nicht vergessen. Im übrigen hat er sich nicht nach dir, sondern du hast dich nach ihm zu richten. Bedingungslos. Ich brauche wohl die dir bekannten Bibelsprüche nicht zu wiederholen, die dir dies vorschreiben.»

Emmy hatte zu diesen Worten, die sie als hart empfand, geschwiegen. Niedergeschlagen vergrub sie sich nun immer mehr in ihre Einsamkeit.

In dieser Zeit, als die gelben Pflaumen und die Frühäpfel im Garten reiften, fand Robert Koch in den «Beiträgen» gleichsam als Erwiderung auf seine «Ätiologie» einen Aufsatz von Louis Pasteur. Ohne auch nur mit einem Wort auf Kochs exakte wissenschaftliche Forschungsergebnisse einzugehen, gab der Gelehrte eine neue Theorie über die Entstehung der Milzbrandseuche bekannt: Das Weidevieh stecke sich dadurch an, daß Regenwürmer die Keime der Krankheit aus der Erde an die Oberfläche

brächten. Koch schüttelte beim Lesen immer wieder den Kopf. Als er die Seite umblätterte, fand er einen kleinen beigelegten Zettel: «Lieber Koch, erbitte Entgegnung fürs nächste Heft. In Eile. Ihr Cohn.»

Koch fiel es nicht schwer, diese falsche Theorie zu widerlegen. «An dieser Pasteurschen Lehre von der Milzbrandätiologie ist nur wenig neu, und dies Neue beruht auf Irrtümern.»

Auch Apotheker Knechtel las die Pasteurschen Ausführungen und ging am Abend zu Koch.

«Haben Sie schon einmal solchen Unsinn gehört, Herr Koch?» rief er aus, noch bevor er die Wohnung betreten hatte.

Koch faßte die dargebotene Rechte mit beiden Händen und lachte.

«Regen Sie sich nicht auf, Verehrtester, meine Forschungsergebnisse sind dadurch nicht zu erschüttern.»

«Aber widerlegen müssen Sie es!» drängte Knechtel.

Koch zog den Apotheker auf einen Stuhl. «Ich hätte es vielleicht nicht getan, aber Professor Cohn bat mich darum. Ich habe es kurz und schmerzlos gemacht. Ich bin nicht gesonnen, mich mit den Koryphäen der Wissenschaft in einen Papierstreit einzulassen, weder mit Virchow noch mit Pasteur; beide sind ja wirklich einzigartige Gelehrte.»

«Aber die andern versuchen, die Klinge mit Ihnen zu kreuzen. Alles stürzt sich jetzt auf die Bakterien.»

«Ja», erwiderte Koch, «diese Art von Literatur ist wie ein trüber Strom angeschwollen. Doch das ist wohl immer so. Kommt etwas Neues auf, das die hergebrachten Anschauungen über den Haufen wirft, versucht das Alte, es fortzuschwemmen oder doch wenigstens zu verwässern.»

Emmy machte ein süßsaures Gesicht, als sie den Apotheker begrüßte. Sie war nicht gut auf ihn zu sprechen; in ihm sah sie denjenigen, der ihren Mann stets in seinen unnützen Arbeiten bestärkte. Nein, sie wollte heute nicht geduldig danebensitzen, wenn die beiden bei ihrem Gespräch sie und die Umwelt vergaßen. Als Robert sie bat, ein Glas Wein mit ihnen zu trinken, lehnte sie ab und zog sich zurück.

Robert schenkte sich und dem Apotheker ein, und Knechtel prostete ihm zu.

«Wirklich, lieber Koch», sagte er, als er das Glas langsam auf den Tisch zurückstellte, «ich habe alles, was neuerdings offen oder versteckt über die Bazillen geschrieben wurde, verfolgt.»

Koch blickte den alten Herrn erstaunt an.

«Da wird nach Buchners und Nägelis Vorbild behauptet, die Bakterien verändern sich ständig, passen sich stets den sie umgebenden Lebensbedingungen an, indem sie ihre Formen wandeln und auch ineinander übergehen», fuhr Knechtel fort.

Robert Koch saß zurückgelehnt auf seinem Stuhl. «Das ist auch eine der irrigen Vorstellungen, die die Bakterienforschung hemmen.»

«Die Theorie wäre geeignet, Ihre Forschungsergebnisse zu untergraben.»

«Nein!» Koch richtete sich steil auf. «Mit Hilfe des Anthrax wird es gelingen, sie ad absurdum zu führen. Die Milzbrandbakterien haben ihre unwandelbare feste Form, das können die Zweifler auf meinen Bildern sehen. Ebenso hat jede Art ihre Gestalt und Größe — kurz, ihre Eigenart. Das ist ganz sicher, und es wird sich nachweisen lassen.»

Koch erhob sich, er hatte einen grüblerischen Gesichtsausdruck. Knechtel bemerkte, daß seinen jungen Freund etwas beschäftigte. So stand auch er auf und verabschiedete sich.

Koch dachte: Knechtel hat recht! Die Artverschiedenheit der Bakterien muß weiter untermauert werden. Was weiß man von den Erregern der Pyämie, der Septikämie, die in das Blut eindringen und es vergiften, von den Gangränen, den Phlegmonen, die den Brand in die Gewebe und Zellen tragen, dem Erysipel, der Gesichts- und Wundrose? Was ist von den infektiösen Wundkrankheiten bekannt? Daß sie da sind und man sich dagegen schützen kann, das haben Semmelweis, Pasteur, Lister und Bergmann festgestellt. Aber woher sie kommen, was sie verursacht, das ist unbekannt.

Robert Koch war im Zimmer auf und ab gegangen. Jetzt blieb er plötzlich stehen und sagte laut: «Morgen fange ich an!»

Klein-Trudes Lieblinge, die Mäuse und die Kaninchen, die sie mit versorgte, hatten bis jetzt eine gute Zeit gehabt. Doch nun begann der Papa wieder zu arbeiten. Manche Träne vergoß sie, wenn sie bemerkte, daß dies oder jenes ihrer Tierlein fehlte. Aber sie schickte sich drein, denn Papa hatte ihr lange und ausführlich erklärt, warum es nötig sei. Wenn sie auch nicht alles verstand, merkte sie doch, daß die Tiere einem guten Zweck zuliebe starben, und gab sich zufrieden.

Die zusätzliche neue Arbeit Kochs dauerte den Herbst und den ganzen Winter über und weiter, bis es wieder Sommer und Herbst wurde. Dann schrieb Koch nieder, was er unter dem Mikroskop gefunden hatte.

Anfang des Jahres 1878 trug er seine Forschungsergebnisse auf der 51. Tagung der «Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte» in Kassel vor. Sein Resultat lautete, «daß die zahlreichen Befunde von Mikroorganismen bei Wundinfektionskrankheiten und die damit im Zusammenhang stehenden experimentellen Untersuchungen die parasitische Natur dieser Krankheiten wahrscheinlich machen».

Im offiziellen gedruckten Versammlungsbericht der Tagung wurde Kochs Vortrag überhaupt nicht erwähnt. Der Widerstand des Alten gegen das Neue machte sich auch hier bemerkbar. Kochs Arbeit «Untersuchungen über die Ätiologie der Wundinfektionskrankheiten», die er durch «Neue Untersuchungen über die Mikroorganismen bei infektiösen Wundkrankheiten» ergänzte, erschien dann in der «Deutschen Medizinischen Wochenschrift».

Robert Koch saß vor seinem Schreibtisch. Die Sprechstunde hatte noch nicht begonnen, vom Flur her war jedoch schon leises Gemurmel zu hören. Der Doktor nahm ein Aktenstück aus dem Haufen der unerledigten Arbeitsmappen. Da stieß er an das Stethoskop, das umfiel und ein Veilchensträußchen in einer kleinen Vase streifte. Koch stellte das Hörrohr wieder auf. Sein Blick blieb an den blauen Frühlingsboten haften. «Viola odorata», murmelte er. Wie lange war es her, seitdem er sie gepflückt, gepreßt und in sein Herbarium eingeordnet hatte. Der Mann sog den zarten, feinen Duft der Blüten ein. Jetzt war seine kleine Tochter bereits in dem Alter und sammelte Blumen und Schmetterlinge. «Die schönsten Veilchen habe ich dir geschenkt, Pap!» hatte sie gestern zärtlich zu ihm gesagt. Er nahm sich vor, wieder öfter mit Trudchen hinauszu-
laufen vor die Stadt und an den See. Ein Lächeln lag um seinen Mund.

Da trat Emmy ins Zimmer.

«Robert, ein Bote vom Landratsamt war eben hier. Ich habe ihn gleich abgefertigt. Er bestellte, der Herr Landrat lasse dich bitten, nach der Sprechstunde zu ihm aufs Amt zu kommen. Was mag er denn wollen?»

Koch sah Emmy über die Brille an. «Was weiß ich? Vielleicht eine Krankenhaussache. Ich hatte für eine Abteilung neue Betten beantragt.»

Emmy war mit ihren Gedanken bei der kommenden Abendgesellschaft. «Robert», bat sie, «du könntest dich bei dieser Gelegenheit erkundigen, ob Herrn von Unruhe der Donnerstag über acht Tage angenehm wäre.»

«Wozu?» fragte Koch.

Emmy verzog ihren Mund und zog die Augenbrauen hoch.

«Ach so, ich weiß schon», antwortete der Mann schnell.

«Der Herr Landrat läßt bitten!» Ein subalternen Beamter öffnete die Tür und ließ den Amtsarzt eintreten.

Koch ging auf Unruhe zu, um ihn zu begrüßen. Der erhob sich aber nur leicht hinter seinem breiten Diplomatenschreibtisch, verbeugte sich und lud mit einer stummen Handbewegung den Besucher zum Sitzen ein.

Koch nahm Platz und dachte: Was soll dieser frostige Empfang?

Der Landrat schlug einen Aktendeckel auf, nahm ein Schreiben heraus, hielt es hoch, überflog Kopf und Anschrift, räusperte sich und las vor: «... wird der Kreisphysikus Dr. Robert Koch mit Wirkung vom 1. April anni currentis als Stadtphysikus nach Breslau versetzt. Das Gehalt von sechshundert Talern pro anno... und so weiter...» Herr von Unruhe erhob sich und reichte Koch, der ebenfalls aufgestanden war, den Brief.

«Damit wäre mein Auftrag erledigt, Herr Kreisphysikus. Doch in Anbetracht des freundschaftlichen Verhältnisses, das unsere Familien seit Jahren pflegen, möchte ich Ihnen noch sagen, daß ich — äh — ein wenig schockiert bin über die Art Ihres Weggangs. Sie haben mir gegenüber nie ein Sterbenswörtchen verlauten lassen...»

Robert Koch war so betreten, daß er sich wieder auf den Stuhl zurückfallen ließ und dabei auf das Schreiben in seiner Hand starrte. Dann sah er den Landrat an, der mit unbeweglichem Gesicht und in der Haltung eines Gardeoffiziers außer Dienst dandand.

«Entschuldigen Sie, Herr von Unruhe, aber das hier», er streckte die Hand mit dem Ministerialerlaß vor, «verstehe ich nicht. Warum in aller Welt soll ich nach Breslau?»

Jetzt war es an Unruhe, ratlos zu sein. Er griff schließlich nach der Zigarrenkiste, öffnete sie und trat dicht vor Koch hin, indem er sagte: «Rauchen wir uns erst einmal eine Brasil an, Doktor.»

Als beide die Zigarren in Brand gesetzt hatten, fragte der Landrat: «Nun sagen Sie mir nur eines, wer hat uns diesen Streich gespielt?»

Koch schwieg. Er konnte es sich wohl denken: Gewiß hatten die Breslauer Berlin so lange mit Eingaben bombardiert, bis ein Ministerialbeamter etwas unternehmen mußte.

Da fuhr Unruhe fort: «Es steht Ihnen frei, abzulehnen. Ein Wort von Ihnen, und ich mache den Herren in Berlin klar, daß Sie in Bomst unabhkömmlich sind.»

Am liebsten hätte Koch gleich zugesagt. Aber er wollte nichts ohne Emmy entscheiden und auch die Breslauer nicht vor den Kopf stoßen. So antwortete er zögernd: «Ich werde es mir überlegen.»

Ohne noch Krankenbesuche zu machen, ging er geradewegs nach Hause. Emmy kam ihm schon entgegengeläufen.

«Haben Unruhes zugesagt?» Sie dachte an ihre Abendgesellschaft.

Statt einer Antwort zog Koch das amtliche Schreiben aus der Seitentasche seines Rockes und reichte es seiner Frau.

Emmy war so freudig überrascht, daß sie ihrem Mann um den Hals fiel und rief: «O Bob, das ist aber eine gute Neuigkeit!» Dabei bemerkte sie gar nicht, daß sein Gesicht unbeweglich ernst blieb.

Als sie ihn wieder freigab, dachte er: Wohl seit einem Jahrzehnt hat sie mich nicht mehr «Bob» genannt. Was muß diese Nachricht in ihr ausgelöst haben! Ihm wurde klar, was er anrichten würde, wenn er die Versetzung nach Breslau ausschlug.

Emmy sagte aufgeregt: «Das wird ein Leben! Du kriegst dort ein höheres Gehalt! Ob wir eine schöne Wohnung bekommen? Die Professorenfrauen sind sicher sehr nett! Einige Möbelstücke brauchten wir allerdings noch! Das Kind kann aufs Lyzeum gehen! Und du», fügte sie schnell hinzu, als sie sah, daß ihr Mann ratlos und still dastand, «du kannst im Laboratorium der Universität deine Studien fortsetzen!» Dann rannte sie hinaus, «Julka, Julka» rufend.

Das Mädchen kam aus der Küche. «Frau Doktor . . .!»

«Julka, wir ziehen nach Breslau! Du kommst natürlich mit! Frage schon mal herum, wer Hühner kauft und . . .»

Dank Julkas Schwatzhaftigkeit verbreitete sich die Nachricht schnell. Koch nahm Glückwünsche entgegen und Worte der Bewunderung.

Er hatte sich allmählich doch mit der Aussicht befreundet, seine Forschungen unter weit besseren Umständen fortsetzen zu können, auch würden die zeitraubenden Fahrten ins Kreisgebiet fortfallen. Dann kamen ihm wieder Bedenken: Hatte es Emmy mit ihrem Hinweis auf das Labor ehrlich gemeint? Würde sie sich dort mit seiner zusätzlichen Arbeit abfinden? Was für ein angenehmes eheliches Verhältnis könnte sich daraus entwickeln! Er mochte einem düsteren Gedanken keinen Raum geben, der in ihm aufstieg: Stets erwies sich nur die Entscheidung als richtig, die er aus dem ersten Impuls heraus traf. Und diesmal hatte es ihn dazu getrieben, abzulehnen.

Der Arzt mußte lächeln. Bin ich ein altes Weib? Er strich sich mit der Hand über das Haar und dachte: Ich bin doch überarbeitet. Luftveränderung wird auch mir guttun.

Eine Woche darauf traf die Bestätigung und die Einweisung in die Dienstwohnung vom Breslauer Magistrat ein.

Zu dem von Emmy festgesetzten Abend kam bei Kochs die von ihnen geladene Gesellschaft zusammen.

Die Damen plauderten nur von dem bevorstehenden Umzug. Die Frau des Hauses strahlte und redete begeistert von der Zukunft. Sie wurde mit guten Ratschlägen überhäuft, wurde bewundert und beneidet. Bevor die Herren nach dem Kaffeetrinken am Spieltisch Platz nahmen, zog der Landrat den Gastgeber ans Fenster.

«Hören Sie, Doktor», sagte er schmunzelnd, «ich glaube nun doch, daß Sie den Adam spielen . . .» Als Koch ihn verständnislos anblickte, fuhr er liebenswürdig fort: « . . . und in den Ihnen gereichten sauren Apfel beißen müssen.»

Koch nickte. «Das glaube ich auch. Immerhin, Herr von Unruhe, möchte ich meinerseits mit Goethe hinzufügen: «Halb zog sie ihn, halb sank er hin . . .»

«So, so», lachte Unruhe, «das Unbekannte lockt auch in dieser Gestalt. Na gut! Glück aber wünsche ich Ihnen nicht zu Ihrem Entschluß, dazu bin ich zu egoistisch. Ich hege nach wie vor die Hoffnung, daß Sie hierbleiben — oder doch wiederkommen. Für alle Fälle, das möchte ich ausdrücklich betonen, lieber Doktor, halte ich Ihnen die Stelle frei, solange es möglich ist. Auch Ihre Wohnung. Der Kutscher kann sich um Haus, Stall und Garten kümmern.»

Robert Koch war über so viel Anhänglichkeit gerührt. Verstohlen griff er nach der Rechten des Landrates und sagte leise: «Ich danke Ihnen!»

Die Breslauer Gelehrten, die sich so sehr für den Forscher Robert Koch eingesetzt hatten, daß der Minister in Berlin, um die Flut der schriftlichen Eingaben zu dämmen, schließlich die Versetzung verfügte, sorgten nun durch die Tageszeitung dafür, daß sein Name und seine Arbeiten in der Stadt bekannt wurden. Doch sie brachten mit diesen Veröffentlichungen dem Arzt Robert Koch ungewollt ein Danaergeschenk.

«Hast du von dem neuen Doktor gelesen, den sie aus Wollstein wegge-lobt haben?» fragte Frau Milowisz ihren Mann.

«Tüchtiger Arzt!» brummte der Gymnasialprofessor.

«Pah, tüchtig! Meinst du ernstlich, ich ginge zu dem Mann in die Sprechstunde? Frau Regierungsrat Switalski meinte heute nachmittag auch, sie würde ihre beiden Kinder nicht von dem Doktor untersuchen lassen.»

«Und warum nicht?»

«Sie denken alle wie ich! Wir sollen uns wohl infizieren lassen von diesen Bakterien, mit denen er dauernd herumexperimentiert!»

«Dann müßte der Mann schon längst selber daran zugrunde gegangen sein», versuchte Milowisz seine Frau zu beruhigen.

«Aber hör mal», empörte sich seine bessere Hälfte. «Frau Rechtsanwalt Maibaum erklärte glattweg, das grenze an Fahrlässigkeit. So eine Arztpraxis müßte verboten werden!»

So dachten viele Familien in den gutsituierten Kreisen, und es sprach sich schnell herum, daß dieser praktische Arzt zu meiden sei. Andere Breslauer Bürger folgerten: Entweder ist Koch ein Arzt oder ein Forscher, beides zusammen verträgt sich nicht! Wer Tage und Nächte im Laboratorium zubringt, interessiert sich nicht für die Praxis.

Ahnungslos wartete Robert Koch auf Privatpatienten, doch sein Sprechzimmer blieb leer. Emmy stellte bald fest, daß der Lebensunterhalt in der Großstadt teuer war. Alle ihre schönen Träume zerflossen in der rauen Wirklichkeit. Ihr Mann bekam zwar doppelt soviel Gehalt wie in Wollstein, doch die Ausgaben waren dreimal so hoch. Im geheimen machte sie sich jetzt Vorwürfe über ihren voreiligen Enthusiasmus und ging ihrem Mann aus dem Weg, wenn sie ihn tatenlos herumsitzen sah. Sein Mikroskop lag noch eingepackt in der Kiste, und im Labor der Universität war er nur einmal für eine halbe Stunde gewesen. Augenscheinlich lief auch das nicht so, wie er es sich gedacht hatte. Und Trudchen weinte viel. Sie kam in der Schule im Unterricht nicht gut mit, und die Mädchen lachten über die Neue vom Lande. Offensichtlich vermißte sie auch den Garten, die Tiere. Julka fühlte sich gleichfalls nicht wohl, sie hatte Heimweh und jammerte immerzu in der Küche.

Doch Emmy tröstete sich mit dem Gedanken: Robert wird schon alles einrenken! Das geschah dann auch, aber anders, als sie gedacht hatte. Anfang Juni schrieb Koch an das Ministerium nach Berlin und an den Landrat des Kreises Bomst und bat, am 1. Juli seinen Dienst in Wollstein wieder antreten zu dürfen.

Herr von Unruhe ließ die Kochsche Familie von Lissa abholen. Als der Wagen in Wollstein einfuhr, liefen die Menschen auf den Straßen zusammen und begrüßten mit Winken und lauten Zurufen «ihren Doktor».

Am Abend veranstalteten sie auf dem Weißen Berg einen Fackelzug.

In Berlin lebte ein Gelehrter, der Robert Kochs Arbeiten verfolgte und dessen Verdienste um die Bakteriologie zu würdigen wußte. Es war der Direktor des 1876 errichteten Kaiserlichen Gesundheitsamtes, Geheimer Obermedizinalrat Dr. Struck. Auf seinen Vorschlag wurde der Kreisphysikus von Bomst zum 1. Januar 1880 zum außerordentlichen Mitglied des Kaiserlichen Gesundheitsamtes in Berlin gewählt. Als ein halbes Jahr später eine frei gewordene Stelle zu besetzen war, schlug er den Doktor Robert Koch vor:

«... Bei der Wahl dieses Mannes habe ich vorzugsweise den Zweck vor Augen gehabt, für die genannte Stelle nicht allein einen praktisch erfahrenen, an strenge Arbeit gewöhnten und dienstlich geschulten Medizinalbeamten zu gewinnen, sondern auch die sich darbietende Gelegenheit zu benutzen, um dem bei der ersten Zusammensetzung des Gesundheitsamtes nicht hinreichend gewürdigten Bedürfnis eines durchaus auf der Höhe stehenden Fachmannes für experimentelle Pathologie und mikroskopische Technik Rechnung zu tragen...

Es kann daher als ein glücklicher Zufall betrachtet werden, daß Herr Koch, einer der hervorragendsten Forscher auf diesem Gebiete, zugleich ein tüchtiger, strebsamer und erfahrener Medizinalbeamter ist und für die genannte Stelle leicht zu gewinnen sein würde.

Derselbe hat sich durch seine gründlichen und mit einem staunenswerten Fleiße bis zur Endgültigkeit durchgeführten Arbeiten über die Entstehung der Milzbrandkrankheiten und über die Wundinfektionskrankheiten die allgemeine Anerkennung im Kreise der Fachgelehrten erworben. Was aber mehr noch für ihn spricht, ist, daß er es möglich zu machen gewußt hat, die genannten, viel Zeit und Kraftaufwand erfordernden Arbeiten inmitten einer anstrengenden Tätigkeit als Kreisphysikus und praktischer Arzt in so befriedigender Weise zu Ende zu führen...»

Daraufhin erfolgte die Ernennung Robert Kochs zum Regierungsrat und seine Versetzung nach Berlin.

Als der Landrat vom Bomst seinem Kreisphysikus die Urkunden aushändigte, drückte er ihm beide Hände.

«Diesmal, mein lieber Regierungsrat, beglückwünsche ich Sie von ganzem Herzen. Jetzt haben Sie endlich den Ihnen gebührenden Platz erhalten. Nun brauche ich Ihnen das Wollsteiner Amt und Haus nicht mehr frei zu halten. Wir werden uns in Berlin wiedersehen!»

Den Abschiedsbesuch in der Apotheke hob sich Koch bis zuletzt auf. Er fiel ihm am schwersten.

«Mein lieber junger Freund», sagte Knechtel bewegt, «ich bin stolz auf Sie! Ich werde immer mit Ihnen verbunden bleiben durch Ihre Arbeiten, Ihre Veröffentlichungen und mich mit Ihnen über Ihre Erfolge freuen. Möge in Ihrem weiteren Leben alles gut gehen!»

XI

Die Eheleute traten aus ihrem herrschaftlichen Hause. Emmys Blick glitt noch einmal an ihrem beigefarbenen Kleid entlang. Sie rückte an den Falten der Turnüre, strich mit der einen Hand über die knappsitzende, lange Taille mit den verzierten Schößen, während die andere Hand einen hellen Sonnenschirm und einen seidenen, bestickten Pompadour hielt, und warf einen Blick in die Schaufensterscheibe, um den Sitz ihres kleinen, blumenbesäten Strohhutes zu prüfen. In ihrem fast schleppenden, engen Rock trippelte sie neben ihrem mit schwarzem Gehrock und steifem Hut würdig bekleideten Mann her.

Die frühe Nachmittagssonne stand hinter den hohen Häusern. Langsam gingen sie die Chausseestraße hinunter bis zur Ecke Invalidenstraße, einer Haltestelle der Pferdebahn. Nachdem Emmy eingestiegen und in Richtung Unter den Linden abgefahren war, bog Robert rechts ein und erreichte nach wenigen Minuten das Neue Tor und die Luisenstraße.

Hier, zwischen der kleinen St.-Philipp-Kirche und der Tierärztlichen Hochschule, lag das Kaiserliche Gesundheitsamt, seine neue Wirkungsstätte.

Der Pförtner stand vor der Tür, machte höflich Platz und wünschte einen guten Tag.

Als Koch den Gruß freundlich erwiderte, wagte der Mann hinzuzu-

fügen: «Ick hab' mir 'n bißken in de Sonne jestellt. Man kricht so wenig davon ab.»

Koch nickte und dachte an die engen, dunklen Hinterhöfe der rauchgeschwärzten Häuser, an denen er in der letzten Woche mit der Pferdedroschke vorbeigefahren war.

Er öffnete eine Tür im Erdgeschoß und trat in sein Arbeitszimmer, das einfenstrig und verhältnismäßig klein war. Ursprünglich sollte es als Vorratskammer dienen, und man hatte es für den Regierungsrat aus der Provinz eingerichtet, weil die größeren Räumlichkeiten im ersten Stock bereits unter die übrigen höheren Beamten aufgeteilt worden waren. Robert Koch machte es nichts aus. Ihn interessierte allein der breite Schrank, der alles enthielt, was für ein reichlich ausgestattetes chemisch-hygienisches Laboratorium erforderlich war.

Der Regierungsrat trat an das kahle Fenster und blickte hinüber zu den Gebäuden und Anlagen der Charité, die er von seinen Berliner Studienmonaten her kannte. Virchow, dachte er, nun bin ich ihm doch nahe gerückt. Äußerlich wenigstens. Er hätte mich bestimmt in Wollstein einrostet lassen, wenn Struck nicht gewesen wäre. In diesem Augenblick klopfte es, und Struck trat ein.

«Der Pförtner sagte mir, Sie seien schon hier. Pünktlich und gewissenhaft wie immer.»

«Aber, Herr Geheimrat . . .»

«Doch, doch, sonst hätten Sie auch nie fertigbringen können, was Sie der Welt vorlegten.»

Koch wurde verlegen.

Struck sah es. «Auch das muß einmal gesagt werden, lieber Kollege. Und auch jetzt, das weiß ich, werden Sie weiter streben, unser Amt wird für Sie kein Abschluß, sondern ein neuer Anfang sein. Darum werde ich Sie auch nicht mit irgendwelchem Aktenkram behelligen, dazu habe ich genügend höhere Gehaltsempfänger. Sie sollen vollkommen frei über Ihre Zeit und das Laboratorium verfügen. Es sind Ihnen außerdem noch zwei Assistenten, junge Militärärzte, bewilligt worden.»

Koch verbeugte sich dankend. Am liebsten hätte er sich gegen die Mitarbeiter gewehrt. Gewohnt, allein zu forschen und die Versuche so oft und so lange zu wiederholen, wie es ihm richtig erschien, sollte er sich jetzt wohl auf die Finger sehen lassen und vielleicht sogar junge Ärzte in der Bakteriologie ausbilden.

Der Geheimrat spürte, was in Koch vorging. Wohlwollend und väterlich sagte er zu ihm: «Lehnen Sie die Hilfe nicht ab! Sie werden sie brauchen. Es geschah auf meinen Wunsch hin. Denn ich weiß, welche ungeheure Kleinarbeit bei Ihren Untersuchungen nötig ist. Übrigens habe ich einen der Assistenten persönlich für Sie ausgesucht, den Doktor Loeffler, der schon fast ein Jahr in meinem Ressort tätig war. Er ist mit dem Verwaltungsbetrieb gründlich vertraut und kann Ihnen bei der Beschaffung von fehlendem Material behilflich sein. Der andere, Doktor Gaffky, kommt aus dem Lazarett und ist besonders an der inneren Medizin interessiert.»

Jetzt verklärte sich Kochs Gesicht, und er bedankte sich warm bei seinem Vorgesetzten.

Als Struck die Tür hinter sich geschlossen hatte, dachte er: Dieser Koch möchte sich am liebsten einkapseln. Aber er braucht Bewegung, Leben. In seinem Zimmer angekommen, ließ er Loeffler rufen.

«Sie stehen ab sofort dem Regierungsrat Koch zur Verfügung. Melden Sie sich bei ihm.»

Loeffler kannte, dank Struck, Robert Kochs Veröffentlichungen. So war die erste Brücke zwischen beiden geschlagen.

Am nächsten Morgen stellte sich der zweite Mitarbeiter vor: «Gaffky, Assistenzarzt, kommandiert . . .»

Loeffler, der mit Koch am Tisch saß, mußte lächeln. Der etwas zu enge und zu kurze Zivilrock paßte nicht zu der straffen, soldatischen Haltung.

Da unterbrach Koch den jungen Arzt schon und reichte ihm die Hand. «Es ist zwar nicht viel Platz hier bei mir, aber machen Sie es sich trotzdem bequem.»

Gaffky begrüßte auch Loeffler, setzte sich und wartete auf die Anrede seines Vorgesetzten.

Koch wollte schon in der vor ihm liegenden Nummer der «Medizinischen Wochenschrift» weiterlesen, da sah er Gaffky an.

«Sie sind Hannoveraner?»

«Herr Geheimrat wissen . . .»

«Nichts weiß ich. Aber ich höre es. Ihre Sprache verrät es mir. Ich bin zwar im südlichsten Zipfel des ehemaligen Königreiches geboren, habe mich aber lange genug in Göttingen und in der Nähe von Hannover aufgehalten.»

Über Gaffkys Gesicht huschte ein freudiger Schein. «Ich bin tatsächlich

vor dreißig Jahren in Hannover geboren. Waren Herr Regierungsrat etwa auch auf der Alma mater in Göttingen?»

«Ja, das auch. Aber eins vorweg: Wenn Sie mich unbedingt Titulo pleno beehren wollten, so scheuen Sie sich wenigstens nicht vor dem «Sie» in der Anrede.»

Koch hatte sich wieder hingesezt und sah sich im Zimmer um. Sein Blick blieb an den beiden Assistenten haften, die erwartungsvoll dastanden. «Ja, meine Herren, nun wollen Sie mit mir arbeiten. Aber auch ein Forscher kann sich nichts aus den Ärmeln schütteln. Zunächst müssen wir es uns hier heimischer machen. Es fehlt noch so manches: vor dem Fenster ein niedriger, länglicher Mikroskopiertisch, hier und dort an der Wand — das Kaiserbild hängen wir neben den Ofen — je ein Regal, ein drehbarer Schemel...»

Loeffler und Gaffky taten erstaunt. Koch blickte die beiden über die Brille hinweg an. «Nein, nein, keinen Klaviersessel, Pianoforte kann ich nicht spielen, dann noch eine Lampe. Eine hohe Zuglampe. Und schließlich Versuchstiere, ein Dutzend weiße Mäuse, drei bis vier Kaninchen.»

Loeffler nickte. Er fühlte sich angesprochen und wußte auch, daß alles notwendig war. Gaffky zog ein langes Gesicht.

«Rümpfen Sie nicht die Nase, lieber Kollege. Sie werden sich noch an manches gewöhnen müssen», erklärte Koch. «Stallhasen oder besser Kistenhasen sind mit ihren Ausdünstungen immer noch angenehmer als Dysenterie im Lazarett.»

So vergingen die ersten Tage mit dem Einrichten, und man lernte sich näher kennen.

Alle diese Umstände hatten Robert Koch längere Zeit von seinen Arbeiten abgehalten. Aber es bedurfte nur eines leisen Anstoßes, um seine Gedanken wieder in Fluß zu bringen. Eines Morgens betrat er als erster sein Arbeitszimmer. Er öffnete das Fenster. Dabei fiel etwas auf den Tisch. Koch nahm es in die Hand: eine halbe gekochte Kartoffel. Der Labor-diener hatte sie wohl aus Versehen liegenlassen. Koch wollte das Kartoffelstück schon in die Kaninchenkiste werfen, da fiel sein Blick auf die Schnittfläche. Er glaubte kleine Tröpfchen zu sehen und griff zum Glas. Tatsächlich! Graue, braune, rote, gelbe, violette Tupfen. Runde und halbkugelige. Was war denn das?

Als Loeffler und Gaffky kamen, saß Koch vor dem Mikroskop. Er erhob sich und wies auf das Okular. «Bitte, sehen Sie sich das an!»

Loeffler setzte sich. «Bazillen! Runde und . . . nein, alle haben die gleiche Form!»

Gaffky bestätigte es.

Die Assistenten blickten gespannt auf ihren Vorgesetzten.

Der erklärte: «Ein Tröpfchen von dieser Kartoffelscheibe. Sie hat die ganze Nacht auf dem Fensterbrett gelegen. Aber nun die andern!»

Koch tupfte auf einen Objektträger einen Tropfen reines Wasser, löste mit der Spitze eines angeglühten Platindrahtes ein weiteres Tröpfchen von der Kartoffel, mischte es in das Wasser, legte ein Deckgläschen darüber und schob es unter das Mikroskop. Wieder unzählige Bazillen, diesmal stäbchenförmig. Im nächsten waren winzige Spiralen zu sehen.

Koch sprach leise vor sich hin, wie früher, als er allein war. «Diese Bakterien stammen aus der Luft. Sie blieben aber isoliert, flossen nicht ineinander über wie in Flüssigkeiten! Der feste Nährboden, wenn er haltbar und durchsichtig wäre, könnte geradezu den Schlüssel abgeben für die weitere Erforschung der Mikroorganismen.»

Koch drehte sich lebhaft zu den beiden Mitarbeitern um: «Wie Sie wissen, habe ich bisher für die Reinkultur den hängenden Tropfen benutzt. Diese Methode aber gestattet eine Vermehrung der Bakterien nur in begrenztem Ausmaß, auch können nicht verschiedene Kolonien gleichzeitig gezüchtet werden. Doch hier sehe ich eine Möglichkeit.»

«Welche?» fragte Loeffler schnell.

Ohne aufzusehen, antwortete Koch: «Genau weiß ich es noch nicht.»

Aber schon nach Tisch, als er ins Gesundheitsamt zurückging, kam ihm ein Gedanke. Wie war das vorhin? Emmy hatte das Hausmädchen daran erinnert, Gelatine nicht zu vergessen. Er hatte gefragt: «Wozu brauchst du sie?»

«Zum Gelieren. Ich will eine Obsttorte backen, wie es die Mutter immer tat.»

Vor Kochs Augen erstanden die leckeren Früchte, eingebettet im gedickten, klaren Saft.

Gelieren, kreiste es in seinem Kopf. Damit könnte es gehen. Im Amt angekommen, schickte er sofort den ihm persönlich zugeteilten Amtsdieners Meinhardt mit einem Auftrag in die Stadt.

«Hier ist das Gewünschte, Herr Regierungsrat.» Der Diener legte ein kleines Päckchen vor Koch hin.

«Schönen Dank, Meinhardt.»

Der Assistent guckte neugierig zu, wie der Regierungsrat das Papier auseinanderfaltete. «Gelatine!» entfuhr es Loeffler. «Darf ich?» Er nahm ein Blatt und hielt es gegen das Licht. «Fast durchsichtig, Herr Regierungsrat, darauf wäre ich nie gekommen.»

Koch blickte ihn schmunzelnd an. «Dann müssen Sie heiraten! Wie Sie sehen, birgt sogar die Küche für uns Geheimnisse: Kartoffeln und Gelatine! Allerdings muß man sie suchen und sie zu finden wissen. Doch probieren wir erst einmal meinen Fund aus.»

Die Gelatine wurde in heißem Wasser aufgelöst, ein wenig davon mit Humor aqueus, dem Kammerwasser des Rinderauges, vermenget und eine reine Bazillenkultur eingepflanzt. Nach dem Erkalten glänzte das Präparat wie heller Bernstein.

Koch nickte befriedigt. «Das ist die Reinkultur, wie ich sie mir immer wünschte. Denn sie ist für die weitere Ausbildung der Lehre von den Mikroorganismen und für alles, was damit zusammenhängt, ganz unentbehrlich.»

Doch zugleich wanderten seine Gedanken weiter: «Wichtiger als die Züchtung der Bakterien ist deren Vernichtung», sagte er mehr für sich.

«Aber die Antisepsis, die wir beispielsweise bei Operationen anwenden...», wandte Gaffky ein.

Koch unterbrach: «Joseph Lister, weiland Professor der klinischen Chirurgie am King's College in London, in Ehren, aber seine Methode genügt meinen Bazillen nicht.»

Gaffky beharrte auf seinem Standpunkt: «Wir haben bei der Behandlung von Wunden Karbolsäuren zerstäubt und Karbolverbände angelegt und immer Erfolg gehabt.»

Koch drehte sich mit einem Ruck herum. Er sah seinen Assistenten scharf an. «Doch wohl nicht immer. Karbollösung mag Fäulniserreger abtöten, aber nicht die Dauerformen. Wenn etwas gut ist, Herr Gaffky, heißt das noch lange nicht, daß es nichts Besseres gibt.»

In den kommenden Wochen war das kleine Arbeitszimmer Kochs von den scharfen und beißenden Gerüchen keimtötender Mittel angefüllt. Versuche mit Karbol, Chlor, Schwefelsäure und Alkohol wurden gemacht. Schließlich auch mit Sublimat. Dabei stellte es sich heraus, daß Sublimat die stärkste desinfizierende Wirkung besaß, daß es schon bei einer Verdünnung von eins zu dreitausend die Entwicklung und das Wachstum der Bakterien völlig aufhob und in einer Lösung von eins zu

tausend selbst die widerstandsfähigsten Sporen sicher tötete. Auch die Experimente mit kochendem Wasser waren erfolgreich, heiße Dämpfe vermöchten — anders als trockene Hitze — ebenfalls die Dauerformen der Bakterien zu vernichten.

Koch faßte diese Resultate und ihre Nutzenanwendungen in seiner Schrift «Über Desinfektion» zusammen, die 1881 erschien.

Auf das Pflaster von Berlin brannte die Sommersonne. Koch zog die dunkle Portiere vor dem Fenster des Wohnzimmers zurück und schob den Store beiseite. Ein schmales Bündel von Sonnenstrahlen fiel auf sein Haar, das sich zu lichten begann und die stark modellierte Form des Schädels deutlicher als in früheren Jahren erkennen ließ.

«Ich habe heute vom Ministerium den Auftrag bekommen, das Kaiserliche Gesundheitsamt auf dem Internationalen Medizinischen Kongreß in London zu vertreten, um dort über meine Forschungsergebnisse zu berichten. Wollt ihr nicht mitkommen?» wandte er sich an seine Frau. «Es wäre eine schöne Ferienreise für dich und Gertrud!»

Emmy starrte ihren Mann verwundert an. Sie sprach es nicht aus, was ihr durch den Kopf ging: Wie kommst du zu dieser Einladung? Du fühlst es wohl genau wie ich, daß in Berlin der Abstand zwischen uns gewachsen ist. Wie kann es auch anders sein, wenn du von früh bis spät, ja manchmal noch die halben Nächte außer Haus bist? Willst du etwas gutmachen? Du hast mich doch sonst nie auf deine Vortragsreisen mitgenommen. Und nun ausgerechnet über See nach London! In einem bitteren Ton stieß sie hervor: «Du weißt sehr genau, daß mich keine zehn Pferde an Deck eines Schiffes bringen. Außerdem hättest du in der fremden Stadt doch wieder keine Zeit für uns, und was soll ich dann mit Gertrud dort anfangen?»

Koch wandte sich ab, ohne sonderlich enttäuscht zu sein. Er hatte sich daran gewöhnt, daß Emmy ihm und seinen Wünschen Widerstand entgegensetzte, seitdem er sich der Forschungsarbeit ganz verschrieben hatte. Sie hatte sich in Berlin noch immer nicht einleben können und sprach oft voller Wehmut und geheimer Anklage von der aufgegebenen Arztpraxis.

«Allein bleiben wir hier aber auch nicht!» sprach sie weiter. «Ich fahre mit Trude nach Clausthal. Wenn auch meine Mutter nicht mehr lebt, so sehne ich mich doch immer wieder nach der Heimat, der trostvollen Predigt in der vertrauten Kirche und nach den lieben Gräbern.»

Tränen stiegen ihr in die Augen. Sie zog das weiße Leinentaschentuch aus der seitlichen Rocktasche, drehte und knüllte es zwischen den Fingern. Sie verschluckte die Tränen; denn er wurde jedesmal unwillig, wenn sie weinte.

«Gut», stimmte er ihr zu, «so können wir bis Hannover zusammen reisen.»

Kurze Zeit darauf war Koch wieder aus London zurück und saß neben seinen Mitarbeitern im Gesundheitsamt.

«Wie war es, Herr Regierungsrat?» Loeffler und Gaffky bestürmten ihren Chef mit Fragen.

«Ja, meine Herren, wie soll ich das sagen. Die gelahrte Versammlung horchte auf und zollte gebührend Beifall. Ich hatte Gelegenheit, mit Lister zu disputieren und Freund Cohnheim zu begrüßen.»

«Haben Sie auch mit Pasteur gesprochen?»

Koch schüttelte den Kopf. «Dazu kam es nicht. Ich hörte jedoch von Cohnheim, daß er nach meinem Vortrag ausgerufen habe: *C'est un grand progrès!* — Schreiten wir also weiter! Was gibt's hier Neues?»

«Das Gebäude, in dem nächstes Jahr unsere erste Hygieneausstellung stattfinden sollte, ist abgebrannt. Unsere bisher getroffenen Vorbereitungen sind umsonst gewesen. Wir werden die Ausstellung um einige Jahre verschieben müssen.»

«So, so», erwiderte Koch nur.

Die Assistenten wunderten sich, daß ihr Regierungsrat die Sache so leicht nahm. Der aber dachte: Bis dahin gelingt es mir vielleicht, der Welt etwas Neues zu zeigen.

«Entschuldigen Sie, Herr Rat, es ist heute etwas später geworden und . . .»

Koch zog den Mantel aus und sah, daß Meinhardt noch mit dem Füttern der Versuchstiere beschäftigt war. Er stellte sich an den Ofen, in dem das Feuer prasselte. Draußen stürmte ein heftiger Herbstnordost.

«Ich war noch bei meiner Tochter», erklärte Meinhardt, indem er sich bemühte, hochdeutsch zu sprechen; «meine Frau hat mir keine Ruhe gelassen. Ich mußte gehen, denn unserer Linc ihr kleines Mädchen war so krank, daß wir jede Stunde damit rechnen mußten . . .»

Der Mann wischte sich verstohlen eine Träne aus dem Auge. «Ja, nun ist sie tot.»

«Was hat ihr denn gefehlt, Meinhardt?»

«Schwindsucht, Herr Rat. Die Armeleutekrankheit.»

«Warum haben Sie das Kind nicht in die Charité gebracht?»

«Erstens war die Himmelsabteilung voll...» Meinhardt stockte und besann sich. «Wir nennen sie so, weil die Schwindsüchtigen dicht unter dem Dach liegen und keiner mehr lebendig runterkommt auf die Erde. Und dann hätte dem Mädchen dort auch niemand helfen können. Das wissen Sie ja besser als ich, Herr Rat.»

In Koch erwachte das sachliche Interesse. «Wo wohnt denn Ihre Tochter?»

«In der Feldstraße.»

«Ist sie verheiratet?»

«Was denken Sie denn, Herr Rat. Unsere Line ist ein anständiges Mädchen.»

«So meinte ich es doch nicht. Ist ihr Mann denn nicht bei ihr?»

«Das ist es ja eben. Mein Schwiegersohn ist Maurer. Ein kräftiger, vernünftiger Mensch. Er hat gut verdient. Bis er nicht mehr konnte.»

«Warum denn nicht?»

«Wir haben es auch erst nicht verstanden, Herr Rat. Aber da hat doch der Bismarck das Sozialistengesetz erlassen. Warten Sie mal, wann war denn das? Im Oktober werden es drei Jahre. Und da wurden die Angehörigen der Sozialdemokratischen Partei eingesperrt oder ausgewiesen. Sehen Sie, Herr Rat, zu den letzten gehörte auch mein Schwiegersohn. Er mußte fort. Ging ins Mecklenburgische. In seinem Beruf fand er keine Beschäftigung. Kein Meister wollte den «Politischen» nehmen. Nun schuftet er irgendwo für ein paar Pfennige auf einem Rittergut. Hin und wieder schickt er seiner Frau Geld. Aber viel ist es nicht. Line bemüht sich auch um Arbeit. Aber was haben ihr die feinen Damen alles geantwortet, bei denen sie sich als Wasch- oder Putzfrau anbot!» Der Mann stöhnte laut. «Wir helfen ja, so gut es geht. Doch die Kleine, meine Enkelin, darüber komme ich nicht weg. Sie fing an zu husten, wurde immer weniger, und nun...» Er schluckte mehrere Male und schloß: «Nichts für ungut, Herr Rat, ich muß gehen.»

Koch nickte und blickte gedankenverloren durch das Fenster in die dunklen, ziehenden Wolken.

Nachdem er die laufenden Arbeiten erledigt hatte, studierte er noch einmal alles, was an statistischem Material und an Forschungsergebnis-

sen über die Tuberkulose vorlag. Französische Ärzte hatten sich besonders mit dem Problem beschäftigt: sie hatten die grauen Knötchen im Lungengewebe beschrieben und die Mikroben auf Tiere übertragen. In letzter Zeit war das auch Cohnheim in Breslau mit Kaninchen gelungen, indem er Teilchen einer erkrankten Lunge in die Vorderkammern der Kaninchenaugen einsetzte und gleichsam durch ein Fenster beobachtete, wie die Bakterien sich ausbreiteten und ihr Vernichtungswerk begannen. Auch hatte man versucht, das Wesen der Tuberkulose zu ergründen, doch bisher ohne Erfolg.

«Wenn die Zahl der Opfer, welche eine Krankheit fordert», notierte sich Koch, «als Maßstab für ihre Bedeutung zu gelten hat, dann müssen alle Krankheiten, namentlich aber die gefürchtetsten Infektionskrankheiten, Pest, Cholera und so weiter, weit hinter der Tuberkulose zurückstehen. Die Statistik lehrt, daß ein Siebentel aller Menschen an Tuberkulose stirbt und daß, wenn nur die mittleren produktiven Altersklassen in Betracht kommen, die Tuberkulose ein Drittel derselben und oft mehr dahinrafft. Die öffentliche Gesundheitspflege hat also Grund genug, ihre Aufmerksamkeit einer so mörderischen Krankheit zu widmen.»

Robert Koch beschloß, die notwendigen Versuche vorerst allein durchzuführen, und zwar, da es an Menschen unmöglich war, nach Cohnheims Vorbild an Tieren. Seine Assistenten, die inzwischen eigene Zimmer erhalten hatten, beauftragte er mit anderen Arbeiten: Loeffler sollte sich mit dem Diphtherie- und Gaffky mit dem Typhusbazillus befassen. Der Diener mußte Koch noch Meerschweinchen besorgen.

Als Meinhardt die Kiste brachte, legte er Koch eine Nummer der «Berliner Volkszeitung» auf den Tisch.

«Was soll das?» fragte Koch verwundert.

«Herr Rat», sagte Meinhardt zögernd, «wir sprachen damals von meinem Schwiegersohn. Nun steht in dem Blatt ein Gedicht zu den Wahlen, die am Sonntag stattfinden. Sehen Sie es sich doch mal an», bat er, «es dreht sich dabei um ein kleines Mädchen, das an die Wand eines herrschaftlichen Hauses geschrieben hatte: «Wählt Bebel!»»

Meinhardt nahm die Zeitung, schlug sie auf und hielt sie Koch unter die Augen. Dann fuhr er fort:

«Sie müßten sich das Elend hier bei uns einmal ansehen, Herr Rat. Denn wo wir wohnen, um die Ackerstraße, in dem ehemaligen Vogtland,

sieht es heute noch so aus, wie es der Heinrich Bettziech in den vierziger Jahren beschrieben hat.»

«Wer ist das?»

«Ein Zeitungsmann. Ich kannte ihn gut. Er nannte sich Heinrich Beta und gab auch ein kleines Buch heraus: Die «Physiologie Berlins».»

«So, so», meinte Koch, der mit seinen Gedanken schon wieder bei der Arbeit war.

Doch Meinhardt ließ nicht locker. «Ich würde Ihnen gern einmal die Gegend zeigen, Herr Rat, und Sie bitten...» Er druckste herum und sprach nicht weiter.

Koch blickte auf und fragte: «Na, was denn?»

«... mal nach meiner Tochter zu sehen. Sie scheint sich angesteckt zu haben.»

«Von Ihrer Enkelin, meinen Sie?»

«Ja, Herr Rat, sie hustet auch schon.»

«Gut, Meinhardt», entschied Koch, «holen Sie mich Sonntagvormittag von meiner Wohnung ab.»

Koch ging mit seinem Begleiter zu dem verabredeten Zeitpunkt die Ackerstraße hinauf.

«Äußerlich ist ja manches hier anders geworden, Herr Rat», erklärte Meinhardt, «das Hamburger, Rosenthaler, Prenzlauer Tor gibt es nicht mehr. Das Vogtland, in dem wir jetzt mittendrin sind, ist nicht mehr. Auch die wackligen Gebäude, die sogenannten Familienhäuser, sind abgerissen worden, wo früher die Leute lebten, die der Hauswirt aus den billigen Hofwohnungen irgendwo in der Stadt rausgeschmissen hatte und die nun hier hausten, vegetierten, wie es Bettziech geschildert hat: «... Kein Bett, kein Tisch, kein Holz, keine Kleider, nicht Strümpfe und Schuhe, keine Arbeit, kein Geld, keine Kartoffeln, keine Aussicht, kein Trost, kein Mitleiden, nur Hoffnung aufs Arbeitshaus oder schmählicher Tod in der Charité – nur Lumpen und Stroh und Schmutz und Ungeziefer und Hunger, Hunger, der in ihren kalten Eingeweiden heult.»»

Meinhardt fing einen Blick Kochs auf. «Sie wundern sich, Herr Rat, daß ich das so hersagen kann. Aber Sie müssen wissen, es ist fast das einzige Buch gewesen, das ich gelesen habe. Denn wann hatte ich wohl Zeit dazu. Schon meine Eltern wohnten in der Ackerstraße. Ich lernte Tischler, blieb dann beim Militär und wurde später vom Staat angestellt. Ja, und den Bettziech, einen guten Demokraten, lernte mein Vater auf

den 48er Barrikaden kennen. Er kam immer zu uns, wenn er in der Gegend zu tun hatte. Aber hier ist die Feldstraße, hier wohnt meine Tochter.»

Line hatte den Besuch erwartet. Die Wohnküche, die nach dem Hof hinauslag, war nur mit dem Notwendigsten ausgestattet, aber ordentlich und sauber. Die junge Frau trug ein schwarzes Kleid, das ihre schlanke Gestalt noch schmaler erscheinen ließ. Ihr nicht unschönes Gesicht war verhärrt, doch noch ohne äußere Spuren der schlimmen Krankheit.

Koch untersuchte sie. Ein Lungenflügel war angegriffen.

Nachdem Line ihr Kleid verschämt und hastig wieder in Ordnung gebracht hatte, sagte der Arzt: «Eine Medizin kann ich Ihnen nicht verschreiben. Das einzige Mittel, das Ihnen helfen kann, ist: sofort von hier weg. Hinaus aus der Enge, dem Dunkel der Wohnung und der Erinnerungen. Fahren Sie zu Ihrem Mann aufs Land! Milch und Butter, frische Luft, Licht brauchen Sie!»

Line wagte nicht zu widersprechen. Doch man sah es ihr an, daß ihr dies schwerfallen würde.

Der Vater antwortete für sie: «Ergebenen Dank, Herr Rat, Sie haben mir eine Last vom Herzen genommen. Ich werde dafür sorgen, daß Line Ihren Rat befolgt.»

Robert Koch hatte in den Sonntagsausflug ins Vogtland auch deshalb eingewilligt, weil er Anregungen brauchte. Mitunter kamen ihm die Gedanken, wenn er sich vor das Mikroskop setzte, mitunter aber auch dann, wenn er sich mit Dingen beschäftigte, die nichts mit der gestellten Aufgabe zu tun hatten.

Den Ausgangspunkt der Forschungen, die er jetzt beginnen wollte, bildeten die Cohnheimschen Versuche: Es gab einen Tuberkelbazillus. Der mußte nachgewiesen, dem menschlichen Auge sichtbar gemacht werden.

Warum war das bisher niemandem gelungen? Diese Frage stellte sich Koch, als er sich im weißen Kittel, die Ärmel hochgekrempelt, vor das Mikroskop setzte und auf das pflaumengroße Stück einer zerfressenen Menschenlunge blickte, das auf einer dicken Glasscheibe lag. Sorgfältig richtete er die Objektträger her, stellte die Linse ein, beugte sich darüber, erkannte die Gewebeteilchen im Fleisch, sonst aber sah er nichts.

Er erhitzte das Deckglas — nichts! Er verarbeitete fast alles, was auf der Glasscheibe lag, doch ohne den geringsten Erfolg.

Koch ging zur Charité, holte sich neues Material, färbte das Gewebe.

Alle Regenbogenfarben zogen vor seinen Augen vorüber, aber die Tuberkel blieben unsichtbar.

Der Arzt stieß mit dem Fuß auf den Boden, als er sich nach Stunden wieder geradesetzte und seine Brille abnahm. Sie waren doch da! Also würde er sie finden! Er rückte die Brille wieder auf die Nase und sah an den Farbenfläschchen entlang. «Zu schwach!» murmelte er, stand auf, trat an den Schrank und nahm ein Fläschchen in die Hand.

«Methylenblau» stand auf dem Etikett. Natürlich, das färbte lebende Gewebe. Daß er nicht gleich daraufgekommen war! Dazu noch Kalilauge. Das konnte nichts schaden! Vierundzwanzig Stunden badete er das Präparat in dieser starken Lösung. Dann schob er es unter das Mikroskop. Das Blau schien undurchdringlich. Er drehte an der Mikrometerschraube. Mehrschichtige Zellen erschienen im Bild mit einem bläschenartigen Kern.

Aufseufzend hob Koch den Kopf, stellte eine neue Mischung her und wartete wieder.

Ein halber Monat verging. Koch verbohrte sich immer tiefer in sein Vorhaben, achtete kaum noch auf seine Umwelt. Die Wege zum Amt, in seine Wohnung, das Essen, die Unterhaltung mit Frau und Kind, wenn es überhaupt dazu kam, wickelte er ab, ohne mit den Gedanken dabeizusein. Er achtete kaum auf sein Äußeres. Mehrmals mußte Emmy ihn am Frühstückstisch darauf aufmerksam machen, daß er unrasiert erschienen war. Daraufhin ließ Koch sich einen Vollbart wachsen. Einmal lief er am Abend auf dem Heimweg an seinem Haus vorbei. Nach geraumer Zeit bemerkte er es und wußte nicht mehr, wo er sich überhaupt befand.

Ein andermal wollte er am Mittagstisch sein Schnupftuch aus der Seitentasche seines Rockes ziehen und hatte statt dessen einen Brief in der Hand. Den habe ich doch aber in den Postkasten geworfen! überlegte er. Bestimmt! Gleich beim Neuen Tor. Er griff in die andere Tasche. Sie war leer. Die Brieftasche fehlte!

Emmy beobachtete ihn kritisch. «Was hast du?»

Koch erklärte es und bat, das Mädchen aufs Postamt zu schicken.

«Zerstreuter Professor!» seufzte die Frau.

Sie hatte es aufgegeben, sich mit ihrem Mann auseinanderzusetzen. Im guten wie im bösen. Sie lebte eigentlich nur noch mit dem Kinde. Manchmal wollte sie aufbegehren, aber immer wieder zwang sie sich zu christ-

licher Demut, wie sie ihr von den Eltern anerzogen worden war. Sie fragte sich, was sie denn eigentlich wollte, hatte sie doch alles, was ihr früher begehrenswert erschienen war: einen Mann mit einem guten Einkommen, einer gesicherten Position und einem hohen Titel, sie waren angesehen und geachtet. Mitunter versuchte sie, sich einzureden, daß sie nichts weiter brauchte, und sie bemühte sich, ihre seelische Einsamkeit, ihre innere Armut durch Äußerlichkeiten und dürftige Zerstreuungen zu beleben. Das einzig Richtige, was sie hätte tun können, ja tun müssen, kam ihr nicht in den Sinn: die Liebe zu seinen Forschungen mit ihm zu teilen, ihn noch bei seinem Suchen zu ermuntern, ihn anzuspornen, mit ihm zu bangen, zu hoffen, sich mit ihm zu freuen und auf seine Resultate stolz zu sein.

Statt dessen stieg immer wieder Bitterkeit, ja Empörung in ihr auf, wenn sie sah, wie völlig Robert in seiner Arbeit aufging.

Robert Koch hatte zwar aufgehört, mit seiner Frau über seine Arbeit zu sprechen, da sie ihr so gleichgültig war. Aber er fühlte sich deswegen nicht unglücklich. Er liebte die Tochter sehr, und das häusliche Leben bedeutete für ihn eine angenehme Notwendigkeit. Er hatte seine Ruhe und den scheinbaren Frieden. Er war Emmy dafür dankbar und erfüllte ihr und dem Kind jeden Wunsch. Und daß er keine Zeit fand für familiäre und gesellschaftliche Verpflichtungen, Konzert- und Theaterbesuche, schien ihm nicht weiter bedenklich, war es doch sein Beruf, der ihn davon abhielt.

In seinem kleinen muffigen Studierzimmer im Gesundheitsamt herrschte die Schaffensfreude des Entdeckers. Tag für Tag saß Robert Koch vor dem Tisch mit den nebeneinandergereihten Objektträgern, die in allen Farben leuchteten. Die einen über dem Bunsenbrenner angewärmt, die andern erhitzt und zuunterst die blauen. An ihnen blieb sein Blick haften. Sie zeigten mehr als die übrigen. Wenn er sie aufhellen, einen Kontrast hineinbringen könnte! Aber wie? Kochs Fingerspitzen hämmerten auf der noch frei gebliebenen Tischkante, bis sie anfangen zu schmerzen. Von Unruhe getrieben, sprang der Forscher auf, wanderte mit kleinen Schritten den schmalen Gang im Zimmer hin und her, sah dem Spiel der Tiere in der vergitterten Kiste zu und ging schließlich hinüber zu den beiden Assistenten, fragte, blickte in ihre Mikroskope, gab Anweisungen für die Färbung der Objekte, drehte sich plötzlich um und verschwand.

«Kontrastfärbung, Kontrast...», wiederholte er ständig, die Augen halb zugekniffen.

In seinem Zimmer öffnete er beide Schranktüren. Im obersten Fach, ganz hinten, stehen auch noch Dosen, dachte er, stellte sich auf die Zehenspitzen, griff wahllos hinein und hielt eine dickbauchige Flasche mit einer rotbraunen Flüssigkeit in der Hand.

«Vesuvín», las er laut. «Vesuvín», wiederholte er, «das ist doch das ätzende Zeug, das die Gerber zum Färben benutzen.» Ätzen, ja, versuchen wir es doch einmal! Er rückte ein flaches Schälchen zurecht, füllte es mit Vesuvínlösung und legte das blaue Objekt hinein, nahm auf seinem Drehstuhl Platz und notierte als 271. Versuch, was er soeben getan hatte.

Um die Wartezeit zu verkürzen, ging Koch hinaus auf den halbdunklen Flur. Zugig und kalt, unfreundlich war der lange, kahle Gang. Die Schritte hallten an den graugetünchten Wänden und den hohen, farblosen Türen wider. Von der Decke bröckelte Kalk. Hier und da trat er in die weißen Klümpchen.

Ein Regierungsrat hastete mit einem kurzen Gruß an Koch vorbei, drehte sich auf halbem Wege, ganz verstohlen, um und dachte: der Wollsteiner – denn so wurde der ehemalige Kreisphysikus von den höheren Beamten des Gesundheitsamtes hämisch genannt, weil sie sich durch ihn zurückgesetzt fühlten –, der Wollsteiner wird immer dünner, krummer und grauer. Unheimlich ist dieser stille Mensch! Sein häufiger Aufenthalt im Leichenschauhaus, sein Umgang mit dem Teufelszeug – buh! Der Beamte schüttelte sich. Kein Wunder, daß auf Anordnung des Direktors niemand zu ihm ins Zimmer darf.

Koch suchte Meinhardt. Er fand ihn im Keller bei der Futterkiste.

«Wie geht's Ihrer Tochter?»

«Danke, danke, Herr Rat! Sie hat neulich geschrieben, daß ihr Husten fast weg ist. Das Essen schmeckt ihr. Sie arbeitet auf dem Gut in der Küche.»

Koch nickte Meinhardt freundlich zu. «Das freut mich aber wirklich! Grüßen Sie gelegentlich von mir, und ich wünsche weiter alles Gute.»

Robert Koch ging heute früher zu Tisch und dehnte die Mittagspause länger aus. Doch dann konnte er seine Ungeduld nicht mehr zügeln. Im Amt angekommen, nahm er das Objekt aus der Schale, spülte es mit destilliertem Wasser ab, deckte das Gläschen darüber und schob es unter das Mikroskop. So ruhig und langsam, wie er es gewohnt war. Oder

zitterten seine von den ständigen Quecksilber-Bichlorid-Bädern schwarz-gefärbten Finger doch ein wenig? Seine Aufmerksamkeit war aufs äußerste gespannt. Er preßte sein Auge auf das Okular. Das Blickfeld war heller. Das Vesuvium hatte das Blau in den Zellen zu einem Mattblau abgeschwächt. Doch nein, nicht alles! Da schimmerte doch noch etwas in kräftigem Blau! Der Forscher fingerte an dem Objektträger, an der Schraube herum, drehte an der Beleuchtung. Es leuchtet auf! In blauen Sternchen! Doch nicht rund! Nein! Länglich! Leicht gekrümmt! Winzig kleine Stäbchen! Halb so lang wie rote Blutkörperchen!

«Da seid ihr also!» redete Koch laut die Tuberkel an, indem er sich aufrichtete und sein tränendes Auge abwischte. «Lange genug habt ihr mich diesmal suchen lassen!» Reglos verharrte er eine Weile, erfüllt von einem überaus starken Glücksgefühl. Dann setzte er die Brille wieder auf, notierte, was er gefunden, und skizzierte, was er gesehen hatte. Schließlich erhob er sich, machte ein paar Lockerungsübungen mit Armen und Beinen und lief mit einem verschmitzten Lächeln um den Mund hinüber zu seinen beiden Assistenten. «Nun, meine Herren, wie weit sind Sie?»

Die Angesprochenen blickten erstaunt auf, wunderten sich über die Frage, den fast jubelnden Ton und das aufgeräumte Wesen des Chefs. Sie gaben keine Antwort, sondern blickten ihn erwartungsvoll an.

Aber Koch hatte schon wieder die Türklinke in der Hand und rief: «Kommen Sie, ich will Ihnen etwas zeigen!»

Die Assistenten, die wochenlang nicht in dem Geheimkabinett, wie sie es unter sich nannten, gewesen waren, staunten über die Unmenge der farbigen Objektträger.

«Donnerwetter!» entfuhr es Gaffky, «das ist eine ganze kriegsstarke Kompanie!»

Koch ging auf den Scherz ein. «Die Schlacht ist auch geschlagen! Der Feind besiegt, Herr Stabsarzt!»

Indessen hatte er Loeffler auf den Drehstuhl gedrückt. Der guckte und guckte, war einfach sprachlos, konnte nichts sagen, stand auf und hielt seinem Chef die Hand hin, um ihn zu beglückwünschen. Koch aber legte seine Hände auf den Rücken und sagte: «Lassen Sie die Mätzchen, lieber Kollege.»

Da verbeugte sich Loeffler tief und ehrerbietig.

Gaffky aber, der jetzt vor dem Mikroskop saß, rief wieder: «Donnerwetter! Herr Regierungsrat, das ist genial!»

Doch Koch fuhr ihn mit gespielter Grobheit an: «Reden Sie mir nur nicht von Genie, Gaffky!» Seine Rechte wies auf den Tisch. «Was ist denn das alles? Fleiß! Arbeit! Handwerkliche Arbeit! Kopfarbeit! Einzig Arbeit! Allerdings wird sie mir nicht sauer, im Gegenteil, sie ist meine Freude, meine große Liebe!»

Die beiden Assistenten nickten. Sie wußten recht gut, daß eine so überzeugende Leistung nicht möglich war ohne Begeisterung, die an Besessenheit grenzen konnte, und daß nur sie imstande war, die unendliche Fülle mühseliger Kleinarbeit, diese dauernd sich wiederholenden Versuche zu bewältigen.

Koch trat jetzt an das Fenster und blickte hinüber zur Charité. Er lächelte still. «Gewiß wird es wieder Begeisterte geben. Gutmeinende. Aber auch Neider. Und die in der Überzahl. Doch diesen Herren empfehle ich, wenn sie sich schon nicht die Hände schmutzig machen mögen, Angst vor Ansteckungen haben und es nicht über sich bringen können, ihr behäbiges Leben wenigstens eine Zeitlang aufzugeben, auch mal ihre geliebte Nachtruhe zu opfern, dann mögen sie weiterschnarchen, sich aber nicht darüber wundern, wenn andere wach bleiben und die Stunden nützen.»

Es war mäuschenstill im kleinen Raum. Loeffler und Gaffky wagten keine Zustimmung. Sie lauschten. Sie liebten Koch in diesen Augenblicken und waren stolz auf ihn.

«Das »Carpe diem« gehört zu dem Wahlspruch, den ich mir schon als Student zu eigen machte, zu dem »Nunquam otiosus!« sagte Koch.

Niemals müßig zu sein und den Tag zu nutzen, das gelobte in seinem Innern auch jeder der beiden Assistenten.

Nun drehte sich Koch um und meinte lächelnd: «Jetzt habe ich aber genug doziert, meine Herren, ich danke Ihnen. Ich muß weitermachen!» «Aber Herr Regierungsrat, Sie sind doch...», begann Gaffky.

Koch unterbrach ihn: «Was bin ich? Wollen Sie etwa sagen: fertig? Nein, lieber Kollege, Sie scheinen meine »Ätiologie« wieder vergessen zu haben. Sonst müßten Sie wissen, daß jetzt erst die Arbeit richtig beginnt. Denn genau wie beim Milzbrand werde ich auch bei der Tuberkulose verfahren, wenn es auch hier ein bißchen umständlicher sein dürfte. Nachdem ich nun den Erreger gefunden habe, werde ich ihn in Reinkultur züchten und dann die Übertragungen vornehmen; erst damit wird die Ätiologie der Tuberkulose wirklich gesichert sein. Das ist der Weg, den

eine wissenschaftliche Bakteriologie zu gehen hat. Bis dahin aber bitte ich Sie über das, was Sie soeben bei mir gesehen haben, Stillschweigen zu bewahren.»

Koch wollte die beiden gerade verabschieden, als ihm noch etwas einfiel. «Wollen Sie mir bitte einige Handreichungen machen. Ich möchte die netten kleinen Dingerchen gleich im Bilde festhalten und photographieren.»

«Schade, schade!» meinte Gaffky zu Loeffler, als sie beide wieder in ihrem Zimmer waren.

«Was ist schade?»

«Nun, ich fürchte, wir werden unsern verehrten Chef nicht lange hier behalten. Er ist ein Genie, wenn er es auch nicht wahrhaben will!»

Es war ein milder Frühlingsabend, Robert Koch saß zurückgelehnt in der Droschke, die langsam die Chaussee- und Friedrichstraße entlangrollte. Er hielt die Augen geschlossen. Nicht vor Müdigkeit. Aber das taktmäßige Klappern der Pferdehufe auf dem ebenen Plaster wirkte auf ihn beruhigend, und es tat ihm wohl, sich noch einmal zu sammeln. Die arbeitsreichen Wintermonate lagen hinter ihm, und heute, am 24. März 1882, wollte er seine «Ätiologie der Tuberkulose» den Mitgliedern der Physiologischen Gesellschaft und damit der Öffentlichkeit bekanntgeben.

Das Manuskript für den Vortrag mit dem schlichten Titel «Über Tuberkulose» lag wohlverwahrt in einer Ledermappe neben ihm.

Als der Wagen in die Dorotheenstraße einbog, setzt ein leichter Regen ein.

«Soll ich das Verdeck hochziehen?» fragte der Kutscher.

«Aber nein», erwiderte Koch, «wir sind ja gleich da, und außerdem bin ich nicht aus Marzipan.»

«Nee, nee, Herr Rat, das sind Sie nicht. Das weiß in unserm Viertel jeder!»

Vortragssaal und Treppenhaus waren hell erleuchtet, als die Droschke vor dem Institut anhielt.

«Holen Sie mich um elf Uhr wieder ab!» rief Koch, als er behende aus dem gefederten Wagen sprang. «Und wenn es etwas später werden sollte, warten Sie!»

«Wird gemacht, Herr Rat!»

Der Portier dienerte mehrmals und führte Koch in das Zimmer des Vorsitzenden der Gesellschaft, des Professors Du Bois-Reymond.

Der Saal war bis auf den letzten Platz von den Mitgliedern der Gesellschaft, von führenden Männern der Wissenschaft und von den Zeitungsleuten besetzt.

Du Bois-Reymond stellte den Versammelten den Redner des Abends vor und erteilte ihm das Wort.

Als Robert Koch die Vorlesung begann, lag eine atemlose Stille und Spannung über dem Auditorium. Denn was hier vorgetragen wurde, war trotz aller Wissenschaftlichkeit im höchsten Grade aufregend; es war das lebensgefährliche Abenteuer eines Entdeckers.

«...um es zusammenzufassen: Ich untersuchte das Material von 33 an Lungen-, Darm- und Gehirntuberkulose verstorbenen Menschen und von 34 an Tuberkulose verendeten Tieren.

Ich infizierte 172 Meerschweinchen, 32 Kaninchen und 5 Katzen mit Krankheitskeimen. In geronnenem Blut frischgeschlachteter Rinder züchtete ich Tuberkelbazillen und erprobte sie an 273 Meerschweinchen, 105 Kaninchen, 3 Hunden, 13 Katzen, 2 Hamstern, 10 Hühnern, 12 Tauben, 72 Mäusen, 19 Ratten, die ich zum Teil mit Krankheitskeimen bestäubte, da die Menschen zweifellos durch Einatmen von feuchten oder abgetrockneten Auswürfen Schwindsüchtiger angesteckt werden.

Alle meine Versuche verliefen positiv. Damit war der Ring meiner Forschung geschlossen.

Ich habe bewiesen, daß die Schwindsucht oder Tuberkulose nicht durch Vererbung entsteht, sondern durch Ansteckung hervorgerufen wird, wobei allerdings schlechte Ernährungs- und Wohnungsverhältnisse eine nicht unwesentliche Rolle spielen. Diese verheerende Volksseuche ist daher nur wirksam zu bekämpfen, wenn die sozialen Mißstände beseitigt, die Kranken von den Gesunden getrennt und in besonderen Heimen oder Krankenhäusern untergebracht werden.»

Robert Koch blätterte mechanisch die Seiten seines engbeschriebenen Manuskripts um, warf einen kurzen Blick darauf und sprach dann wieder frei weiter:

«Fragen wir danach, welche weitere Bedeutung den bei der Untersuchung der Tuberkulose erhaltenen Resultaten zukommt, so ist es zunächst als ein Gewinn für die Wissenschaft anzusehen, daß es zum

ersten Mal gelungen ist, den vollen Beweis für die parasitische Natur einer menschlichen Infektionskrankheit zu liefern, und es läßt erwarten, daß die Aufklärungen, welche über die Ätiologie der Tuberkulose gewonnen sind, auch für die Beurteilung der übrigen Infektionskrankheiten neue Gesichtspunkte ergeben.

Wenn sich die Überzeugung, daß die Tuberkulose eine exquisite Infektionskrankheit ist, unter den Ärzten Bahn gebrochen haben wird, dann werden die Fragen nach der zweckmäßigsten Bekämpfung der Tuberkulose gewiß einer Diskussion unterzogen werden und sich von selbst entwickeln.»

XII

Die «Ancona» glitt durch die blauen Wogen der Adria. Leise rauschten die mächtigen Schrauben. Musik des Meeres! dachte Koch, der im gelben Khakianzug barhäuptig an der Reling stand und hinüberblickte nach Korfu.

Da hörte er hinter sich deklamieren: «Vor uns liegt Scheria, das Land der phäakischen Männer, vor dessen Klippen einst Odysseus strandete, der herrliche Dulder, und den Herrscher des Himmels um Rettung anrief: «Heilig sind ja, auch selbst unsterblichen Göttern, die Menschen, / Welche von Leiden gedrängt um Hilfe flehen!»»

Koch wandte sich um: «Nanu, Gaffky! Ich wußte gar nicht, daß Sie so starke literarische Neigungen haben. Der Homer ist wohl Ihr besonderer Freund?»

«Hm», machte Gaffky, «auf der Schulbank war er es weniger. Doch dann...»

«So reden Sie schon! Auch ich habe mich mit ihm abgemüht.»

«Meine Vorliebe für Homer verdanke ich dem ehemaligen Chef am Kriegslazarett in Karlsruhe, wohin ich Anfang 1871 als Soldat kommandiert wurde. Ich hatte gerade mein Physikum gemacht.»

«Und Ihr Chef?» drängte Koch.

«Es war kein Geringerer als der frischgebackene Direktor der Universitätsklinik in Berlin...»

«Ernst von Bergmann!»

«Ja, wir verehrten ihn alle. Er ist eine Persönlichkeit. Und der eigentümliche harte Klang seiner Sprache, er stammt aus Livland, hob ihn von

den andern ab. Saßen wir im Kasino zusammen, zitierte er oft sehr treffend den Homer. Die ›Ilias‹ und die ›Odyssee‹ lagen ständig auf seinem Schreibtisch. So lernte ich durch Bergmann den Homer schätzen. Und wenn ich einmal Ablenkung brauche oder nicht weiß, was ich mit meiner überflüssigen Zeit anfangen soll, nehme ich zu ihm meine Zuflucht.»

Koch stützte sich mit den Armen rücklings auf die Reling. «Sie werden doch wohl nicht noch den Pegasus besteigen?»

«Ist mal was anderes, als sich mit den Typhusbazillen herumzuschlagen, Herr Geheimrat.»

«Trotzdem haben Sie auch die gebändigt.»

«Aber nur mit Ihrer Hilfe, Herr Geheimrat.»

«Das war doch selbstverständlich. Im übrigen bitte ich Sie, mich in Zukunft mit allen meinen Titeln anzureden, ich habe bekanntlich noch mehr, nämlich: Oberstabsarzt I. Klasse à la suite des Sanitätskorps und ...»

Gaffky starrte verblüfft seinen Chef an. Doch der schmunzelte und fuhr fort: «Wir sind doch hier Kollegen, ohne Kittel und ohne Titel, und wollen das auch äußerlich zum Ausdruck bringen. Haben Sie mich verstanden, Herr Stabsarzt!»

Gaffky grätschte die Beine, wobei er hörbar auf den Boden stampfte, und nahm scherzhaft die stramme Haltung eines friderizianischen Offiziers an. «Zu Befehl, Herr Kollege!»

Koch richtete sich auf und rieb sich die Hände. «Wissen Sie, Gaffky, es ist ein Geschenk der Homerschen Götter, nach dem harten Arbeitswinter und dem aufregenden Ehrenhagel im Frühjahr, im August auf Reisen gehen zu können.» Er dachte an die Bahnfahrt über die Alpen, an der adriatischen Küste entlang bis Brindisi und blickte über die See. «Übermorgen werden wir an Kreta, der Insel des sagenhaften Königs Minos, vorüberkommen. Wunderschön! Ich bedaure nur, daß uns Loeffler nicht begleiten konnte. Andererseits verstehe ich natürlich, daß er unbedingt weiterarbeiten wollte.»

«Nun, Herr Kollege, auch Sie werden kaum Ferien machen können.»

«Doch, doch!» widersprach Koch lebhaft. «See und Sonne geben mir schon Erholung und Aufschwung. Und den Cholerabazillus werden wir bald haben! Denn heute weiß ich, daß ich diesem mörderischen Feind der Menschen schon einmal als blutjunger Anfänger in Hamburg begegnet bin.»

«Ob wir Pasteur in Alexandria treffen werden?»

«Pasteur wird seine eigenen Versuche in Paris kaum abbrechen, um dem Hilferuf der ägyptischen Regierung Folge zu leisten.» Koch wandte sein Gesicht der Sonne zu.

Gaffky trat dicht an die Reling und sah in die gischtsprühenden Wellen. «Es ist doch etwas Eigenartiges mit dieser Cholera. Ganz plötzlich bricht sie aus ihrer Heimat Vorderindien aus und überfällt andere Länder. Fünfmal ist das schon im Laufe dieses Jahrhunderts geschehen. China, Persien, Rußland, Deutschland, Frankreich und England suchte sie heim, und sogar Nordamerika hat sie nicht verschont.»

Koch nickte. «Ja, sie nutzt alle Reisemöglichkeiten, zu Lande und zu Wasser. Doch wir werden den Mörder fangen und ihm das Handwerk legen!»

Gaffky blickte Koch an. Welch ungeheurer Wille, welch Selbstvertrauen und welche unerschütterliche Sicherheit in diesem Arzt steckten!

Am andern Morgen beim gemeinsamen Frühstück begrüßte Gaffky den Chef recht kleinlaut: «Ich habe in der Nacht kaum ein Auge zugetan. Je näher wir unserm Ziel kommen, desto unerträglicher wird es. Selbst die Räder der «Ancona» keuchen nur noch langsam durch das warme, bleifarbene Wasser.»

Koch fragte, während er die Kaffeetasse absetzte und nach dem gekochten Ei griff: «Hatten Sie das Bullauge in der Kajüte nicht geöffnet?»

«Da kam auch nur 'ne Bullenhitze rein!»

«Wir wollen hoffen, daß Sie Ihren Witz behalten und im Land der Pharaonen nicht den Sonnenstich kriegen.»

«Nützlicher wäre einer von Moskitos. Dann könnten wir die Malaria auch gleich erforschen.»

Koch lachte. «Sie bringen mich auf einen guten Gedanken.»

Am hohen Leuchtturm vorüber fuhr der Raddampfer in den Hafen von Port Said ein, begleitet von ägyptischen und arabischen Händlern und Geldwechslern auf kleinen, trapezförmigen Seglern.

Während Gaffky und die beiden anderen Begleiter, ein junger Arzt und ein Chemiker, sich um die Kisten mit den Instrumenten und Tieren kümmerten, ging Robert Koch von Bord.

Am Pier wurde er von einem Angehörigen der deutschen Botschaft empfangen. «Die ägyptische Regierung hat Ihnen das griechische Hospital in Alexandria für Ihre Untersuchungen zur Verfügung gestellt, Herr

Geheimrat. Der Chefarzt Doktor Kartulis hat alles vorbereitet und erwartet Sie mit Ungeduld. Leider ist der Seeweg nicht zu benutzen, da der Schiffsverkehr an der Küste der Cholera wegen gesperrt wurde.»

Langsam bahnte sich der Wagen mit den Deutschen seinen Weg durch die verstopften Straßen der dürftigen Hafenstadt. In ihnen wimmelte es von Esel- und Kameltreibern, Feigenverkäufern, Händlern, die Götter- und Tierfiguren, Seidenstoffe, Krüge, Pfeifenköpfe und Wasserflaschen aus Ton feilboten. Es war ein farbiges Völkergemisch von Arabern, Juden, Neger, Franzosen, Briten, Italienern, Griechen und Türken.

Gaffky hatte seine Augen überall.

Koch aber starrte über das bunte, wogende Gewühl von Menschen und Tieren hinweg. Vor seinem inneren Auge stand mit furchtbarer Deutlichkeit eines jener grauenvollen Bilder, wie sie die mittelalterlichen Städte boten, wenn die Pest darin wütete. Es könnte heute hier so aussehen und morgen an einem anderen Ort der Welt!

Auch auf der Bahnfahrt am Ufer des Suezkanals entlang nach Kairo und weiter durch das Nildelta nach Alexandria empfand er keinen so tiefen Genuß beim Betrachten der vorüberhuschenden Landschaft, wie das sonst der Fall gewesen wäre. Während seine Augen auf den Dattelpalmen mit den dichten Blattkronen und den langen, gelben Blütenkolben, auf den niedrigen Häusern inmitten der Ölbäume und Weinstöcke ruhten, konnte er es kaum erwarten, an die Arbeit zu kommen.

Die Stadt, von Alexander dem Großen gegründet und nach ihm benannt, lag vor ihnen. Aber die Forscher sagten sich, daß sie wohl kaum die Zeit aufbringen würden, alle Sehenswürdigkeiten zu besichtigen: den mohammedanischen Teil zwischen dem Alten und Neuen Hafen, mit seinen engen Gassen, zahlreichen Basaren und den vergitterten Fenstern vor den regellos gebauten Häusern. Das Frankenviertel, das alte Brucheion der Kaiserzeit, mit den Palästen der Prinzen und der reichen europäischen Kaufleute, der bronzenen Reiterstatue Mehemed Alis, der Pompejussäule, dem Obelisk aus rotem Granit, den schon Ptolemäus I. um 300 v. u. Z. im Tempel der Serapis errichtet hatte. Das Museion, den «Sitz der Musen», die einst weltberühmte Alexandrinische Schule des Ptolemäus.

«Die Letzten werden die Ersten sein! so sagt man doch wohl in Deutschland, Herr Geheimrat», wurde Robert Koch von Dr. Kartulis begrüßt.

Koch sah den älteren, elegant gekleideten Herrn erstaunt an, als er ihm freundlich die Hand schüttelte.

«Ich habe in Bonn studiert, und meine Frau ist Deutsche. Deswegen durfte ich Ihr Betreuer sein. Die zwölköpfige englische Kommission ist in einem ägyptischen und die französische im europäischen Hospital untergebracht.»

«Pasteur?» fragte Gaffky schnell.

«Nein, seine beiden Meisterschüler Roux und Thuillier! Aber bitte, meine Herren, ich werde Ihnen Ihre Räume und das Laboratorium zeigen.»

Gaffky trat dicht an Koch heran und flüsterte: «Sie haben also recht gehabt. Schade.»

Der nickte nur und drängte weiter.

Gaffky tauchte seine Hände in die Desinfektionsschüssel, trocknete sie ab, zog sein Taschentuch, wischte sich den Schweiß von der Stirn und öffnete den nassen Kittel, unter dem er kein Hemd trug.

Zehn Tage plagten wir uns schon herum, alle vier! ging es ihm durch den Sinn. Angestrengt von morgens bis spätabends. Koch sogar nachts. Ich selbst bin nur hin und wieder im Ärztekasino gewesen. Immer nur suchen und suchen! Gewiß, Koch hat uns bereits in den ersten Stunden unserer Arbeit den kurzen, schlanken Kommabazillus gezeigt, den Erreger der echten asiatischen Cholera; wir haben ihn in den Geweben der Darmwände von zehn Leichen und in den Fäkalien von zwölf Kranken wiedergefunden, die wir aufs sorgfältigste mikroskopisch durchforschten. Aber als wir dann versuchten, durch das Kulturverfahren die Krankheitsursache zu ermitteln, kamen wir nicht vom Fleck, sooft wir es auch wiederholten. In jedem Zustand, warm und kalt, frisch und alt, haben wir Cholerakeime in die Körper von Affen, Hunden, Katzen, Hühnern und Mäusen eingeführt, um sie künstlich zu infizieren. Und was ist geschehen? Die Tiere sind quicklebendig. Sie fressen, saufen, bellen und miauen, gackern und piepsen nach wie vor.

«Es ist zum Verzweifeln!» Gaffky stöhnte laut.

Koch saß vor dem Mikroskop. Gelassen und gutmütig lächelnd. Er nahm die Brille ab und blinzelte seinen Assistenten an.

«Sie haben schon mancherlei von mir gelernt, nur noch nicht die Geduld!»

Gaffky wurde heute durch die Ruhe des Chefs noch mehr aufgeregt. Wieder fuhr er sich mit dem Tuch über das Gesicht. Seine Stimme klang gereizt, als er fragte: «Worauf noch warten? In dieser schwülen Treibhausatmosphäre ist alles wie verhext.»

Koch stand auf und mahnte: «Nur Geduld, lieber Kollege! Wir werden uns neues Material beschaffen und weiterforschen! Ich spreche noch heute mit Kartulis.»

«Unmöglich, ganz ausgeschlossen, Herr Geheimrat», antwortete der Chefarzt. «Ich weiß wirklich nicht, woher ich Kranke nehmen soll. Die Epidemie ist am Verlöschen. Seit Sie hier sind, hatten wir keine Zugänge mehr.»

«Aber in den Dörfern am Nil gibt es noch Tote.»

«Bevor wir sie hierherbrächten, wären sie verwest und unbrauchbar.»

«Dann fahre ich hin und nehme die Untersuchung an Ort und Stelle vor.»

«Herr Kollege, bedenken Sie, wo Sie sich befinden. Sie würden in den sicheren Tod gehen. Die religiöse Einstellung dieser Menschen verbietet das Sezieren von Leichen. Die Nilbauern sehen darin eine Totenschändung.»

Nun schimpfte auch Koch, weil er ohne Material nicht weiterkam, und brachte seine Unzufriedenheit auch Gaffky gegenüber zum Ausdruck. Der ging daraufhin ins Kasino, um sich, wie er meinte, wenigstens innerlich abzukühlen.

Thuillier hatte ihn erwartet und kam eilig auf ihn zu. «Wir haben ihn gefunden!» platzte er heraus.

«War es nicht ein Femininum?» Gaffky glaubte an einen Scherz.

«Non, non, monsieur, le microbe!»

«Sie spaßen!»

«Nein! Wir haben den Choleraerreger!»

«Da sind wir aber wirklich neugierig!»

«Ich werde mir erlauben, Ihrem Chef, den ich hoch verehere, morgen das Präparat zu überbringen!»

Gaffky hielt es heute nicht lange im Klub. Er mußte Robert Koch die Neuigkeit berichten. «Halten Sie es für möglich, Herr Kollege?» fragte er, noch immer atemlos vom schnellen Lauf und der Wichtigkeit der Nachricht, die er brachte.

Koch hob gleichmütig den Kopf vom Mikroskop, von dem er sich noch

immer nicht trennen konnte, rückte die Brille auf die Stirn und erwiderte seelenruhig:

«Warum denn nicht? Wir werden es morgen sehen.» Damit schob er seine Brille wieder vor die Augen und arbeitete weiter.

Koch hatte die Mitglieder der französischen Kommission bisher noch nicht persönlich kennengelernt. Als Thuillier am nächsten Tag mit jugendlichem Schwung und strahlendem Gesicht zu ihm ins Zimmer stürzte, voller Siegesgewißheit und in froher Erwartung wegen der bevorstehenden Anerkennung, huschte ein Lächeln über Kochs ernste Züge, und er begegnete mit Wohlwollen dem offenen Blick seines Besuchers, der gleich nach der Vorstellung mit echt Pariser Redegewandtheit eine Lobeshymne über den Entdecker des Milzbrand- und Tuberkuloseerregers anstimmte. Koch kam gar nicht dazu, den Gast, der im Zimmer hin und her lief und ununterbrochen redete, zum Sitzen einzuladen.

Schließlich hob Robert Koch abwehrend die Hände: «Hören Sie auf, Herr Thuillier, Sie beschämen mich angesichts Ihres Erfolges, von dem Sie mich in Kenntnis setzen wollen.»

«Ich freue mich, Herr Geheimrat, daß Sie der erste sein werden, der unseren Fund bestätigt.»

«Es wird mir zur Ehre gereichen, einem jungen Kollegen zu dem verdienten Ruhm zu verhelfen.»

Mit einer tiefen Verbeugung überreichte Thuillier dem Geheimrat Koch seine Präparate, die er in einem verschlossenen Kästchen untergebracht hatte. Erst dann nahm er Platz und beantwortete ungezwungen alle Fragen, die Koch über Objekt und Methode der Untersuchung stellte.

Auch Koch erzählte von seinen Arbeiten, die er ebenfalls bald zum Abschluß zu bringen hoffte. Leider seien die Tierversuche bisher mißglückt.

«Sie haben», so schloß er, «in dieser Beziehung augenscheinlich bessere Ergebnisse erzielt.»

«Tierversuche», wiederholte Thuillier, «waren gar nicht nötig.»

«So, so», antwortete Koch nur.

Als Thuillier gegangen war, nicht ohne das Versprechen eines Gegenbesuches mitgenommen zu haben, setzte sich Koch mit zwiespältigen Gefühlen an sein Mikroskop, öffnete das Kästchen, legte schließlich die Deckelgläschen eins nach dem andern ein, suchte und suchte und — rief dann Gaffky.

«Bitte, sehen Sie sich den Erreger der Cholera an!»

Gaffky betrachtete sehr eingehend die Präparate. Darauf schaute er Koch verständnislos an. «Herr Kollege, wollen Sie mich verulken? Das sind doch...»

«Ja, ja, ganz recht», unterbrach ihn Koch, «das sind einfach Blutplättchen, die zusammen mit den weißen und roten Blutkörperchen bei jeder Infektionskrankheit im reichen Maße auftreten, die aber mit dem Erreger der Cholera nicht das geringste zu tun haben. Ein kleiner Irrtum also. Kann vorkommen.»

«Na, die beiden werden sich aber wundern», sagte Gaffky.

Am übernächsten Tag suchte Koch die französischen Forscher auf. Er hatte lange überlegt, wie er sie auf freundschaftliche Weise von ihrer falschen Fährte abbringen könnte.

Doch es kam ganz anders.

Roux empfing ihn allein. Verstört. Fassungslos. «Mein Mitarbeiter ist sehr krank, Herr Geheimrat. Er hat sich infiziert.»

«Ist doch nicht möglich! Herr Roux, bitte führen Sie mich zu ihm!»

Koch stand am Bett eines Sterbenden. Dieser junge, lebenslustige, sympathische Arzt war von der heimtückischen Krankheit blitzartig überfallen worden. Er war kaum wiederzuerkennen. Das Gesicht fiebergerötet und eingefallen. Die Augen tief in den Höhlen, halb erloschen.

Koch faßte erschüttert nach der Hand, die wachsbleich und entkräftet auf der Decke lag.

Thuillier wandte ein wenig den Kopf. Sein Blick suchte den Gelehrten. Die schmalen Lippen mühten sich um Worte.

«Haben – wir – ihn – gefunden?»

Koch zögerte mit der Antwort. Dann sagte er gütig und liebevoll: «Ja! Sie haben es erreicht!»

Da richtete sich der Kranke mit letzter Kraft auf. Sein Antlitz verklärte sich. Danach sank er zurück. In das Nichts.

Dr. Kartulis suchte Koch auf, der im Labor, die Hände auf dem Rücken, die verbrauchten Nährsubstrate betrachtete.

«Die Mission Pasteur hat nun ihren tragischen Abschluß gefunden. Die englische Kommission ist ratlos...»

«... und ich bin am Ende!» ergänzte Koch.

«Sie wollen resignieren, Herr Geheimrat?»

«Was soll ich weiter tun?»

«Darf ich Ihnen als weitgereister Mann einen Rat geben?»

Koch wandte Kartulis den Kopf zu.

«Ich bin Schiffsarzt gewesen, habe die Cholera mehrere Male miterlebt. Auch in ihrem Ursprungsland Indien. Sehen Sie, Herr Geheimrat, Sie haben den Erreger der Seuche entdeckt, suchen Sie da weiter, wo er nistet, denn dort muß er doch irgendwo als Dauerform zu finden sein.»

«Das sagen Sie, Verehrtester. Ich bin kein Privatgelehrter. Ich bin Beamter und abhängig von unserer Regierung.»

Der Grieche ließ sich nicht beirren. «Ihr Wort gilt soviel wie das eines Ministers.»

Koch zog die Augenbrauen hoch. «Schmeicheln Sie mir nicht! Auch nicht im Scherz. Dazu ist mir die Sache zu ernst.»

«Aber, lieber Geheimrat, was denken Sie von mir. Ich will Ihnen doch nur einen Weg zeigen. Glauben Sie mir, die Herren auf den Regierungsstühlen sind oftmals froh darüber, wenn sie einen Fingerzeig dafür bekommen, wie sie ihre Tätigkeitsberichte füllen können.»

Koch reichte dem Kollegen impulsiv die Hand. Dann setzte er sich seinen Panama auf und ging die paar hundert Schritte über den um diese Tageszeit menschenleeren Ramleh Boulevard an den Hafen und weiter am Römerturm vorüber bis zum Palast der Kleopatra. Hier stieg er auf eine der Steinruinen, setzte sich und blickte verträumt auf das leichtbewegte Meer, auf dem die glutende Nachmittagssonne lag. Eine leichte Brise umfächelte seine Stirn. Und plötzlich hatte ihn das Fernweh wieder gepackt. Er wollte es sich nicht eingestehen, versuchte sich durch die langsam dahinziehenden Dhaus mit den schiefen Segeln, die kreischenden Möwen über dem silbergrauen Wasser ablenken zu lassen. Doch selbst ein Seeadler vermochte es nicht, der sich majestätisch von einer Mauerspitze aufschwang.

Die Gedanken, die Kartulis ihm eingegeben hatte, summten in ihm herum wie ein aufgescheuchter Bienenschwarm. Schließlich gelang es ihm, sie zur Ruhe zu bringen, sie zusammenzudrängen. Die flüchtigen Vorstellungen verdichteten sich zu dem Wunsch: Indien! Das Wunderland Indien!

Koch sprang auf, als wollte er sich von etwas losreißen.

Ja, bin ich denn ein Junge, der einem Trugbild nachsinnt? Er lief

hinunter zu den Badeanlagen, die wie eine kleine Halbinsel in den Hafen hineinragten, lieh sich einen Schwimmanzug, kleidete sich um und sprang ins Wasser.

Am Abend setzte er sich an den Schreibtisch und berichtete seinem direkten Vorgesetzten, dem preußischen Staatssekretär von Bötticher, über das Ergebnis seiner Forschungsarbeiten. Er teilte ihm mit, daß «durch den konstanten Befund von charakteristischen Mikroorganismen der ersten Bedingung, welche bei der Erforschung einer Infektionskrankheit zu erfüllen ist, Genüge geleistet ist und damit der weiteren Forschung ein bestimmtes Ziel gesteckt war». Dann lehnte er sich zurück, ahmte mit der Gänsefeder in seiner Rechten spielerisch den Flug eines Vogels nach, richtete sich ruckartig auf, tauchte die Feder entschlossen in die Tinte und schrieb in einem Zug, ohne auch nur einmal abzusetzen:

«Die Kommission ist von dem lebhaften Wunsche beseelt, das begonnene Werk fortzusetzen und womöglich auch die ihr gestellte Aufgabe zu lösen. Sie würde es schmerzlich empfinden, wenn die bis jetzt gewonnenen Resultate fruchtlos bleiben sollten. Die einzige Möglichkeit zur Fortsetzung der Untersuchung bietet sich zur Zeit in Indien, wo in mehreren Städten, insbesondere in Bombay, die Cholera noch in einem Umfange herrscht, daß ein baldiges Aufhören derselben nicht zu erwarten ist. Auch würde sich dort unzweifelhaft der Anschluß an ein Hospital, welcher sich in Alexandrien so sehr vorteilhaft erwiesen hat, am ehesten bewerkstelligen lassen.

Ew. Exzellenz hochgeneigtem Ermessen stelle ich demgemäß ganz gehorsamst anheim, ob unter den obwaltenden Verhältnissen die Fortsetzung der Untersuchungen in Indien statthaben soll, und stelle ich mich, wenn Ew. Exzellenz für die Ausdehnung der Expedition nach Indien sich hochgeneigtest entschließen, zur Führung derselben auch ferner ganz gehorsamst zur Verfügung.»

Als Koch den Brief beendet hatte, warf er sich auf sein Lager und schlief, seit Wochen wieder einmal, fest bis in den späten Morgen hinein.

Kartulis holte ihn zu Mittag ab. «Ich möchte die Tage mit Ihnen noch ausnutzen, lieber Geheimrat. So liebens- und achtenswerten Besuch bekommen wir hier nicht oft.»

Koch meinte: «Vielleicht werden noch ein paar Wochen daraus.»

Kartulis' Augen leuchteten auf. «So haben Sie wirklich Ihrem Minister geschrieben?»

Koch nickte. «Ich freue mich sehr darauf, noch einiges von Ägypten zu sehen.»

Kartulis machte sofort Pläne. «Ich werde den Khediven bitten, uns den kleinen Regierungsdampfer «Damanhur» zur Verfügung zu stellen. Ich zeige Ihnen den Hafen, den Suezkanal, das Rote Meer . . .»

Kartulis fühlte sich wieder jung. Dann aber sah er Koch groß an, als der den letzten Satz fortsetzte: «. . . und auch die Quarantänestationen!»

«Natürlich, natürlich — auch!» äußerte er verbindlich.

Mit Gaffky besprach Koch das Nächstliegende. «Unsere Mitarbeiter können schon morgen mit dem Dampfer zurückfahren. Vom Forschungsmaterial behalten wir nur das Nötigste zurück. Wenn wir mehr brauchen, werden wir es schon bekommen.»

Von wem? dachte Gaffky, fragte aber nicht. Offenbar hatte der Chef nicht vor, mehr zu sagen.

Sengendheiß brannte die Sonne über der Stadt. Kein Lüftchen regte sich. Drückend lastete die feuchtwarme Luft auf den Menschen.

Auf dem Weg zum Anlegeplatz meinte Kartulis: «Die Besichtigung unserer beiden Stationen Meks und Gabari können wir uns wohl schenken, Herr Geheimrat.»

«Ja, Sie sprachen davon, daß die Pilger bereits zu Fuß unterwegs nach Mekka sind. Gut, Kollege, für unbelegte Krankenbaracken habe ich nichts übrig.»

«Aber hier in der Mauer sehen Sie noch die Andenken vom Bombardement der Engländer im Juli vorigen Jahres.»

«Wie kam es überhaupt dazu?» fragte Gaffky. «Wir haben uns damals in Berlin nur um unsere Bazillen gekümmert.»

«Die Ursache war ein Aufstand Einheimischer gegen die Kolonialherren.»

«Und wodurch wurde der ausgelöst?»

Kartulis lächelte. «Wie soll ich Ihnen das in wenigen Sätzen erklären?»

Gaffky rief aufgeräumt: «Dann machen Sie es länger!»

«Also: Der Khedive Ismail hatte Anno 1875 durch kriegerische Unternehmungen vollständig abgewirtschaftet, so daß er sämtliche Suezkanalaktien für 4 Millionen Pfund Sterling an England verkaufte, das zugleich die Finanzkontrolle über Ägypten übernahm.»

«Allein?» fragte Gaffky.

«Frankreich beteiligte sich ebenfalls daran, doch der Einfluß Großbritanniens wurde größer. Heute beherrscht es nicht nur den Kanal, sondern auch das Land.»

«Obwohl der Khedive Tewfik König ist. . .»

«Vizekönig», unterbrach ihn Kartulis, «Ägypten gehört zwar rechtlich noch zum Osmanischen Reich, ist aber tatsächlich britisches Protektorat.»

Die langsame Fahrt durch die ruhige Deltabucht war eine große Wohltat. Ein leichter Wind erquickte die Reisenden auf dem Schiff. Robert Koch hatte sich von den trinkenden und pokernden Herren auf Deck abgesondert. Stundenlang lag er allein unter dem Sonnendach ausgestreckt auf dem Liegestuhl und blickte über die tanzenden Wellen.

Ein farbiger Diener stellte auf ein Klapptischchen Getränke: Kaffee, Tee, Wein und Sodawasser, und wünschte, sich tief verbeugend: «Guten Appetit, Mylord!»

Da mußte Robert Koch plötzlich zurückdenken an die Zeit in Hamburg. Heinrich Hinrichsen stand vor ihm. Der reiche, vornehme Freund. Genauso hatte der ihm damals die Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten einer Seereise auf dem Schiff seines Vaters ausgemalt, ihn damit fortzulocken versucht. Wie schwer war ihm der Verzicht geworden auf den Anblick des sprühenden, unübersehbaren Meeres, auf die endlose Weite, die glühende Sonne, die Schönheit ferner Länder. Glückliche Hoffnungen, kühne Pläne hatte er sich einmal gemacht, unbedingt wollte er eine Seefahrt mit Emmy machen. Wie wäre sein Leben wohl verlaufen, wenn Emmy mit ihm ausgewandert wäre? Wie seltsam, daß sie so wenig Sinn hatte für den Zauber ferner Länder!

Am späten Abend waren die drei Ärzte beisammen. Die farbige Schiffsmannschaft hatte ihre melancholischen Lieder angestimmt, welche die Zuhörer zum Träumen brachten.

Kartulis schlürfte den roten Rebensaft genießerisch aus dem silbernen Becher und erzählte vom alten Land der Pharaonen, von den Menschen und ihrer Kultur, den Herrschern und ihren Gräbern, den Göttern und ihren Tempeln. Robert Koch saß zurückgelehnt in einem Korbstuhl und lauschte. Andächtig, versunken. Was er hörte, war für ihn wie ein Märchen. Groß und erhaben standen die Pyramiden, Obeliskten und Pylone, die Kolossalgestalten und Prachtbauten der Tempel vor ihm und machten eine längst vergangene Zeit lebendig.

Am andern Morgen lag auf Kochs Liegestuhl ein Buch. Er nahm den schmalen Band in die Hand und schlug ihn auf. Nachdem er sich ausgestreckt hatte, blätterte er darin. Bilder aus dem alten Ägypten, mit französischen Texten. «Wie schade!» murmelte Koch. Mit Roux und Thuillier konnte ich mich notdürftig unterhalten. Aber das hier ist mir zu hoch. Er blätterte weiter. Da fand er auf verschiedenen Seiten Zettel eingeklebt, fein säuberlich beschrieben. Übersetzungen ins Deutsche. Eine Damenhandschrift. Scheint Frau Kartulis gewesen zu sein. Sein Blick fiel auf ein mächtiges Tor. «Eingang zum Ammonstempel von Karnak», las er. Auf den Seitenwänden sah er überlebensgroße Reliefs, Szenen aus dem Tagesablauf ägyptischer Männer und Frauen und die Reste riesiger Säulengänge und Hallen. Dann eine lange Allee von Widersphinxen, die nach Luxor führt. Das gewaltige Werk Ramses'II., der auch in den Fels Abu Simbel am westlichen mittleren Nilufer zwei Tempel einhauen ließ.

Gewaltig wie die Pyramiden, dachte Koch und blätterte weiter. Da, wieder ein handgeschriebener Zettel. Ein Monolog der Isis, der Gemahlin des Gottes Osiris. «Aus einem uralten Papyrus» stand darüber.

Koch vertiefte sich in die Übersetzung.

«... Ich bin alles: Leben ist mein Geist, und Natur meine Kleidung. Ich bin das Lachen des Kindes, des Mädchens Liebe und der Mutter Kuß. Ich bin das Kind und die Dienerin des Unsichtbaren, das Gott ist und Gesetz und Schicksal, obgleich ich selbst nicht Gott, Schicksal und Gesetz bin. Wenn der Erde Winde wehen und die Ozeane rollen, dann hörst du meine Stimme. Wenn du aufwärts schaust zum gestirnten Firmament, dann siehst du mein Gesicht, und wenn der Frühling aufblüht in Blumen, das ist mein Lächeln. Denn ich bin das Wesen der Natur, und alle ihre Gebilde sind Gestalten von mir. Ich atme in allem, was da atmet. Ich wachse und nehme ab in dem wechselnden Mond. Ich werde größer und stärker in der Flut. Ich gehe auf mit der Sonne. Ich leuchte mit dem Blitz und donnere mit den Gewittern. Nichts ist zu groß für das Maß meiner Majestät, nichts ist so klein, daß ich nicht darin ein Heim finden könnte. Ich bin in dir, und du bist in mir.»

Koch legte das Bändchen beiseite, lehnte sich zurück und schloß die Augen. «Du bist in mir...», wiederholte er leise.

Als die «Damānhur» in den Suezkanal einfuhr, standen die Reisenden erwartungsvoll am Bug des Schiffes.

Kartulis zeigte auf die Mole. «Hier wird ein Standbild von Lesseps, dem Erbauer des Kanals, aufgestellt; man ist mitten in den Vorarbeiten. Der Platz gebührt eigentlich dem Tiroler Ritter von Negrelli. Der hatte den Plan vollständig entworfen, der Vicomte de Lesseps hat ihn nur ausgeführt.»

«Und der Nutznießer ist der Engländer», warf Gaffky ein.

«Er hat auch Sorgen, denn die großen Schiffe laufen oft auf Sand. Der größte Teil des Landes besteht bekanntlich aus Wüste, an Sand fehlt es also nicht...»

«An Armut, Not und Seuchen auch nicht!» setzte Koch hinzu.

Nach einer dreitägigen Fahrt legte die «Damanhur» früh am Morgen im kleinen Hafen von Tor an, am Fuß des Sinai. Der Djebel Katherin mit dem uralten Kloster schien in den purpurnen Strahlen der aufsteigenden Sonne von flimmerndem Gold umgeben.

Hamdan, der ägyptische Kapitän, war jahrelang als Matrose und als Steuermann auf englischen Schiffen gefahren, bis ihm die Regierung die «Damanhur» anvertraute. Er sprach fließend englisch.

Gaffky stand neben ihm auf der Brücke, das Fernrohr vor den Augen.

«Dort ist also irgendwo der biblische Horeb, auf dem Gott mit Moses redete und dem Volk Israel die Gebote gab», sagte er.

«So wird es angenommen», antwortete Hamdan, «obgleich es unwahrscheinlich ist, daß ein ganzes Volk nach der Flucht aus Ägypten das Hochgebirge durchwanderte und vor dem Berg, auf dem Gott in Donner, Blitz und Rauch erschienen sein soll, gelagert hat.»

«Wenden wir uns also lieber der Erde zu», erklärte Gaffky, «und sehen wir uns das heutige Lager an. Aber das kann doch nicht wahr sein!» entfuhr es ihm. «Das ist ja ein orientalischer Markt! Ein tolles Durcheinander. Zwischen den Händlern, die auf dem Erdboden ihre Waren ausgebreitet haben, die wallfahrende Menge. Ein Rufen, Schreien... Sind das die frommen Pilger?»

Der Kapitän schmunzelte. «Man merkt, Sie wohnen weit ab vom Orient. Der Europäer macht Vergnügungs- und der Mohammedaner Pilgerreisen! Glauben Sie nur nicht, daß es in Mekka, dem Wallfahrtsziel, ruhiger zugeht. Dort beginnt das Markttreiben, sobald die Hadschis ihre Zeremonien abgewickelt, nämlich in der Moschee Beit-Allah, dem Haus Gottes, gebetet haben, im Hof mit den 152 Kuppeln und sieben hohen Minaretten siebenmal die Kaaba umkreist, den schwarzen, glück-

bringenden Stein geküßt und vom heilkräftigen Brunnen Zemzen getrunken haben.»

Gaffky reichte dem Kapitän das Fernrohr. «Ich habe mir das ganz anders vorgestellt.»

«Dort werden auch die Erzeugnisse aller mohammedanischen Länder ausgetauscht. Mekka nährt sich von den Pilgern, und die Pilger nähren sich von Mekka, heißt es nicht zu Unrecht.»

«Das möchte ich einmal miterleben. Fahren wir hin, Käpt'n!»

Der alte Seebär strich sich über den Bart, spuckte in weitem Bogen ins Wasser. «So einfach ist das nicht, Doktor. Andersgläubige sind dort unerwünscht. Selten gelang es einem Europäer, sich verkleidet einzuschmuggeln.»

«Nein, danke, Kapitän, dann lassen wir's lieber.»

Robert Koch besichtigte mit seinen beiden Begleitern die Station: Ein kleines Krankenhaus, notdürftig eingerichtet, ein ägyptischer Arzt, drei Pfleger, keine sanitären Anlagen, wenig Desinfektionsmaterial. Koch sagte nichts. Gaffky dachte: Wann wird er losplatzen?

Kartulis, dem das Schweigen peinlich war, meinte: «Europäische Zustände, Herr Kollege, dürfen Sie natürlich bei uns nicht voraussetzen. Wir tun unser möglichstes.»

Koch nickte. Er stellte an den ägyptischen Arzt einige Fragen. Kartulis übersetzte: «Im letzten Monat sind keine Cholerafälle vorgekommen. Die Untersuchungen werden sorgfältig durchgeführt. Was hier auf den Matten liegt, sind Knöchelverstauchungen, Wirbelverletzungen, Magenleiden — kaum der Rede wert.»

Den Gang durch die wackligen Unterkünfte wollte Kartulis verhindern. Doch er hatte nicht mit Kochs Hartnäckigkeit gerechnet. Der fand dann auch, was er vermutete: Gestank, Schmutz, Unrat, die primitiven Kloaken voll von fliegendem und kriechendem Getier.

Er wandte sich direkt an den Ägypter: «Chlor?»

Ein Achselzucken war die Antwort.

Auf dem Weg zum Schiff blieben die Deutschen ein wenig zurück.

«Unglaubliche Zustände!» äußerte Gaffky. «Werden Sie eine Eingabe an die Regierung machen, Herr Kollege?»

«Was versprechen Sie sich davon? Damit würden Sie selbst in den zivilisierten Ländern kaum etwas erreichen. Seitdem ich die Elendsviertel in Berlin und die Slums in London gesehen habe, bin ich mehr als

skeptisch geworden.» Koch verlangsamte seine Schritte. «Gaffky», sagte er, «Sie wissen doch selbst, für das Militär wird gesorgt, die Soldaten werden gut gekleidet, ernährt, untergebracht und mit dem modernsten kriegerischen Handwerkszeug ausgerüstet. Ein Kriegsminister hat immer Geld, ihm wird jede Summe bewilligt. Aber einen Gesundheitsminister gibt es überhaupt nicht. Bei uns hat Virchow viel getan. Aber auch das reicht noch lange nicht aus.»

Kartulis hatte den ägyptischen Kollegen zu Abend aufs Schiff geladen. «Ja», sagte er, als alle am Tisch saßen, «nun ist unsere Mission beendet.» Er wandte sich an Koch. «Schade, ich wäre gern noch mit Ihnen ein Stückchen weitergefahren.»

Als ob Koch darauf gewartet hätte, stellte er auch schon die Frage: «Warum denn nicht? Es muß doch auf der langen Pilgerroute noch Quarantänestationen geben.»

«Gibt es. Natürlich. Doch wir werden dort kaum etwas anderes erleben als hier», versuchte der Arzt auszuweichen.

«Ich möchte gern selbst eine Untersuchung an Deck eines Schiffes vornehmen.»

Kartulis wand sich ein wenig, ehe er antwortete: «Der nächste größere Hafen ist El Wedj. Versuchen wir es. — Im Interesse der Wissenschaft!» Letzteres fügte er zu seiner eigenen Rechtfertigung hinzu. Dann ging er sofort zum Kapitän.

Hamdan schmunzelte. Er hatte Gefallen an Gaffky gefunden. Er nickte. «Es sind rund zweihundert Seemeilen. Ich werde Kohlen bunkern lassen. In zwei Stunden schwimmen wir!»

Die Fahrt verlief angenehmer als im Suezkanal, denn in dieser Jahreszeit wehte ein ständiger Südost.

«Warum fahren wir nicht näher an der Küste entlang?» fragte Gaffky, der wieder beim Kapitän stand.

«Korallenriffe, Doktor», antwortete der Kapitän. «Aus diesem Grund fahren die Fischer auch nicht in Segelbooten aus, denn sie müßten jeden Augenblick gewärtig sein, auf eine Klippe zu stoßen.»

«Ich habe mir sagen lassen, das Rote Meer sei das wärmste, salzigste und geheimnisvollste Meer der Welt. Vor viertausend Jahren fuhrn hier schon die prunkvollen Schiffe mit den geschnitzten Schnäbeln und den damastenen Segeln der ägyptischen Herrscher ins Land des Weihrauchs nach Südarabien.»

Hamdan rückte das Ruder einen Strich nach links. «So soll es gewesen sein. Die Pracht wich der Schande, dem Raub und dem Mord. Die Königsbarken wurden abgelöst von den Sklavenschiffen und den schnell segelnden Dhaus der Piraten, die sich des «schwarzen Elfenbeins» zu bemächtigen suchten. Ja, und das Geheimnis, von dem Sie sprachen, liegt dort in der Tiefe.»

Der Kapitän wies mit der Rechten nach unten und fuhr in seiner bildhaften orientalischen Redeweise fort: «Könnten wir diese Azurdecke aufheben und hindurchblicken bis auf den Grund, eine Wunderwelt täte sich auf, Wirklichkeit gewordene Visionen und Träume erschienen uns. Ismail, der älteste der Korallenfischer, hat oft hinter den blauen Vorhang geschaut.»

Hamdan starrte schweigend ins ziehende Wasser.

«Und was hat er gesehen?» drängte Gaffky.

«Das ist es ja eben, die Korallenlandschaften sind so verschiedenartig in Gestalt, Größe und Ausdehnung, so bizarr in ihren Formen, daß niemand sie beschreiben kann. Die Tiere und Pflanzen sind so bunt, so farbenprächtig und farbensprühend, daß einem die Augen davon übergehen.»

«So lassen Sie endlich Ihren alten Fischer, der soviel und doch nichts gesehen hat.»

Der Ägypter warf dem Deutschen einen mißbilligenden Blick zu. «Herr, Allah ist groß, und seine Welt ist nicht kleiner!»

Gaffky stampfte vor Ungeduld mit dem Fuß auf die Planken. «Ja — ja, schon, aber was ist nun tatsächlich vorhanden?»

«In fleischroten Korallen, die oft mit weißen, violetten und roten Seesternen, Seenelken und Schlangensterne besetzt sind und das Aussehen von blühenden Bäumen haben, tummeln sich unzählige Fische, vielfältig in Form und Farbe: rosarote, robbengleiche Medusen, grüngetupfte Hariden, die Papageien des Meeres, blaugestreifte Sachelen, hellgelbe, rautenförmige Häggins und kleine kugelige Crimmas, die sich aufblähen wie eine Seifenblase, um so dem Rachen ihrer größeren Artgenossen zu entgehen, pfeilgleich aus dem Wasser schnellende Hornhechte, Haie, Schwertfische und beflügelte Meeresdrachen.»

Der Kapitän blickte angestrengt nach vorn und wich einem knapp aus dem Wasser ragenden Riff aus.

«Diese Liste ließe sich verlängern und würde kaum ein Ende finden.»

Für Gaffky gab es noch viele Fragen. «Warum heißt diese riesige blaue Bucht mit dem opalisierenden Schimmer über den Korallenbänken eigentlich «Rotes Meer?»»

«Neben den zahllosen Stachelhäutern, Schnecken, Krebsen und einer Unmenge von Wasserpflanzen gibt es hier auch Algen in Form von roten Fäden. Treten die in Massen unter der Oberfläche des Wassers auf, färben sie das Meer rot, zu bestimmten Zeiten sind Teile des Busens mit Myriaden glimmender roter Sternchen bedeckt, die in der Morgendämmerung die Wellen zu einem Feuerstrom werden lassen.»

Als die «Damanhur» an der kleinen Koralleninsel vor dem Hafen von El Wedj, auf der sich die Quarantänestation befand, anlegte, ankerte bereits eine halbe Seemeile seeinwärts ein Ozeandampfer, die Reling voller Neugieriger.

Kartulis ließ sofort den Leiter der Station rufen.

«Woher kommt dieser Dampfer?»

«Aus Bombay!»

«Warum hat er nicht in Djedda vor Mekka angelegt?»

«Die Quarantäne war überbelegt.»

«Wieviel Passagiere?»

«Fünfhundert.»

«Wann soll mit dem Ausbooten begonnen werden?»

«In zwei Stunden.»

«Rechnen Sie erst später damit. Der deutsche Geheimrat Doktor Koch wird die Untersuchungen persönlich auf dem Schiff vornehmen. Halten Sie ein Boot bereit.»

Der Kapitän des Dampfers empfing die Gäste mit gemischten Gefühlen. Koch redete ihn englisch an. «Haben Sie Kranke an Bord?»

«Nein!»

«Ordnen Sie bitte an, daß die Passagiere sich zur Untersuchung bereit halten.»

Der Kapitän bat den Arzt in die Messe.

Koch zog einen Kittel an. Die Pilger kamen. Kochs prüfenden Augen entging nichts. Das Resultat: zwei Cholerafälle. Die Kranken wurden sofort an Land befördert und in der Isolierstation untergebracht.

Es hatte sich an Bord natürlich schnell herumgesprochen, wer der deutsche Arzt war. Eine Abordnung der Passagiere bedankte sich bei Koch, der nun befriedigt nach Alexandria zurückkehren konnte, hatte er

doch die Bestätigung für seine Annahme erhalten: Die Cholera wurde durch die Mekkapilger verbreitet.

Robert Koch und Gaffky warteten seit mehreren Tagen in Kairo auf die Diplomatenpost, die durch das deutsche Konsulat dem Forscher überreicht werden sollte.

Das Hôtel du Nil, in dem die Deutschen abgestiegen waren, lag im europäischen Stadtteil Ismailia. Von einem ihrer Zimmer im ersten Stock auf der Westseite sahen die Gäste auf die verstreut liegenden kleinen Palmenhaine in der Nilebene.

«Eine Oase in der steinernen Wüste der Paläste, Moscheen, Ruinen, in dem Labyrinth dunkler Gassen und Gäßchen, so eng, daß die Menschen von den holzverzierten Fenstererkern der gelben Kalksteinhäuser aus über die Straße hinweg sich die Hände reichen können», sagte Koch an einem Abend zu Gaffky, der neben ihm stand, und fragte dann: «Wo sind Sie denn heute herumspaziert?»

Der Angesprochene trat zurück an den Tisch und goß sich Sodawasser in ein Glas. Er schwärmte: «Ich setzte mich in einen Eselskarren und ließ mich herumfahren. Zählte in der Azhar-Moschee die vierhundert Alabastersäulen, wunderte mich über die Ausdauer der Studenten, die mit gekreuzten Beinen in den Gängen hockten, den Koran auf den Knien, trank aus dem Jussuffbrunnen in der Alabastermoschee mit hohlen Händen einen Schluck heiligen Wassers, hörte dort die Stimme des Muezzins, der vom hohen Minarett die Stunde des Gebetes ausrief, und bummelte schließlich durch die Basare, atmete den Duft arabischer Gewürze, bewunderte die feinen, ziselierten Gold- und Silberarbeiten, blieb lange vor den altertümlichen Waffen stehen, wünschte mir einen der kostbaren Teppiche für mein zukünftiges Heim, handelte mir ein paar Hände voll Datteln ein und kaufte beinahe von einem schreienden Antiquitätenhändler eine marmorne Sphinx als Briefbeschwerer.» Gaffky griff zum Glas. «Aber morgen, verehrter Kollege, reiten wir beide zu den Pyramiden von Giseh.»

Die Antwort des Ministers von Bötticher war beim Konsulat eingegangen, und Koch eilte mit dem Schreiben zu Gaffky.

«Gaffky!» rief er ungestüm. «Gaffky!» wiederholte er, als er in das Hotelzimmer stürmte, «die Indienreise ist genehmigt. Die Mittel sind

bewilligt! Wir fahren mit dem nächsten Dampfer! Am 13. November!»

Gaffky breitete theatralisch die Arme aus. «Das ist ja märchenhaft! Das Land der Pharaonen hat uns also Glück gebracht!»

Robert Koch war ebenso begeistert wie sein Assistent. «Endlich ist es soweit! Mir brennt schon der Boden unter den Füßen!»

«Aber, aber, lassen Ihnen denn Ihre Bazillen gar keine Ruhe?»

«Es dürfte wohl umgekehrt sein!» antwortete Koch.

Noch am gleichen Abend teilte er seiner Tochter Gertrud die Weiterreise mit und schrieb: «Auf den Briefbogen habe ich einen Streifen Briefmarkenpapier, aber nur mit den Rändern, festgeklebt. Wenn Du denselben vorsichtig ablösest, dann wirst Du einen echten Moskito finden, und zwar einen von der bösartigsten Sorte, von denen man hier oft sehr zerstoichen wird. Nachts kann man nur in Betten schlafen, die durch dichte Moskitovorhänge gegen das Eindringen dieser kleinen Quälgeister geschützt sind. Hoffentlich wird der Brief nicht zu schwer werden, wenn ich Dir noch ein kleines Andenken an den Marienbaum bei Kairo hineinlege. Dieser Baum, eine uralte Sykomore, steht da, wo sich in den altägyptischen Zeiten die schöne Stadt Heliopolis befand. Jetzt sind nur noch einige unscheinbare Trümmer und ein einziger, aber sehr gut erhaltener Obelisk zu sehen. Dort also ist dieser Baum gewachsen, von dem die Sage geht, daß in einer Höhlung seines mächtigen Stammes die Jungfrau Maria auf ihrer Flucht Schutz gesucht habe. An dem Gitter, welches den Baum umgibt, wächst der mit schneeweißen Blüten versehene echte orientalische Jasmin. Ich habe für Dich zwei Blätter von dem Baume und ein paar Blüten von der Jasminhecke gepflückt und getrocknet. Ringsumher waren schöne Plantagen von Orangenbäumen, an denen die Früchte zu reifen begannen, ferner lange Myrtenhecken mit Blüten. Danach kannst Du Dir wohl einen Begriff machen, wie es hier im Winter aussieht. Überall blühen noch die Rosen und die Oleanderbüsche. Ein kleines, blaues, reizendes Blümchen aus dem Garten des Hôtel du Nil lege ich Dir noch mit bei. Später werde ich Dir einmal Pflanzen schicken, die ich auf einem mit Kamelen gemachten Ausflug in der Wüste gefunden habe. Unsere Reise geht zunächst nach Colombo auf Ceylon, dort werden wir ein paar Tage bleiben und dann nach Kalkutta fahren, wo wir wahrscheinlich Mitte Dezember ankommen werden.

In treuer Liebe
Dein Papa»

XIII

Indien! Paradiesische Pracht!

Hoch in den weiten Himmel hinein ragt über dem zauberhaften, blühenden Land das Himalajagebirge, schneebedeckt, rein, befreiend.

In den Sümpfen des mächtigen, heiligen Stromes, des Ganges, brodelte ein Höllental, verschmutzt, verseucht, vernichtend.

Maha Nagar, die große Stadt Kalkutta! Vibrierende, pulsende Hafenstadt!

Aus den palastähnlichen, mit Veranden und Säulengängen geschmückten Häusern der Weißen Stadt fliehen in den heißesten Wochen die begüterten Europäer in die klimatisch günstigen Kurorte, in die würzigen, schattigen Wälder des Hochgebirges. Genießend, schwelgend, prassend.

Aus dem trüben, beißenden Dunst der elenden, stickigen Rohr- und Bambushütten der Schwarzen Stadt kriechen die Eingeborenen, geschüttelt vom zehrenden Fieber, an die gelben, stinkenden Abwässer und verneigen sich vor ihrer höchsten Gottheit. Demütig, ergeben, sterbend.

Unbarmherzig brannte die glühende Sonne auf das Medical-College-Hospital neben der Universität von Kalkutta.

Robert Koch saß vor seinem Mikroskop. Obwohl ihm die Punka Kühlung zufächelte, standen dicke Schweißperlen auf seiner Stirn. Er fühlte sich körperlich nicht wohl, die vierwöchige Seereise hatte ihn geschwächt. Zwar hatte er die Verwirklichung seiner schönsten Jugendträume genossen. Doch Ruhe und Erholung konnte er nicht finden. Heftig hatte er es bedauert, nicht ein Mittel gegen diese verdammte Seekrankheit erfunden zu haben.

Gaffky ging gegen Abend aus dem Haus.

«Ich halte es in dieser schwülen, feuchtwarmen Luft einfach nicht aus.»

Am Hafen suchte er einen kühlenden Windhauch. Vergeblich! Es schien, als ob der Schweiß der unter ihren Lasten keuchenden Schauerleute die Luft noch drückender machte. Selbst die Gangesmöwen schwebten träge und lautlos über dem Hugli und den Schiffen.

Die «Clan Buchanan», der ägyptische Dampfer, mit dem die Deutschen angekommen waren, lag noch an der Pier. Der Kapitän stand breitbeinig neben dem Fallreep und trieb die malaiischen Kulis beim Einladen an.

Gaffky schlug dem kleinen, breitschultrigen Seemann vertraulich auf die Schulter. «Na, Käpt'n, Sklavenaufseher geworden?»

«Verdammt, so ist es beinahe! Wenn es nach dem faulen Gesindel ginge, lägen wir nächste Woche noch hier. Es ist schon schwierig genug gewesen, die Baumwollstoffe, die Glaswaren und das Petroleum loszuwerden und eine neue Ladung aufzutreiben! Man könnte aus der Haut fahren!»

«Das lassen Sie mal! Die trocknet so schnell ein, daß Sie nachher nicht wieder reinpassen!» Gaffky zeigte auf die Säcke, Ballen und Tonnen und fragte neugierig: «Und was ist da drin?»

«Jute, Tee, Reis, Rohseide. . .»

«Kein Opium?»

«Nein, das qualmen bloß die Chinesen.» Bei diesem Satz zog der Kapitän an seiner Stummelpfeife. «Aus!» sagte er, «kommen Sie, Doktor, ich hab 'n mächtigen Brand, den müssen wir löschen. Gehen wir nach oben in die Kajüte.»

Der Kapitän stellte eine Flasche auf den Tisch.

«Whisky! Made in Great Britain», las Gaffky und fragte: «Haben Sie den auch geladen?»

«Den gibt's überall, wo Engländer sind. Je weiter ab vom Mutterland, desto mehr, damit die Wächter des «Union Jack» ihre Sehnsucht ertränken können.»

Der Kapitän goß die Wassergläser voll. «Prost, Doktor!» Er schüttelte sich wohligh und griff wieder zur Flasche.

«Sagen Sie mal, Sie sind doch ein Studierter, wann ist eigentlich die Britische Ostindische Kompanie zum ersten Mal hier aufgekreuzt? Ich erfuhr bei meinen Fahrten als Matrose nur davon, daß die Kompanie in Indien zu einer regierenden und kriegführenden Macht geworden war und Ende der fünfziger Jahre aufgehoben wurde, nach dem großen Aufstand der Inder.»

Gaffky nickte. «Sie meinen die Militärrevolte von 1857.»

«Ja, ich erinnere mich daran. Die Engländer hatten ein neues Gewehr eingeführt. Vor dem Laden mußten die angeworbenen indischen Soldaten die Hülsen von den eingefetteten Patronen abbeißen. Da den Gläubigen der Genuß von Tierfett streng verboten ist, weigerten sie sich.»

«So sagt man. Ich glaube eher, daß die Ursache zum Aufstand Wut und Empörung gegen die Fremden gewesen ist. Denn nur so ist die Rache der Sieger zu erklären, die nach einem fürchterlichen Blutbad die Anführer der Revolte vor die Kanonenrohre banden und grauenvoll ermordeten.»

Der Kapitän nahm wieder einen großen Schluck, zog einen ledernen Tabaksbeutel aus der Tasche und stopfte seine Pfeife.

»Ja, und von da ab übernahm die britische Krone offiziell die Macht, setzte einen Vizekönig ein, und schließlich krönte sich die Königin Viktoria zur Kaiserin von Indien. Das geschah vor sieben Jahren in Delhi.«

Gaffky drehte das Glas zwischen seinen schlanken Fingern und schob es auf der Tischplatte hin und her.

«Aber Sie wollten ja wissen, wie und wann das alles angefangen hat. So um 1600 ließ sich die Britische Ostindische Kompanie, mit einem königlichen Freibrief ausgestattet, im Lande nieder. Zunächst eine reine Handelsgesellschaft, erhielt sie sechzig Jahre später das Recht, die Gerichtsbarkeit und die Militärgewalt auszuüben.»

Der Kapitän hatte interessiert zugehört. Jetzt fuhr er sich mit der Rechten über sein stoppliges Gesicht und guckte zum Bullauge hinaus: «Die Sonne steht schon tief. Wir kriegen unsere Ladung heute noch nicht unter.»

Gaffky trank sein Glas aus. «Der von der Königin Elisabeth geadelte große Seeräuber Walter Raleigh soll einmal gesagt haben: ›Wer die See beherrscht, besitzt die Schätze der Erde, und wer die Schätze der Erde besitzt, beherrscht die Welt!‹ Das ist zum Leitwort John Bulls geworden.»

Die beiden Männer erhoben sich.

«Ich wünsche Ihnen eine ruhige Heimfahrt, Käpt'n!»

«Dank, Doktor, und kommen Sie gut durch den indischen Winter.»

Gaffky schlenderte am Hugli entlang, durchquerte den Eden-Park und gelangte auf die Esplanade vor die Festungswerke des Forts William, das Robert Clive hatte erbauen lassen. Da läutete hell und fein von der nahen St.-Pauls-Kathedrale eine kleine Glocke. Gaffky zog seine Uhr und ging mit schnellen Schritten am Imperial Museum vorbei zum College zurück.

Als Gaffky zu Koch ins Zimmer trat, um ihn zum supper abzuholen, stand ein Inder neben Koch: groß, schlank, mit schneeweißem Turban, das Zeichen seiner Kaste auf der Stirn.

Koch erklärte: «Das ist Guru, der Dolmetscher, den uns der Konsul zur Verfügung gestellt hat. Er spricht ganz passabel Englisch und versteht sogar etwas Deutsch.»

«Guten Abend, Sahib!» wünschte Guru und verbeugte sich vor Gaffky, wobei er die gekreuzten Arme vor die Brust hielt.

Koch bedeutete dem Inder zu gehen.

«Er wird hier im Hospital wohnen und auch Botengänge für uns machen.»

«Es ist Zeit zum Essen!» drängte Gaffky.

«Ja, ja. Aber zuvor hören Sie mich an. Ich habe mir über unsere Arbeitsweise einige Notizen gemacht!» Koch nahm einen Bogen vom Tisch und las vor:

«1. Mikroskopische Untersuchung eines möglichst zahlreichen Obduktionsmaterials zur Erweiterung und zur Prüfung der in Ägypten erhaltenen Befunde über das Vorkommen der Bazillen in der Darm-schleimhaut von Choleraleichen.

2. Nachforschungen über das Vorkommen von Cholera bei Tieren.

3. Gewinnung von Reinkulturen der im Darm der Choleraleichen gefundenen Bazillen und Benutzung dieser Reinkulturen zu Infektionsversuchen an Tieren.

4. Bestimmung der biologischen Eigenschaften dieser Bazillen.

5. Desinfektionsversuche, um die Bazillen im Wachstum zu behindern resp. zu vernichten.

6. Untersuchung von Boden, Wasser und Luft in ihren Beziehungen zum Cholerainfektionsstoff, namentlich in bezug auf die Frage, ob derselbe in den endemischen Cholera-gebieten unabhängig vom menschlichen Körper, beispielsweise an bestimmte Zersetzungs Vorgänge im Boden gebunden, existieren kann.»

«Ein umfangreiches Programm, Herr Kollege.»

«Wir werden es schaffen!»

«Daran zweifle ich nicht», antwortete Gaffky und dachte: Und wenn das erledigt ist, hat der Chef bereits wieder neue, größere Aufgaben ausgearbeitet und wird sie lösen. Punkt für Punkt.

Auf dem geräumigen Balkon eines Bungalows nahe dem Hospital saßen die Ärzte beim Mahl.

Obgleich sie gegen die sinkenden Sonnenstrahlen durch eine geflochtene Matte, die immer wieder angefeuchtet wurde, geschützt waren, stand noch hinter jedem zweiten Gast ein Inder und fächelte ihnen mit dem bunten Federfächer Kühlung zu.

Gaffky stocherte in seinem Essen herum. Enttäuscht über die schlechte Küche, in der indische Spezialitäten gänzlich fehlten, verzog er das Gesicht, schob den Teller beiseite und griff nach den Früchten.

Koch blickte auf das kleine Stückchen Rasen vor dem Haus. Ein

Gärtner goß das kurzgeschorene grüne Fleckchen, und kniend entfernte er jedes kleine Unkrauthälmchen, das hervorsprossen wollte.

«Wir hatten heute einen Sterbefall», erzählte der Oberarzt. «Ich schicke Ihnen morgen das Untersuchungsmaterial, Herr Geheimrat.»

Koch schreckte auf und bat: «Bitte, heute noch!»

Der Engländer meinte nicht richtig verstanden zu haben. Koch spürte dessen prüfenden Blick und fügte hinzu: «Vielleicht ist es morgen nicht mehr zu gebrauchen.»

Als der Oberarzt das Mundtuch zusammengefaltet hatte, zog er eine Liste aus der Seitentasche seines weißen Smokings und reichte sie Koch.

«Hier ist die Übersicht über die Cholerafälle, die in den letzten fünfzehn Jahren in Bombay und Umgebung vorgekommen sind.»

«Sehen Sie sich das an!» sagte Koch zu Gaffky, der ihm trotz der Aufforderung, im Kasino zu bleiben, in sein Zimmer gefolgt war. «In der Weißen Stadt ein auffallender Rückgang der Krankheit, und zwar seit Bestehen der Trinkwasserleitung, im Schwarzen Viertel und in den Dörfern dagegen keine Veränderung.»

Gaffky betrachtete die Zahlenreihen. «Also müssen die Keime mit dem Wasser zu tun haben.»

«Ja! Guru soll morgen aus verschiedenen Stadtteilen Wasserproben holen. Doch nun an die Arbeit!»

Die Forscher saßen über die Linsen der Mikroskope gebeugt. Die beiden Gaslampen über ihnen summteten leise. Draußen vor den mit Moskitonetzen verhangenen Fenstern schwirrte, surrte, brummte, raschelte und wisperte es. Ab und zu war das unterdrückte Gähnen des Eingeborenen zu hören, der mit Hilfe einer Schnur den großen Fächer betätigte. Kaum hörbar knarrte die an der Decke befestigte Rolle, über die die Schnur gelegt war. Die beiden Ärzte sprachen nicht. Schweigend fertigten sie die Präparate an, färbten sie, untersuchten sie, machten sich Notizen. Hin und wieder sah Koch zu Gaffky hin, der ihm gegenüber saß, doch er konnte kein Zeichen von Ermüdung bei ihm erkennen. Nach Stunden erhob er sich schließlich.

«Machen wir für heute Schluß, Gaffky, wir finden doch nichts anderes!»

«Kommabazillen! Dieselben schlanken, gebogenen Gebilde wie in Alexandria!»

«Ja, kein Zweifel, daß es sich um den Erreger der asiatischen Cholera handelt!»

Als am anderen Morgen die Deutschen in ihr Zimmer traten, wurden sie schon von Guru erwartet, der sie mit einer tiefen Verbeugung begrüßte. Er wies auf einen Bastkorb, den ein Junge in der Hand hielt, und sagte: «Die Flaschen mit Wasser, Sahib!»

Auf ein Wort von ihm stellte der kleine Malaie den Korb auf den Arbeitstisch und verschwand. Jetzt erst nahm Guru die etikettierten Fläschchen, deren Inhalt aus Brunnen und Tümpeln der Schwarzen Stadt, dem Hugli und dem Kanal stammten, und stellte sie der Reihe nach auf. Nie wäre es ihm eingefallen, unter den Augen eines ungläubigen Eingeborenen eine niedere Arbeit zu verrichten.

Koch tupfte einen Tropfen auf ein Hohlgläschen, setzte ein wenig Methylenblau hinzu und erkannte sofort in dem Gewimmel, das sich seinem Auge bot, die berüchtigten Kommabazillen.

Gaffky griff nach einem anderen Fläschchen. Jede Wasserprobe verlief positiv.

Guru stand mit aufgerissenen Augen daneben.

Koch forderte ihn auf, durch die Linse zu gucken. Der Hindu trat einen Schritt zurück. Augenscheinlich kämpfte er mit sich. Er erblickte in dem Apparat, der Kleines so groß machen konnte, einen bösen Dämon. Dann schaute er auf Koch, den deutschen Arzt mit den gütigen Augen, riß sich zusammen und trat heran.

Koch wies ihn auf die blauen Todesbazillen hin. Als Guru sich aufrichtete, war sein Gesicht fahl. Er hatte doch einen bösen Geist gesehen. In seiner Sprache murmelte er eine paar Worte aus der Bhagawadgita, dem Gesang des Erhabenen:

«O Herr, sei gnädig mir!
Die Welt sah ich in dir,
in deinem Sinn ist jedes Ding enthalten!»

Danach stand er wieder ruhig und hoheitsvoll, wie ein Weiser, seinem Namen Ehre machend.

Gaffky hatte den Vorgang beobachtet. Er dachte: Welche Macht hat die Religion auch über diese Menschen!

Koch, dem das alles entgangen war, wandte sich an den Dolmetscher.

«Hast du schon einmal erlebt oder davon gehört, daß Tiere, Rinder, Ziegen, Hunde oder Katzen, an dieser Seuche eingehen?»

Guru dachte nach und erwiderte klar und bestimmt: «Nein, Sahib!»

Koch wandte sich an Gaffky. «Das nahm ich auch an. Aber wir müssen uns selber davon überzeugen.»

Der Arzt ließ sich von Guru nacheinander je zwei Kaninchen und Meerschweinchen auf den Tisch setzen, fütterte sie mit dem übriggebliebenen Untersuchungsmaterial vom Abend vorher und sperrte sie alle zusammen in eine leere Kiste.

Gerade als er damit fertig war, klopfte es. Ein englischer Assistenzarzt trat ein und stellte eine verschlossene Glasdose auf den Tisch. «Obduktionsmaterial, Herr Geheimrat!»

«Ich danke Ihnen, Doktor!»

Der Engländer hatte die Türklinke schon wieder in der Hand, als Koch ihn zurückrief und ihn bat: «Lassen Sie mir sofort ein Reagenzglas voll Rinderblut beschaffen, möglichst frisch.»

«Sehr wohl, Herr Geheimrat!» Die Tür klappte zu.

Gaffky lachte hinter ihm her. «Die Herren haben es bei uns immer sehr eilig, wieder fortzukommen.»

Koch entließ den Dolmetscher, setzte sich und griff nach der Dose. «So, nun wollen wir Reinkulturen anlegen.»

Drei volle Tage, die halben Nächte mit eingeschlossen, verbrachten die beiden Forscher mit anstrengender Kleinarbeit. Mehrmals kam frischer Untersuchungsstoff, wiederholt forderten sie Rinderblut und Rinderaugen an. Dann war es geschafft. In einer langen Reihe lagen die Kulturen in den Objektträgern nebeneinander. Es war an dem Tage vor Weihnachten.

Zum Heiligen Abend hatte der deutsche Konsul Koch und Gaffky zu sich eingeladen. Gaffky freute sich darauf.

Doch Koch winkte ab. «Ich wäre heute viel lieber allein», meinte er. «Aber man erweist uns von allen Seiten so viel Freundlichkeit, daß ich diese lebenswürdige Einladung nicht ausschlagen darf.»

Der Bungalow des Konsuls lag im südlichen, dem grünen Teil der Weißen Stadt, inmitten eines Palmenhaines.

Koch war es so gar nicht weihnachtlich zumute, als er im Wagen des Konsuls durch den hellen Abend fuhr. Darüber konnten auch nicht das herzliche Verhalten der Gastgeber, die wie ein Weihnachtsbaum geschmückte kiefernartige Kasuarina und die darunter liegenden kleinen Geschenke hinwegtäuschen. Koch blieb einsilbig und in sich gekehrt. Als dann die Hausfrau auf dem Harmonium ein Weihnachtslied intonierte,

überkam ihn eine leise Wehmut. Seine Gedanken wanderten zu Frau und Kind, dem im Lichterglanz strahlenden Tannenbaum. Nach Clausthal, zu den schneebehangenen Wäldern. In Erinnerungen versunken, summete er die vertraute Weise des Liedes mit. Als sie verklungen war, fuhr er sich rasch mit der Hand über die Augen. Doch dann hatte er sich wieder gefangen. Seine Gedanken richteten sich auf die großartigen Aufgaben, die vor ihm lagen, und ihn erfüllte ein Glücksempfinden, das die rückschauenden Erinnerungen verdrängte.

Später gingen die Herren in den Park. Sie rauchten, um die lästigen Moskitos fernzuhalten. Ein leichter Wind trieb ihnen süßliche Blumendüfte entgegen. Am tiefdunklen, violetten Himmel leuchteten die silbernen Sterne. Die Fächer der Palmen schwingen, wie von unsichtbarer Hand bewegt. Die Kronen der dichtbelaubten Mangobäume, die dicken, lederartigen Blätter und die lang herunterhängenden Luftwurzeln der Bananen raschelten, säuselten in fremdartiger Melodie, begleitet vom Plätschern eines Springbrunnens.

Koch blieb vor dem mit Buntgestein gefaßten Bassin stehen. Er blickte sinnend über die weiße Pracht der Lotosblumen. Hier benetzt der reine Quell das Symbol der indischen Erde, während ihre Menschen an dem Genuß des unreinen Wassers sterben. Warum muß das so sein? Die Herren der Weißen Stadt könnten dafür sorgen, daß auch die Schwarze Stadt Wasserleitungen und Kanalisation erhält. Aber für die Besitzenden ist sie nur ein Stall, in dem das Arbeitsvieh eingepfercht haust. Geht ein Stück ein, was macht das schon! Es laufen ja ganze Herden davon herum!

Der langaufgeschossene Konsul, ein ehemaliger preußischer Offizier, die elegante weiße Jacke geöffnet, die Hände in den Taschen der schwarzen Smokinghose vergraben, trat an das spiegelnde Becken, verzog das glattrasierte, nichtssagende Gesicht, so daß die Goldzähne blitzten, und fragte: «Halten Sie Zwiesprache mit dem Gott Shiva auf der Lotosblume, Herr Geheimrat?»

«Ja, ja», antwortete der Angesprochene verwirrt. Dann besann er sich. «Es gibt in diesem Land viele Probleme, Herr Konsul, mit denen ein denkender Mensch nicht so leicht fertig wird.»

Der Konsul nälte: «Unser Oberst, Herr Geheimrat, gab uns in schwierigen Situationen immer den dienstlichen Befehl: «Das Denken überlassen Sie den Pferden, die haben einen größeren Kopf.» Ich habe ihn hier schon oft befolgt und bin immer gut dabei gefahren.»

Koch schwieg.

Beim Abschied bat er den Konsul, ihm für die nächsten beiden Tage den Wagen zur Verfügung zu stellen.

«Während die englischen Ärzte ihr Christmas feiern, möchte ich mir die Stadt und ihre Umgebung ansehen.»

Als der Jagdwagen vorgefahren war, schlug Gaffky vor, das Museum zu besichtigen.

«Später, Kollege! Zuerst soll uns Guru das Eingeborenenviertel zeigen!»

Der Dolmetscher wies den Kutscher auf den Circularweg, der im Osten rund um die beiden Stadthälften führte. Bald trafen sie auf die kleinen, mit Palmwedeln gedeckten Hütten, die in Gruppen zusammengedrängt dalagen.

«Gibt es hier keine Straßen oder Gassen?»

Guru verneinte.

Koch befahl: «Laß halten! Wir steigen aus.»

Schmale Wege führten an den notdürftigen Behausungen entlang, vor denen halbnackte Kinder spielten und Frauen in schmutziggrauen Gewändern hockten, Matten aus Kokosfasern knüpften, Körbe aus Bambusspänen flochten, zwischen Steinen Reis mahlten und hinter einfachen Spinnrädern saßen.

Koch warf einen Blick in den Eingang einer der Hütten. Er blickte sich um, als suchte er etwas.

«Türen gibt es nicht.» Guru wies auf einen zusammengerollten Vorhang aus Kokosgewebe.

In dem Raum qualmte es. Über einer offenen Feuerstelle hing ein eiserner Topf. Einzelne Geräte aus Kokoschalen und Ton standen auf dem Fußboden.

Guru zeigte in eine Ecke. «Dort liegen die Matten zum Schlafen.»

Gaffky war inzwischen weitergegangen und wäre beinahe in ein längliches Wasserloch gerutscht. Er blieb stehen und fragte Guru, als der herankam: «Was ist das?»

«Grundwasser!»

«Woher kommen diese Löcher?»

«Sie entstanden, als die Menschen die Plätze für den Häuserbau aufschütteten, der Überschwemmungsgefahr wegen.»

«Ist das überall so?»

«Ja, hier in der Schwarzen Stadt gibt es an die achthundert und in den Vorstädten über eintausend solcher sogenannten Tanks.»

Die drei Männer gingen weiter, an mehreren Häusern und kleinen Teichen vorüber. Hier schöpften Frauen in Bambuseimern Wasser, dort wuschen lachende Mädchen Wäsche.

Wieder sah sich Koch suchend um. «Wo sind die Aborte?»

Guru lächelte still und wies auf einen der Tanks.

Koch schüttelte den Kopf. «Das kann doch nicht wahr sein! Gaffky, haben Sie schon einmal so etwas gesehen: Trinkwasserbrunnen, Waschkessel, Abfallgrube, Kloake, alles in einem einzigen Pfuhl. Da haben wir die Cholerabazillen ja beinahe in Reinkultur! Wie ist so etwas nur möglich!»

Der Dolmetscher, der annahm, es wäre eine Frage an ihn gerichtet worden, erklärte:

«Es ist in unserm Land immer so gewesen, das Volk kennt es nicht anders.»

Am nächsten Morgen ganz früh rollte der Wagen durch die Straßen der Weißen Stadt, die nach Süden führten. Ein heller, durchsichtiger Nebel lag über dem verschlafenen Land wie ein Schleier, der nach und nach von den Strahlen der aufsteigenden Sonne gelüftet wurde.

Die beiden Ärzte im Fond des Wagens atmeten die frische Luft in großen Zügen ein. Sie empfanden die Kühle als wohltuend, während der Inder auf dem schmalen Sitz vor ihnen mit eingezogenem Kopf, zusammengesunkenen Schultern fröstelte. Er hatte Mühe, seine steife Haltung zu bewahren und das leichte Zittern zu verbergen.

«Hier draußen ist in der Frühe der indische Winter doch zu spüren», äußerte Gaffky.

«Das, was Sie Winter nennen, ist im Februar schon wieder vorbei», antwortete Koch.

Als sich der Nebel vollends gehoben hatte, tauchten zu beiden Seiten des schmalen Weges Baumwollpflanzungen auf. Von einzelnen Sträuchern leuchteten bereits gelbe, trompetenförmige Blüten. Tautropfen glitzerten wie unzählige Diamanten auf den gelappten Blättern.

«Hier sind wohl das ganze Jahr hindurch Blüten und Früchte an Bäumen, Sträuchern und Pflanzen zu finden?» Koch stellte sich selbst die Frage. Denn die Antwort hatte er schon gesehen.

Guru aber fühlte sich angesprochen. Er hatte jedoch nicht alles ver-

standen und bat, den Satz auf englisch zu wiederholen. Da Koch leicht abwehrend den Kopf schüttelte, tat es Gaffky, und der Dolmetscher erwiderte: «Man kann es wohl so sagen, wenn es auch nicht für alle Gewächse zutrifft, hier im Delta braucht die Natur nicht auf Regen zu warten wie in anderen Gegenden Indiens. Im Boden ist immer Nässe. Für Ölpflanzen», er zog mit der Hand einen Halbkreis, «Leinsamen, Raps und vor allem für unser tägliches Brot, den Reis!»

Der Wagen näherte sich jetzt einer Bananenpflanzung.

«Ein richtiger Wald!» Gaffky wunderte sich. «Mindestens so hoch wie drei Männer! Und die Blätter so lang wie ein Pferd. Daher die riesigen Trauben! Wie lange stehen diese Bäume schon?» fragte er, zu Guru gewandt.

«Drei Jahre. Sie tragen einmal Früchte, dann gehen sie ein und treiben frische Schößlinge. Die Blätter werden noch heute von den Bewohnern als Teller bei der Reismahlzeit benutzt.»

Hundegebell ertönte.

«Das Dorf!» erklärte Guru.

Gaffky blickte sich um und sagte zu Koch: «Wie in der Schwarzen Stadt: arbeitende Frauen, staunende Kinder, herumlaufende Schafe, Ziegen und die Tanks. Alles da! Nur die riesigen Bambusstauden hinter den Hütten und die mächtigen Aasgeier darüber fehlen.»

Koch sah den leise aufkräuselnden Rauchfähnchen nach, die aus den schiefen Dächern aufstiegen, suchte den klaren, blauen Himmel nach den riesigen Vögeln ab und dachte: Wenigstens jemand, der hier für Sauberkeit sorgt. Was muß in diesem Land noch alles für die Gesundheit der Menschen getan werden! Welche Vorschläge könnte ich einreichen? grübelte er. Er hörte nicht mehr, was Gaffky sagte und was Guru erzählte, der sich jetzt in der zunehmenden Wärme wieder wohler fühlte.

«Mein Vater war ein Reisbauer. Wenn er hinter dem Holzpflug und den beiden Büffeln herlief, um den morastigen Boden aufzubrechen, mußten wir Kinder schon den Frauen helfen, die Reispflänzchen einzusetzen. Reis war unsere einzige Nahrung. Er gehörte zu jeder Mahlzeit, scharf gewürzt mit Curry, sauer gemacht mit den Essigschoten der Tamarinde, mit Öl oder Bambusschößlingen als Beilage.»

«Bambus?» fragte Gaffky neugierig.

«Ja, das essen sogar die Europäer. Schmeckt wie Asparagus, wie Spargel. Oh, Sahib, der Bambus ist eine Göttergabe. Er wächst sehr

schnell, in einem Tag einen Meter. Die Stangen verwenden wir zum Bauen von Stallungen, Schuppen, Zäunen. Aufgeschlitzt, flechten wir aus den Spänen Körbe, Matten, Dächer und Sonnenschirme.»

«Und was wird hier sonst noch angebaut?»

Guru sah an sich herunter. «Was wir zum Anziehen brauchen: Baumwolle, Jute.» Der Mann wies auf die weite Ebene: «Dort, der breitblättrige Hanf zum Spinnen und Weben.»

Kokospalmen säumten vereinzelt den immer schmaler werdenden Weg.

Guru schnalzte mit der Zunge. «Die Kokospalme, von der alles zu verwenden ist. Das Fleisch der Früchte wird gegessen, die Milch getrunken, das Fett zu allen möglichen Gerichten verwendet. Nur den Toddy, den Palmschnaps, dürfen wir nicht mehr herstellen, ebenso wie es uns verboten ist, die Weberei zu betreiben. Das sind Monopole der Regierung, die damit viel Geld verdient.»

Gaffky war das bekannt. So fragte er nur: «Wie habt ihr diesen Toddy gemacht?»

«Bevor die Nüsse ausgereift sind, wird der süße Fruchtsaft abgezapft, vergoren, und das berauschende Getränk ist fertig!»

Der Wagen, der in hohes Munchgras geraten war, hielt an.

Guru wandte sich an den Kutscher, der mit der Peitsche nach vorn zeigte und wild drauflosredete.

Der Dolmetscher übersetzte: «Weiter geht es nicht. Hier beginnt das undurchdringbare Wald- und Schlammgebiet der Sunderbands.»

Koch schüttelte seine Gedanken ab und stand im Wagen auf, blickte über die zahlreichen Mündungsarme des Ganges und die dazwischensliegenden üppig bewachsenen Inseln hinweg. Scharen von Vögeln kreisten darüber. Die Brise vom Bengalischen Meerbusen wehte übelriechende Dünste von Moder, faulen Pflanzen und Fischen herüber.

Gaffky war ebenfalls aufgestanden. «In diesem Dschungel muß es doch von Tieren wimmeln, ich hätte Lust, ganz dicht heranzugehen, mich ein paar Schritte hindurchzuzwängen...»

Guru warnte: «Shiva, der gnädige Gott, hat es den Menschen verboten, diesen Raum zu betreten!» Es schien, als ob er erschauerte und gewaltige Angst hatte, Gaffky würde seinen Vorsatz wahr machen und aussteigen. Fast beschwörend hob er die Hände: «Hier nimmt der heilige Fluß Abschied von der Erde. Wilde Tiere behüten sein Reich. Giftschlangen,

Krokodile, Büffel, Tiger, Panther und unzählige bössartige Insekten halten Wache.»

«Kehren wir um!» entschied Koch und setzte sich wieder.

Guru verbeugte sich mehrere Male vor Koch und murmelte Dankesworte.

Gaffky ließ sich auf das Polster zurückfallen und sah Koch verwundert an. Der lehnte sich zurück, nahm seine Brille ab, putzte sie sorgfältig mit einem Seidentuch, das er aus der Außentasche der Khakijacke zog, und schlußfolgerte aus dem, was seine forschenden Augen soeben erblickt hatten: «Wir stehen hier sozusagen an der Wiege der Cholera!»

«Sie meinen, Herr Kollege...» Doch Kochs fast herrische Bewegung der Rechten, die noch immer die Brille hielt, hieß ihn schweigen.

«Im Sumpfgebiet der Sunderbands unterliegen vegetabilische und tierische Stoffe massenhaft der Zersetzung. Hier bietet sich eine so günstige Gelegenheit zur Entwicklung von Mikroorganismen wie kaum auf einem anderen Platz der Erde.» Koch setzte umständlich die Brille auf.

Gaffky lauschte hingerissen. «Aber wie gelangen diese Bakterien in die Wohngebiete der Menschen?»

Koch sah den Assistenten scharf an, als wollte er ihm die Antwort suggerieren, doch da Gaffky verwirrt schwieg, erklärte er:

«Ganz besonders günstig ist in dieser Beziehung das Grenzgebiet zwischen dem bewohnten und dem unbewohnten Teil des Deltas, wo die Abfallstoffe aus einem außerordentlich dicht bevölkerten Land von den Flußläufen herabgeschwemmt werden und sich mit dem hin und her flutenden, bereits mit Zersetzungsstoffen geschwängerten Brackwasser der Sunderbands mischen.»

Gaffky hatte verstanden. «Sie glauben, daß diese besonderen Verhältnisse eine ganz eigenartige Fauna und Flora hervorbringen können?»

Koch nickte lebhaft: «...und sich vor allem Mikroorganismen entwickeln, denen aller Wahrscheinlichkeit nach auch der Cholerabazillus angehört. Denn alles deutet darauf hin, und ich wiederhole, daß die Cholera bestimmt in diesem Grenzgebiet ihren Ursprung hat.»

Während sich die beiden Ärzte angeregt unterhielten, saß Guru steif auf seinem erhöhten Sitz, die Arme über dem langen, hellbraunen Rock verschränkt. Ohne den Kopf zu drehen, ließ er seine Augen hin und her wandern. Er wollte den Babu, den gelehrten Herren, noch mehr zeigen.

Da bemerkte er zur Rechten hohe Bambushecken: das Dorf Saheb Bagan. Er rief dem Kutscher einige Worte zu. An der nächsten Wegkreuzung bog der Wagen ein.

Auf der breiten Dorfstraße sah sich Koch um. «Wo sind wir?»

«In Saheb Bagan, Sahib, der größten Ansiedlung vor Kalkutta.»

«Aber ich sehe gar keine Menschen.»

Guru stand auf, Umschau zu halten. Er zeigte nach vorn. «Dort, Sahib, am Dorfteich, dem großen Tank.»

«Was ist denn da los?»

Guru wußte es. Doch er schwieg. Er wollte über eine heilige Handlung nicht sprechen.

Am Weiher ließ Koch halten.

Zwei kräftige Inder stützten einen Mann, der sich anscheinend nicht allein auf den Beinen halten konnte. Sie hatten ihn fest gepackt, und der nackte Oberkörper dieses bedauernswerten Menschen ruckte und zuckte, die gekrümmten Knie schlotterten.

Kochs Diagnose stand sofort fest: Schweres Fieber — ein Cholerakranke! Gespannt wartete er, was geschehen würde. Aus der Menge trat eine hohe Gestalt im gelben Wischnugewand, ein Priester. Er hatte einen Palmwedel in der Hand, tauchte ihn ins Wasser und besprengte die Umstehenden, die sich, Gebete murmelnd, immer wieder mit verschränkten Armen tief verbeugten.

Der Priester sprach laut einen Mantra, eine Zauberformel. Darauf wurde der Kranke bis zur Brust ins Wasser geführt, mit dem Kopf untergetaucht und wieder ans Ufer gebracht, wo er zusammenbrach.

Kochs Stirn hatte sich in Falten gelegt. Über sein Gesicht zog die Röte des Zornes.

«Das ist ein Verbrechen!» stieß er hervor. «Und nicht nur an einem. An allen, die hier wohnen.»

Er wandte sich an Gaffky. «Kommen Sie, wir wollen sehen, ob wir noch helfen können.»

Der zögerte. Ihm war nicht recht geheuer zumute. Dann gab er sich einen Ruck. Wie konnte er auch nur daran denken, einen Befehl zu verweigern!

Koch sprang aus dem Wagen. Doch im gleichen Augenblick stand Guru vor ihm, versperrte ihm mit ausgebreiteten Armen den Weg und bat mit flehender Stimme: «Um Shivas willen, Sahib, stören Sie den Priester nicht

in seiner heiligen Handlung!» Er trat noch dichter an Koch heran und warnte: «Sie brächten das ganze Dorf gegen sich auf!»

«Ach was, Unsinn, ich bin Arzt!» Koch wollte Guru zur Seite drängen. Der aber faßte Koch an den Schultern, hielt ihn eisern fest und flüsterte mit angstverzerrtem Gesicht: «Verzeihen Sie mir, Sahib, aber ich fühle mich für Sie und Ihr Leben verantwortlich!»

Da drehte sich Koch kopfschüttelnd um, schimpfte: «Das ist schon eine verrückte Welt!» und bestieg wieder den Wagen. Im Weiterfahren sah er noch, wie der Mann, nunmehr als Toter, vom Weiher getragen wurde, zum Ghat, dem Verbrennungsplatz, der neben einem Bach lag, hinter dem Ort.

Koch schloß die Augen, um sich wieder zu beruhigen.

Gaffky aber dachte: Wäre ich ein Philosoph, würde ich ein Essay schreiben über den Nutzen und Schaden der Religion.

Bevor Koch sich am nächsten Tag wieder an die Arbeit machte, bat er Guru, eine Flasche Wasser aus dem großen Tank von Saheb Bagan zu besorgen.

Dann nahm er sich die mit Cholerabazillen gefütterten Tiere vor. Er untersuchte sie eingehend. Es waren keinerlei Anzeichen einer Krankheit zu entdecken. Auch als er ein Kaninchen tötete, fand er weder im Magen noch im Darm auch nur eine Spur von Bazillen.

Dann kam Guru wieder.

Koch und Gaffky untersuchten sofort das Wasser. Cholerabazillen!

«Da haben wir es!» Koch trommelte mit den Fäusten gegen seine Stirn. Nach dieser spontanen Reaktion, die sein Gegenüber mit einem Kopfnicken quittierte, stützte Koch beide Hände fest auf die Tischkante und blickte Gaffky an. «Und das Fazit?»

Die Frage blieb in der Luft hängen. Alles nur Mutmaßungen, Ergebnisse ohne Beweiskraft. Bis am zweiten Tag danach ein Sanitäter wieder Untersuchungsmaterial brachte: Fäkalien von eingelieferten Cholerakranken.

Koch stürzte sich gleichsam darauf. «Wissen Sie, wo diese Menschen wohnen?»

«In Saheb Bagan, Herr Geheimrat.»

«Haben Sie das gehört, Gaffky?» Koch schrie es fast heraus. «Wenn das Untersuchungsergebnis positiv ausfällt, haben wir die Antwort. Verstehen Sie, Kollege, unsere Antwort auf die Frage von neulich.»

Das Resultat war positiv. Kochs Augen leuchteten wieder. «Der Tank war also, das steht fest, von den Kranken, die darin badeten, infiziert worden.»

«Was schon durch deren Kleidung und Wäsche geschehen konnte», konstatierte Gaffky; «nach früheren Beobachtungen sind ja Cholerabazillen reichlich darin vorhanden.»

«Natürlich!» bestätigte Koch. «Fest steht ferner, daß die Anwohner des Tanks dieses infizierte Wasser zu häuslichen Zwecken und namentlich zum Trinken benutzt haben. Es handelt sich also hier gewissermaßen um ein durch den Zufall herbeigeführtes Experiment an Menschen, das wegen des Mißglückens von Tierexperimenten von besonderer Bedeutung ist. Erneut finden wir nunmehr unsere Annahme bestätigt, daß die spezifischen Cholerabazillen in der Tat die Krankheitsursache bilden.»

Koch stand auf und ging an den Tierkäfig. «Doch nun weiter zu unsern Sorgenkindern! Warum lassen sich die Tiere nicht infizieren?»

Gaffky trat neben den Chef.

«Vielleicht verhält es sich so: Jeder gesunde Magen tötet die Bakterien ab, anders ausgedrückt, nur ein kranker, widerstandsloser Magen läßt die Bazillen passieren.»

Koch folgte sofort weiter: «Dafür spricht die bei allen Choleraepidemien und auch hier in Indien regelmäßig gemachte Beobachtung, daß vor allem solche Menschen an Cholera erkranken, die sich eine Indigestion zugezogen haben oder sonst an chronischen Verdauungsstörungen leiden.»

«Also scheint die Empfänglichkeit bei der Ansteckung eine sehr wichtige Rolle zu spielen.»

«Ja, es läßt sich annehmen, daß von einer Anzahl von Menschen, die der Cholerainfektion ausgesetzt waren, nur ein Bruchteil erkrankt, und das sind fast ausschließlich solche, die vorher schon an irgendwelchen Verdauungsstörungen litten.»

«Um das an unseren Tieren zu beweisen, müßten wir bei ihnen solche Störungen im Magen künstlich hervorrufen.»

Gaffky war ebenso erregt wie Koch. «Man muß die Magensäure, welche die Bazillen tötet, entfernen oder wenigstens abstumpfen. Beim Menschen ist dies sehr einfach durch Gaben kohlensauren Natrons möglich.»

«Sehr gut, Gaffky! Langen Sie gleich ein Meerschweinchen raus. Ich suche indessen das Bullrichsalz.»

Koch stellte aber nicht nur eine Schachtel, sondern auch noch ein verstöpseltes Fläschchen auf den Tisch.

Gaffky las von weitem: Opium! «Hm!» machte er. «Sie wollen also außerdem den Darm betäuben.»

Drei der Tiere wurden so behandelt und dann mit Cholera bouillon gefüttert. Sie waren nach achtundvierzig Stunden tot, an den typischen Choleraerscheinungen zugrunde gegangen.

«... womit die noch unentschiedene Frage», notierte sich Koch für seinen Bericht an den Minister, «ob die im Cholera darm gefundenen Bazillen ausschließlich der Cholera angehörige Parasiten sind, nunmehr als gelöst angesehen werden kann.»

Im Februar wurde die Hitze für die Europäer immer unerträglicher. Gaffky seufzte oft, aber er wich nicht von der Seite Kochs, dessen Natur unverwundlich schien.

Es war die Dauerform des Choleraerregers, die den beiden Forschern zu schaffen machte. Sie ließ sich einfach nicht finden, trotz mannigfacher Versuche. Sowie die Kommabazillen trocken wurden, gingen sie ein und waren durch nichts mehr zum Leben zu erwecken.

«Das beste Mittel, den Cholera tod aus der Welt zu schaffen», ironisierte Gaffky diese Tatsache, «wäre die Trockenlegung des Gangesdeltas. Das würde radikal wirken, besser als unsere keimtötenden Mittel, Sublimat und Karbol, die wir nebenbei ausprobieren.»

«Womit Sie den Nagel auf den Kopf getroffen haben, Kollege.» Koch setzte sich auf den Stuhl und massierte mit beiden Händen seine Brust, auf der das offene Hemd klebte. «Nur im Wasser lassen sich die Bazillen am Leben erhalten. In Flüssigkeiten bleiben sie wochenlang entwicklungsfähig, und» — der Sprecher hielt den Bleistift nachdenklich an die Stirn — «und ...»

Gaffky wartete gespannt auf die Schlußfolgerung, die nun kommen mußte.

«... und es scheint alles darauf hinzuweisen, daß sie nur in feuchtem Zustande verschleppt und dem menschlichen Körper wirksam einverleibt werden können. Eine Dauerform des Erregers gibt es nicht.»

Gaffky war wieder erstaunt über diese prägnante Formulierung und ging dem Gedanken sofort weiter nach. «Womit auch klar sein dürfte, daß die Cholera in allen, nennen wir es einmal so, trockenen Gebieten, wohin sie gelangt, nach verhältnismäßig kurzer Zeit wieder verschwindet.»

Koch deutete mit dem Bleistift auf Gaffky. «Ganz recht, weil es ihr dort am notwendigen Lebenselement fehlt: am Wasser!»

Gaffky schnitt ein komisches Gesicht, wiederholte: «Wasser!» und griff sich an die Kehle; «mein Hals ist so trocken, daß auch das kleinste Kommatierchen darin ersticken müßte.»

Koch schmunzelte und erwiderte gutgelaunt: «Gehen Sie nur, und flößen Sie sich das notwendige Lebenselement ein. Nehmen Sie Toddy, das desinfiziert zugleich Ihr Innenleben.»

«Kommen Sie nicht mit ins Kasino, Kollege?»

Koch zog die Uhr. «Nach einer Stunde!» Er schrieb in Gedanken schon seinen Artikel über die Nutzenanwendung seiner Entdeckungen.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als Koch und Gaffky durch das Portal des Eden-Sanatoriums in Darjeeling traten und rasch den breiten Parkweg entlangschritten, der von blühenden Rhododendronsträuchern umsäumt war. Sie erreichten die Straße, die aus der Stadt in die Berge führte, und suchten mit ihren Blicken den Frühdunst zu durchdringen und die vor ihnen liegenden dunklen Zedern- und Tannenwälder zu erkennen.

Die beiden Männer hatten über ihren Khakianzug einen leichten Mantel gehängt und trugen einen Tropenhelm. Sie liefen schweigend nebeneinanderher, bis Gaffky unvermittelt zu sprechen begann. «In unserer Heimat, Herr Kollege, blühen jetzt die Veilchen.»

Der Angeredete blieb stehen. «Nanu, Gaffky, seit wann leiden Sie an Heimweh?»

«Seitdem ich im englischen Militär-Erholungsheim, als Gast der Kaiserin von Indien, dazu Zeit habe.»

«Eingebildet sind Sie gar nicht.» Koch lachte.

«Nein, Ehre, wem Ehre gebührt! Aber sagen Sie selbst, verdient haben wir's schließlich.» Als Koch lächelte und schwieg, fuhr Gaffky fort: «Im übrigen sind wir beide Hannoveraner, und unsere Väter waren noch Engländer. Da könnten wir eigentlich so tun, als ob wir zu Hause wären. Aber ich glaube, wir müssen uns beeilen, sonst geht die Sonne auf, ehe wir auf dem Tigerberg ankommen. Ich bin neugierig, ob der so nachsichtig ist und uns die Weitsicht gönnt, die wir von ihm erwarten.»

An der Frühstückstafel wurden die zurückgekehrten Deutschen mit einem stürmischen «Hallo» begrüßt. «Haben Sie schon vor dem Auf-

stehen Bazillen gesucht?» fragte ein junger Mann in der Uniform eines Kapitäns der königlich-britischen Armee besonders lautstark.

«Sie haben es erraten», erwiderte Gaffky, «wir wollen nämlich nachher Forellen angeln.»

Der Kapitän lachte. «Ihnen traue ich alles zu, sogar das.»

«Nun, dann werden Sie auch glauben, Käpt'n, daß wir der Göttin von Gaurisankar gehuldigt haben. Sie trug die Strahlenkrone der aufgehenden Sonne und lächelte uns zu.»

Der Engländer meinte leicht ironisch: «Hört, hört, der Wissenschaftler als Schwärmer.»

Gaffky parierte: «Schwärmen muß ein jeder, der etwas erreichen will, der ein Beginnen zu einem glücklichen Ende bringen möchte. In dem Wort «schwärmen» tönt etwas von dem Liebesflug der Bienenkönigin mit. Auch der Mensch, der schwärmt, empfindet Liebe: zu einem Menschen, einer Landschaft, einem Vorhaben, einer Arbeit. Wer nicht schwärmt, von einem Ort, von einer Sache zur anderen schwirrt, herumsucht, auch in Gedanken, der findet nichts. Sehen Sie unsern allverehrten Geheimrat Koch an. Wenn er nicht geschwärmt hätte, was er, das darf ich Ihnen hier verraten, von seinen Bienen lernte, wären noch heute die Erreger des Milzbrandes, der Tuberkulose und der asiatischen Cholera unentdeckte Geheimnisse.»

Der Offizier drehte sich zu Koch um und verbeugte sich leicht, wandte sich aber sofort wieder an Gaffky.

«Gaurisankar — Sie meinen der Mount Everest?»

Gaffky, der schon mehrmals mit dem Offizier in ein Rededuell geraten war, fühlte sich auch jetzt nicht abgeneigt, mit ihm die Klinge zu kreuzen.

«Es ist schade, daß der tibetanische Berg nach einem Londoner Ingenieur benannt wird, der nichts weiter getan hat, als dessen Gipfel trigonometrisch zu vermessen.»

Der Kapitän betrachtete den deutschen Arzt mit abschätzenden Blicken. «Immerhin hat Sir George Everest den höchsten Berg der Erde festgestellt.»

Gaffky entgegnete leichthin: «Es war eine ähnlich mühelose Errungenschaft wie der Erwerb von Dardschiling, das von Ihren Landsleuten zu einem Distrikt der indobritischen Präsidentschaft Bengalen gemacht wurde.»

Der Kapitän zog die Augenbrauen hoch. «Wir brauchen eben eine

Erholungsstätte für unser Militär, in dem mörderischen Kalkutta kann niemand ununterbrochen leben. Wir mieteten uns hier ein entsprechendes Areal vom Radscha von Sikkim gegen eine für ihn ganz annehmbare Jahresrente. Der turbangeschmückte Fürst kassierte das Geld fünfzehn Jahre lang. Dann wurde er frech und beleidigte unsere Zahlmeister. Daraufhin annektierten wir einen weiteren Landstrich. Doch diesmal ohne Entschädigung.»

«Ein gutes Geschäft», sagte Gaffky.

«Nicht wahr!» lautete die Erwiderung, «unsere Militärs sind tüchtige Kaufleute!»

Gaffky nickte und biß in den knusprigen Toast. Dann meinte er: «Die Teeplantagen in der Umgebung machen sich bestimmt bezahlt.»

«Und ob!» Der Offizier lachte. «Die Bibel hat recht, wenn sie empfiehlt, man solle mit seinem Pfunde wuchern!»

«Und ernten, wo man — nicht gesät hat!» erwiderte Gaffky boshaft. Als der andere auffahren wollte, fuhr er fort: «Aber unsere Leute machen's in den Kolonien natürlich genauso.»

Den Kapitän stimmte das Thema verdrießlich, ablenkend sagte er: «Apropos Pfunde — wie wär's mit einem kleinen Spielchen?»

«Ich wollte zwar noch die Mönche im Kloster besuchen und mir die Bibliothek der beschriebenen Palmblätter ansehen...»

«Dazu werden Sie noch Zeit genug finden!»

«Meinetwegen, pokern wir.»

Koch saß mit dem englischen Stabsarzt Parker zusammen. Auf einer Dienstreise im Distrikt begriffen, hatte sich der Engländer Urlaub genommen. Er benutzte nun jede Gelegenheit, sich mit dem deutschen Forscher zu unterhalten.

Koch war das natürlich sehr recht. Er suchte aus dem alten Kolonialarzt soviel wie möglich herauszuholen. Von seiner Arbeit sprach er wenig, Fragen danach beantwortete er kurz und ablenkend.

Nach dem Frühstück lud Parker seinen deutschen Kollegen zu einem Spaziergang ein. Im Gespräch über die Gesundheitsverhältnisse in der Truppe ließen sie die Siedlung bald hinter sich, ohne es zu bemerken. Doch einmal blieb Koch stehen. Die schneebedeckten Gebirgskzüge des Himalaja funkelten in der Sonne. Diesen Anblick möchte man sich für immer einprägen, dachte er. Doch viel zu schnell mußte er die Augen des grellen Lichtes wegen abwenden.

Der Weg ging talwärts weiter. Die Spaziergänger durchschritten ein Birkenwäldchen, das angepflanzt zu sein schien. In Reih und Glied leuchteten die hellen Stämme, dazwischen schimmerte das zarte Grün des Blattwerks. Koch wunderte sich, als er auch kleine Tannen und junge Eichen bemerkte. Bin ich daheim? fragte er sich im stillen. Doch als er Grabkreuze auftauchen sah, wußte er, daß er sich auf einem christlichen Friedhof befand. Parker hatte ihn mit Absicht hierhergeführt.

«Sehen Sie, Herr Geheimrat, das ist die andere Seite der Kolonisation. Junge Leute, die dem tödlichen Klima Bengalens zum Opfer fielen, obwohl wir sie hierher zur Erholung schickten. Meist Schwarzfieber und Cholera.»

Koch blickte nachdenklich über die Gräberreihen. Die gleichmäßigen Holzkreuze peinigten ihn. Er mußte an das denken, was ihm einst Onkel Biewend in Hamburg erzählte, um seine Auswanderungslust zu dämpfen. Wie recht hatte er gehabt. Der abschreckende Anblick machte das Wort «Bleibe im Lande...» zum eindringlichen Menetekel.

Für Koch bedeutete der Anblick eine Mahnung, noch mehr dafür zu tun, daß derartig verheerende Krankheiten von den Menschen abgewendet würden.

Parker mochte an Ähnliches gedacht haben, als er resignierend meinte: «Wozu sind wir Ärzte eigentlich da?»

Koch blickte Parker unwillig an. «Um mit dem Stab des Aesculapius dreinzuschlagen!»

Der Engländer lächelte. «Wie oft schlugen Sie schon drein! Und der Erfolg?»

Als Koch verdrossen die Stirn kraus zog, fügte er schnell hinzu: «Nicht doch, Herr Kollege, ich will nicht die Bedeutung Ihrer großartigen Forschungsergebnisse verkleinern. Ich dachte nur an die Nutzenanwendung für unsere Heilkunde. Wir Ärzte wissen jetzt, daß zum Beispiel die Cholera durch Bazillen verursacht wird, aber trotzdem können wir die Krankheit noch nicht besser kurieren als früher, und die Gräber hier werden sich immer weiter vermehren.»

«Ja, verehrter Herr Kollege», erwiderte Koch, indem er langsam auf eine Bank zuging, «wer diese Dinge ganz allein vom Standpunkt des rezeptschreibenden Arztes betrachtet und den greifbaren Nutzen vermißt, hat allerdings zunächst recht. Und doch sollten auch diese Kritiker bedenken, daß eine rationelle Therapie für die meisten Krankheiten und

insbesondere für die Infektionskrankheiten nicht eher durchgeführt werden kann, als bis wir ihre Ursachen und ihr Wesen erkannt haben.»

Die beiden Herren setzten sich, und Koch fuhr fort:

«Von der Entdeckung der Cholerabazillen verspreche ich mir aber schon jetzt recht erheblichen Nutzen. Zunächst denke ich an die Verwertung in diagnostischer Beziehung. Es ist überaus wichtig, daß gerade die ersten Fälle, die in irgendeinem Land oder Ort vorkommen, richtig diagnostiziert werden. Meiner Ansicht nach kann man jetzt durch den Nachweis der Cholerabazillen mit Sicherheit konstatieren, ob Cholera vorliegt oder nicht. Das scheint mir doch ein ganz wesentlicher Vorteil zu sein.»

Parker hatte mit großem Interesse zugehört. «Und Sie meinen, daß daraus Schlüsse gezogen werden könnten für die Behandlungsweise.»

Koch zog sein Zigarrenetui aus der Tasche und hielt es Parker hin. Als beide rauchten, erklärte er: «Nachdem wir die eigentliche Krankheitsursache und deren Eigenschaften kennengelernt haben, sind wir endlich einmal aus den vielen Widersprüchen heraus und gewinnen nunmehr feste Unterlagen für ein einheitliches und zielbewußtes Handeln.»

Parker schnippte etwas ungeduldig seine Asche in den Sand.

Koch bemerkte es, fuhr aber ruhig fort: «Was Ihre Frage betrifft, Herr Kollege, so gebe ich mich sogar der Hoffnung hin, daß auch therapeutisch die Kenntnis von den Kommabazillen zu verwerten ist. Man wird in Zukunft selbst in leichteren Fällen und in den Anfangsstadien die Diagnose stellen können. Und eine frühzeitige Diagnose ist um so wertvoller, als die Aussicht auf therapeutische Erfolge gerade in den Anfangsstadien noch am größten ist.»

«Wenn ich Sie so höre, Herr Koch, nimmt das von uns zu Leistende auch für mich festere Formen an, und ich erkenne, daß jeder Einsichtige von uns den Weg beschreiten kann, den Sie ihm gebahnt haben. Ich danke Ihnen für das Privatissimum.»

Parker blickte auf seine Uhr und erhob sich.

Am Nachmittag hatte er eine dienstliche Besprechung mit dem Leiter des Sanatoriums. Dabei brachte er das Gespräch auf Koch.

«Glauben Sie mir, ich bewundere diesen Robert Koch. Immer wieder setzt er einen durch seine klare und eindeutige Beweisführung in Erstaunen.»

Sein Gegenüber sah gelangweilt zum Fenster hinaus.

Parker fuhr fort: «Seine Selbsthingabe ist achtungsgebietend. Er hat in Kalkutta in so kurzer Zeit und unter schwierigsten Verhältnissen geradezu Übermenschliches geleistet.»

Der Arzt von Darjeeling zuckte die Achseln, pustete ein Sandkörnchen von seinem schneeweißen Anzug und meinte: «Es ist natürlich erfreulich, wenn er unserem Lande Nutzen bringt!»

XIV

Gertrud Koch rannte die Treppe hinauf. Den langen, dunkelblauen Rock gerafft und angehoben, so daß die weißen gestrickten Strümpfe über den hohen Schnürschuhen keck aufblitzten, nahm sie immer zwei Stufen zugleich. Hier durfte sie sich ungeniert gehenlassen. Es sah ja niemand. Doch sonst, unter den kritischen Augen der Mitmenschen, mußte eine fast siebzehnjährige junge Dame auf Reputation achten.

Atemlos stieß sie die vorsorglich von Anna, dem Hausmädchen, aufgeklinkte Korridortür auf, zog das kurze, enganliegende rote Ripsjäckchen aus, warf den Strohhut mit der schwarzen Samtschleife auf den Garderobenhalter und stellte die Schultasche neben den lackierten Schirmständer. Sie wusch sich die Hände, strich mit einer Bürste über das glatte, gescheitelte Haar, das die Farbe reifer Ähren hatte und im Sonnenlicht aufleuchtete, und trat dann in das EBzimmer.

Der Tisch in der Mitte des länglichen, sehr hohen Raumes war schon mit buntgeblümten Tellern, gefalteten Servietten und silbernen Bestecken gedeckt, doch der Fensterplatz, auf dem gewöhnlich Gertruds Mutter saß und auf sie wartete, war leer.

Gertrud hatte die Klinke noch in der Hand, sie wollte sich schon umdrehen und im Salon nachsehen, da hörte sie aus dem angrenzenden Herrenzimmer ein Geräusch. Sie lief an die breite Glasschiebetür und sah mit Erstaunen, wie ihre Mutter mit schnellen Handbewegungen den Schreibbüsch des Vaters ordnete, das Tintenfaß, die in Leder gefaßte, grüne Löschblattunterlage geraderückte, die Gaslampe herunterzog und dann einen Briefbogen aufhob und las.

Neugierig ging Gertrud ins Zimmer. Bei diesem Geräusch schrak Frau Koch auf und wandte sich der Tochter zu. Ihr Gesicht war ganz verändert. Eine freudige Erregung lag in ihren Zügen. So hatte Gertrud die Mutter

lange nicht gesehen. Noch bevor sie eine Frage stellen konnte, sagte die Mutter schon, und in ihrer Stimme lag ein erwartungsvoll froher Klang: «Denk dir, Trude, der Papa kommt! Morgen schon! Er hat eine Depesche geschickt! Aus München!»

Eine jähe Röte überzog das Gesicht des Mädchens. «Der Papa!» rief sie und umhalste die Mutter.

Emmy drückte ihr Kind an sich. Dann machte sie sich frei und strich mit einem wehmütigen Lächeln über Gertruds Haar. Das Mädchen hüpfte von einem Bein auf das andere und wiederholte immer wieder: «Der Papa! Der Papa!»

Nach einer ganzen Weile fragte sie noch einmal: «Wann, sagtest du, trifft Papa hier ein?»

«Morgen nachmittag, fünf Uhr fünfundvierzig, auf dem Anhalter Bahnhof.»

«Holen wir ihn dort ab? – Natürlich! Was ist noch vorzubereiten? Eine Droschke bestellen – Meinhardt Bescheid sagen und Herrn Doktor Loeffler – Blumen besorgen – einen Maiblumenstrauß für Papa! O Mama», jubelte das Mädchen, «das wird ein Wiedersehen! Dumm, daß wir morgen vormittag in Französisch noch ein Extemporale schreiben. Ach, ist egal, und wenn ich es verpatze. Aber die Klavierstunde nachmittags schwänze ich!»

«Aber Trude!» mahnte jetzt die Mutter. «Die ist doch schon um drei Uhr, du bist dann längst wieder zurück.»

«Na schön!» entschied Gertrud. «Dann bitte ich Fräulein Maier, mit mir den Einzug der Gäste auf der Wartburg aus dem *«Tannhäuser»* einzuüben.»

Gertrud konnte an diesem Abend vor Aufregung kaum einschlafen. Fragen wirbelten in ihrem Kopf herum: Wie mag Papa wohl aussehen? Was wird er erzählen von Ägypten, Indien, von seinen Erlebnissen? Sie rief sich ins Gedächtnis zurück, was er geschrieben hatte, was er ihr mitbringen wollte. Oh, ihre Freundinnen würden staunen! Keiner der Väter war so weit und so lange fort gewesen.

Auch Emmy wälzte sich auf ihrem Lager unruhig hin und her. Die erste Erregung war gewichen, das Nachdenken an ihre Stelle getreten. Sie rechnete nach: Am 16. August vorigen Jahres war Robert fortgefahren. Sechs, höchstens acht Wochen sollte diese Reise dauern. Nun waren inzwischen achteinhalb Monate verflossen. Sie fragte sich, ob sie ihren

Mann eigentlich vermißt hatte, und fand keine Antwort darauf. Trude hatte für Abwechslung gesorgt. Das lebhafte Mädchen wußte immer Neues zu erzählen, lud Freundinnen ein, spielte Klavier, übte auf der Zither des Vaters, wirbelte in der Wohnung herum, wünschte sich tausenderlei Kleinigkeiten und freute sich gemeinsam mit der Mutter darüber. Beide waren vergnügt, wenn Trude sich vor dem Spiegel drehte und im Zimmer vor Übermut tanzte. Häufig rief Emmy dann aus: «Wenn uns doch die Großmutter, die Generalsuperintendentin, sehen könnte!» In Trudes Gegenwart fühlte sie sich glücklich.

Eigentlich war sie in dieser langen Zeit immer in Gesellschaft gewesen: sie hatte an Kaffeekränzchen teilgenommen, auch selbst welche veranstaltet, hatte mit Bekannten die Oper besucht, war zu Bridgeabenden und Handarbeitsnachmittagen gegangen und hatte mit dem ältlichen Fräulein von Hohenstein die Dämmerstunden verbracht. Aber stets fühlte sie, daß ihrem Leben etwas fehlte.

Ein einziges Mal hatte eine alte Dame, gestützt auf ihren Krückstock mit dem silbernen Knauf, durch ihr Lorgnon Emmy forschend angeblickt und gefragt: «Liebe Frau Geheimrat, sind Sie immer so allein? Fühlen Sie sich sehr einsam?»

Es war ein großer Festabend im Hause eines Ministerialrats, mit Musik, Tanz, Wein, Komplimenten, Konversation. Emmy hatte sich durch die Worte der Dame verletzt gefühlt und sich verwundert gefragt, ob man ihr ansähe, daß ihr vergnügtes Benehmen nicht ganz echt war. Sie hatte ablehnend reagiert und sich von der alten Dame zurückgezogen.

Emmy lag jetzt ganz still. Leise bewegten sich ihre schmalen Lippen, sie flüsterte ein Gebet. Aber danach fühlte sie sich nicht besser. Es war so schwer, mit dem Leben zurechtzukommen! Sie fürchtete sich ein wenig vor dem morgigen Tage. Hatte sich Robert nach ihr gesehnt, und würde er sich ihr wieder mehr zuwenden? Oder würde es sich erweisen, daß die Trennung die Ehegatten einander noch stärker entfremdet hatte?

Die Uhr über dem Eingangsportal des Anhalter Bahnhofs zeigte auf ein halb sechs Uhr, als Emmy und Gertrud ankamen. Sie lösten drei Bahnsteigkarten und gingen durch die Sperre, gefolgt vom Amtsdienner Meinhardt, der in einer zweiten Droschke gefahren war.

Gertrud, die ein neues Frühjahrskleid trug, gab sich große Mühe, ihre kindliche Ungeduld zu meistern und recht damenhaft zu erscheinen. Sie

hielt den Blumenstrauß und den Pompadour krampfhaft in der Linken, trippelte hin und her, drehte den Kopf nach allen Seiten, guckte sich verstohlen um und musterte die weite Bahnhofshalle, die Zeitungsausrufer, Obst- und Süßigkeitenverkäufer, Gepäckträger, Lohndiener und Hotelboys, die Reisenden, die in den abfahrbereiten, fauchenden Zug auf dem Nebengleis einstiegen.

Emmy stand ganz ruhig. Mit ausdruckslosen Augen starrte sie die Schienen entlang, auf denen der Zug ihren Mann heimbringen würde. Es flimmerte ihr vor den Augen. Etwas zwang sie, zu denken: Diese Eisenbahnstränge, sind sie nicht ein Gleichnis unserer Ehe? Sie laufen nebeneinanderher und kommen nie zusammen. Nur von weitem scheint es so, als vereinigten sie sich, verschmolzen miteinander. Aber vielleicht kann es mit unserer Ehe doch noch so werden, vielleicht ist es noch nicht zu spät! Ihre Augen belebten sich wieder, und ihr Herz begann zu klopfen, als sie jetzt in der Ferne den heranbrausenden Zug wahrte. Als ihre Tochter nun rief: «Er kommt! Er kommt!», nickte sie ihr zu.

Strahlend, das Gesicht etwas schmaler, doch frisch und braungebrannt, eilte Robert Koch mit elastischen Schritten auf die Seinen zu.

Gertrud rannte ihm entgegen. Die Blumen fielen ihr aus der Hand, als sie die Arme um des Vaters Hals schlang.

«Trudchen! Trudchen!» Weiter konnte Koch nichts sagen. In diesem Ruf lag alles: Liebe, Freude und Stolz über die erwachsene Tochter.

Dann umarmten sich die Eheleute und gaben sich den Begrüßungskuß. Die Wangen der Frau röteten sich. Ihr Mund lächelte. Ihre Finger zupften nervös den Handschuh von der Hand. Jetzt wird Robert mich fest an sich drücken und zärtlich flüstern: Nun bin ich wieder bei euch und werde es bleiben. Jetzt will ich mich mehr um euch kümmern und viel mit euch zusammen sein. Ein Glücksgefühl durchströmte sie, schnürte ihr die Kehle zu. Sie schlug die Augen nieder. Doch es geschah nichts von dem, was sie im Überschwang ihrer Gefühle erwartete. Enttäuschung überwältigte sie, und ihr Lächeln gefror.

Als sie dann zu ihm sprach, war der Ton ihrer Stimme beherrscht und sachlich.

«Wir haben Meinhardt mitgebracht, für das Gepäck.»

«Danke, Emmy! Gaffky wird alles besorgen. Ah, da kommt er schon.»

Gaffky, der sich an sein Zivildasein gewöhnt hatte, trug den langen, grauen Reisemantel und die dazu passende Mütze mit lässiger Eleganz.

Nur der unbewußte Griff mit der Linken an die Seite, an der früher der Degen hing, erinnerte noch an den ehemaligen Sanitätsoffizier. Er verbeugte sich tief vor der Frau Geheimrat, küßte die ihm gereichten Fingerspitzen und nickte Gertrud zu, die am Arm ihres Vaters dem Ausgang zustrebte.

Frau Koch folgte mit Gaffky. «Sie sind sicher froh, wieder daheim zu sein und sich ausruhen zu können.»

Gaffky antwortete mit strahlender Miene: «Gnädige Frau, mit Herrn Geheimrat würde ich am liebsten durch die ganze Welt reisen.»

Emmy lächelte wehmütig, während Gaffky fortfuhr: «Und Ruhe werden wir jetzt kaum finden. Herrn Geheimrats Forschungsbericht eilte ihm voraus. Nur gut, daß wir die Stunde unserer Ankunft geheimhielten, sonst wären uns schon jetzt die Zeitungsleute auf den Fersen. Aber lange wird es sich nicht verschweigen lassen.»

Frau Koch dachte: Nun geht es weiter wie früher. Wieder wollte Bitterkeit in ihr aufsteigen. Doch sie zwang sich zur Gelassenheit. Nichts, rein gar nichts würde sich ändern!

Einen einzigen Tag nur verbrachte der Heimgekehrte ungestört zu Hause. Das war der 3. Mai. Am 4. Mai fragte er telefonisch beim Staatssekretär an, wann es ihm gestattet sei, seine Aufwartung zu machen. Er wurde zum 5. Mai befohlen.

Der Staatssekretär begrüßte Robert Koch vor seinem großen Mitarbeiterstab, dankte ihm und überreichte ihm den Kronenorden II. Klasse mit dem Stern. Am folgenden Tag wurden Koch und Gaffky vom Direktor des Gesundheitsamtes, dem Geheimen Obermedizinalrat Dr. Struck, feierlich begrüßt.

Am 8. Mai nahm der Reichstag einen vom Staatssekretär von Bötticher eingebrachten Gesetzentwurf über die Gewährung einer Dotation an die Mitglieder der Cholera-Expedition an. Koch erhielt für seine Forschungsarbeit einhunderttausend Mark. Und wieder einen Tag später stand er vor Kaiser Wilhelm I. und erstattete ihm einen kurzen mündlichen Bericht.

Im Festsaal des Central-Hotels brannten die mächtigen Gaskronleuchter, warfen die kristallinen Wandlampen ihr weißes Licht über die gedeckten Tafeln, so daß das Silber der Bestecke, das Porzellan der Gedecke, das Kristall der Gläser und Karaffen blitzte und strahlte. Befrackte Kellner

liefen noch eilfertig hin und her, während schon aus dem Vestibül Stimmengewirr durch die noch geschlossene Doppeltür drang.

Droschke auf Droschke fuhr unten am Eingangsportal vor, Herren mit Frackmantel und Zylinder stiegen aus und begaben sich in die Garderoben. Die gesamte Berliner Ärzteschaft traf sich an diesem Abend des 13. Mai 1884, um die Choleraforscher bei einem Bankett zu ehren.

Eine Droschke rollte gemächlich die Friedrichstraße entlang. Gaffky gab dem Kutscher den Auftrag, noch langsamer zu fahren und nicht vor acht Uhr an Ort und Stelle zu sein. Robert Koch saß steif im Wagen. Er fuhr mehrmals mit dem Zeigefinger zwischen Hals und Kragen. Der Galaanzug schnürte und engte ihn ein. Er kam sich vor wie in einen Panzer geschraubt. Er erzählte schließlich Gaffky von seiner Audienz beim Kaiser.

«Ich wollte ihm von unseren Forschungen berichten. Doch er unterbrach mich sehr bald. Ihm ging es mehr darum, von den Zuständen in Kairo, vom Suezkanal und vor allem von Indien zu erfahren. Ich gab ihm Auskunft, so gut es ging. Zum Glück war die Zeit vom Haushofmeister bemessen worden. So kam ich bald mit einem Händedruck davon. Wissen Sie, Herr Kollege, sollte ich noch einmal ins Ausland kommandiert werden, versuche ich gleich von einem Land ins andere zu reisen, denn was ich hier im maikühlen Berlin der letzten zehn Tage im Gehrock oder Frack durchgemacht habe — nein, dafür lieber zehn Monate lang im weißen Kittel im heißen Gangesdelta arbeiten!»

«Na ja, Chef», meinte Gaffky, «bloß daß da keine Reichstagsbeschlüsse gemacht werden.»

Koch fragte spöttisch: «Seit wann sind Sie denn so hinter dem Gelde her, Herr Gaffky?»

«Seitdem ich welches habe. Aber ich könnte auch noch mehr brauchen.»

«Das verstehe, wer will.»

«Ich möchte mir endlich eine Frau suchen.»

Koch blickte den schmucken jungen Mann von der Seite an. Er wollte ihn erst einen Materialisten nennen, dachte dann aber an sein eigenes jahrelanges Leben als Landarzt, nickte verständnisvoll und erwiderte: «Sie haben wohl recht. Das ist bestimmt ein besserer Anfang. Sie sparen sich dann in der jungen Ehe viele Schwierigkeiten.»

Am Hoteleingang im Innern des Hauses wartete indessen der Be-

auftragte der Ärzteschaft, Professor von Bergmann, auf den hohen Gast. Ungeduld lag auf seinem Gesicht. Die Adlernase, die mit der vorstehenden, hohen Stirn einen Winkel bildete, schien länger zu werden. Die Krähenfüße unter den immer lächelnden Augen vertieften sich. Er strich mit der Hand über die breite weiße Halsbinde. Dann zog er wieder seine Uhr. Endlich öffnete der livrierte Portier die Tür. Bergmann lief mit ausgestreckten Armen auf Robert Koch zu. Nachdem Koch sich von einem Pagen Mantel und Hut hatte abnehmen lassen, schritt er, geschmückt mit dem dunkelblauen Ordensband und dem vierstrahligen Stern, langsam mit dem Direktor der Universitätsklinik die Treppe hinauf, ging durch den Vorraum, an den sich ehrerbietig vorbeugenden Wartenden vorüber, und trat durch die geöffnete Flügeltür in den Saal, in dessen Hintergrund im gleichen Augenblick ein Streichorchester einen Marsch intonierte. Am Kopfende der Mitteltafel mußte Koch Platz nehmen, flankiert von Gaffky und Bergmann.

Nach der Suppe und dem Vorgericht schlug Professor von Bergmann an sein Glas und hielt eine begeisterte Lobrede auf Koch, dessen Zähigkeit und Ausdauer er wie folgt charakterisierte:

«Homer schildert als eine besondere Tugend seines Ajax» — bei diesen Worten sahen sich Koch und Gaffky verständnisvoll an —, «daß er, verscheucht von seinen Gegnern, wie eine Fliege wieder zurückkehrte, von einer anderen Seite ihn anfallend, unablässig, dauernd und zäh. Das sind die Eigenschaften, die auch wir für unseren Helden in Anspruch nehmen und die unser gefeierter Freund Koch in so hohem Maße bewiesen hat. Sooft ihm beim Färben und Beleuchten, beim Trocknen und Isolieren, beim Sterilisieren und Züchten auch die Versuche versagten: Er kannte kein Nachlassen und kein Stillestehen, immer wieder von einer anderen Seite erfaßte er kühn das Ziel, bis der gewaltige Gegner gebrochen und der Natur ihr Geheimnis abgerungen war.»

Mitternacht war längst vorüber. Leise trommelten die Regentropfen an die Fensterscheiben. Frau Koch fröstelte. Sie nahm von der Rückenlehne des Stuhles ihr Chenilletuch und legte es sich um die Schultern. Sie erinnerte sich daran, daß der Vater immer gesagt hatte, es sei nicht gut für den Ansatz der Früchte, wenn es in die Baumbüte regne. Wie lange war es her, daß sie vor den blühenden Obstbäumen im Garten ihrer Eltern gestanden hatte. Ihr Blick fiel auf die mit Blumen gefüllten Vasen und

Krüge im Wohnzimmer. Hier schickte ihnen ein Gärtner jeden Sonnabend frischen Blumenschmuck. Auch Gertrud kaufte oft ein Sträußchen aus dem Blumenladen an der Ecke und brachte es der Mutter mit. Emmy griff nach der blauen Vase mit dem Flieder und zog sie nahe an sich heran. Stark dufteten die vollen weißen Blütendolden. Maienzeit! Die Frau legte die Hände in den Schoß und kuschelte sich in den weichen Polstersessel.

Emmy wartete auf die Rückkehr ihres Mannes. Sie war aufgeblieben, weil sie noch ein wenig über das Fest erfahren und auf diese Weise seinen Ruhm mitgenießen wollte. Sie hoffte, Robert käme in beschwingter, mitteilungsireudiger Stimmung nach Hause.

Robert Koch war sehr erstaunt, daß seine Frau noch nicht zu Bett gegangen war, murmelte eine Entschuldigung wegen der späten Stunde, legte Schärpe und Orden ab, zog den Frack aus, fragte: «Darf ich es mir bequem machen?» und warf alles auf einen Stuhl. Er seufzte laut: «So, das war nun vorläufig das letzte Mal!» und ließ sich in einen Sessel fallen.

«Aber Robert», meinte Emmy, «du darfst doch nicht vergessen, daß du Verpflichtungen hast!»

Koch streckte seine Beine lang aus und gähnte. «Gerade daran denke ich. Es wird höchste Zeit, daß ich wieder an die Arbeit komme.»

Emmy rückte näher zu ihrem Mann hin und sagte drängend: «Die Glückwunschschreiben auf der Schale häufen sich. Du mußt dich bedanken. Wir müssen mindestens eine Gesellschaft geben. Du bist es deinem Ruhm und», fügte sie schnell hinzu, als sie sah, wie sich sein Gesicht verfinsterte, «deiner erwachsenen Tochter schuldig, auch mir.»

Koch richtete sich mit einem Ruck auf. Den Teufel werde ich ..., hatte er schon auf der Zunge, doch er schluckte die Worte hinunter und erwiderte statt dessen: «Nein, Emmy! Lade dir ein, wen du willst, aber laß mich aus diesem langweiligen, dummen Getue heraus. Es ist mir leid um die Zeit, und ich brauche weder die Bewunderung noch den Beifall der andern, die nur auf Titel Wert legen oder auf Geldsäcken thronen.»

Emmy erschrak über die brutale Ablehnung, sie hielt die Tränen nur mit Mühe zurück und sagte bittend: «Dann laß uns wenigstens in eine schönere Gegend ziehen. In Charlottenburg oder Dahlem eine Villa erwerben mit einem großen Garten. Der würde mir Freude machen.»

Koch schüttelte den Kopf und legte seine Hand auf die ihre. «Kind, ich möchte nicht täglich stundenlang unterwegs sein. Aber», lenkte er ein, als er ihr bleiches, enttäuschtes Gesicht sah, «ein Haus kaufen, ja, das

können wir: Wir werden das Haus meiner Eltern in Clausthal zurückkaufen. Dann können wir einmal später, wenn ich nicht mehr arbeiten kann, in Ruhe unsere Tage dort verbringen.»

«Ach», meinte sie wegwerfend, «später! Wer weiß, was dann ist! Wahrscheinlich trennst du dich niemals von deiner Arbeit.»

Der Universitätsreferent im Preußischen Kultusministerium trat in das Zimmer seines Chefs. Minister von Goßler saß am Schreibtisch und wies mit einer Handbewegung auf einen vor ihm stehenden Stuhl.

«Ich ließ Sie bitten, Herr Althoff, um eine Angelegenheit mit Ihnen zu besprechen, die mir sehr am Herzen liegt. Es handelt sich um unsern allverehrten Geheimrat Robert Koch. Seit Monaten häufen sich die Anfragen von jungen Ärzten und von Studenten, die bei dem berühmten Bakterienforscher assistieren und hören wollen, und nicht nur aus Deutschland, auch aus dem Ausland. Ich habe mit Herrn von Bötticher gesprochen. Er ist grundsätzlich mit der Errichtung eines Hygienischen Institutes einverstanden und wird die Angelegenheit weiter verfolgen. Unsere Aufgabe ist es nun, einen entsprechenden Lehrstuhl an der Universität zu schaffen.»

Althoff nickte zustimmend. «Das dürfte kaum Schwierigkeiten bereiten, Exzellenz.»

Als sich Goßler nach einer Stunde erhob, war er sich mit seinem Mitarbeiter einig. «Gut, Herr Althoff! Zu Beginn des nächsten Wintersemesters kann Robert Koch in die Universität einziehen.»

Noch arbeitete Koch im Kaiserlichen Gesundheitsamt. Wochenlang überprüfte er die Forschungsergebnisse seines Assistenten Friedrich Loeffler, der während der Abwesenheit des Chefs nicht nur den Diphtheriebazillus, sondern auch die Erreger der Rotzkrankheit der Pferde und des Rotlaufs der Schweine gefunden hatte, und reichte ihn daraufhin zur Beförderung ein. Schon am 1. Oktober konnte er den zum Stabsarzt am Friedrich-Wilhelm-Institut der Medizinisch-Chirurgischen Militärakademie Ernannten aus seinem Dienst entlassen.

Koch selbst beschäftigte sich nun wieder mit der Frage der Tuberkulose. Er hatte sich zum Ziel gesetzt, ein Heilmittel gegen diese tückische Volksseuche zu finden. Doch das lag noch in weiter Ferne. Zunächst interessierte ihn von neuem die Ursache ihrer Entstehung.

Wieder besuchte Koch mit seinem getreuen Faktotum Meinhardt die

Elendsviertel Berlins, ging in die Hinterhöfe der Häuser, in die Wohnungen der Ärmsten, untersuchte das Trinkwasser, ließ sich die Abwässerbeseitigung und Müllabfuhr erklären, fuhr mit Beamten des Magistrats hinaus auf die Rieselfelder.

So verging der Winter. Im März bat ihn Dr. Struck zu sich. «Verehrter Freund», begann er mit ernstem Gesicht, «als Sie vor fünf Jahren herkamen, ahnte ich bereits, daß ich Sie hier nicht lange würde behalten können. Denn ein Geist wie der Ihre strebt ständig weiter.»

«Aber, Herr Obermedizinalrat . . .»

«Sprechen Sie nicht, Herr Kollege, lassen Sie mich erst weiterreden, denn ich freue mich doch, daß ich der erste sein darf, der Ihnen wieder Glück wünschen kann. Diesmal zu Ihrer dreifachen Beförderung: zum Medizinalrat, Direktor und Professor!»

Robert Koch nahm die Brille ab, die von der Zimmerwärme angelaufen war, und putzte sie umständlich. «Ist es schon soweit?» Seine Stimme klang leise und bewegt. Dann setzte er die Augengläser wieder auf und blickte seinen Chef an. «Ich gehe ungern von hier fort. Ich habe Ihnen so viel zu verdanken. Ohne Sie hätte ich Berlin nicht gesehen, ohne Ihre Hilfe nichts erreicht . . .»

«Mein lieber Professor», erwiderte Struck schlicht, «ich war doch nur ein kleiner Handlanger an Ihrem Lebensbau. Große Aufgaben stehen wieder vor Ihnen, und Sie werden sie meistern!» Impulsiv streckte er die Rechte aus und drückte Kochs Hand.

Während dann beide noch bei einer Zigarre und einem Glas Rotspon beisammensaßen, sagte Struck: «Und den Kollegen Gaffky habe ich zum Regierungsrat und zu Ihrem Nachfolger vorgeschlagen. Ich glaube doch in Ihrem Sinn gehandelt zu haben.»

Koch hob das Glas und verneigte sich lächelnd. «Sind Sie ein Gedankenleser?»

Am 1. April 1885 übernahm der Geheime Medizinalrat Robert Koch als Direktor das für ihn geschaffene Hygienische Institut in der Klosterstraße. Am 3. November hielt er als Professor seine Antrittsvorlesung an der Universität.

«... Unsere Wissenschaft hat ihren Namen von der griechischen Göttin der Gesundheit, Hygieia, der Tochter des Gottes der Heilkunde Asklepios, dessen Schlangentab das Sinnbild der ärztlichen Kunst ist. Hygieia ist uralte. Doch sie wurde vergessen. Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts

fanden sich in den Kulturstaaen wohl einzelne der öffentlichen Gesundheitspflege dienliche Maßnahmen und Vorschriften, doch entbehrten sie sowohl des inneren Zusammenhangs als zum Teil auch einer rationellen Begründung, bis unser allverehrter Herr Kollege Max von Pettenkofer die experimentelle Hygiene begründete und genau vor zwanzig Jahren den auf seine Veranlassung errichteten Lehrstuhl für Hygiene an der bayerischen Landesuniversität in München bestieg. Wir hinkten hinterher. Nun müssen wir schneller laufen, um unser neues Institut zu einer wahren Lehranstalt hygienischer Wissenschaft und einer Werkstätte exakter Forschungen zu machen.»

Koch machte eine Atempause, überflog das vor ihm liegende Manuskript und sprach weiter:

«Unser Wissensgebiet ist weit verzweigt. Uns geht alles an, was dem Menschen und seiner Gesundheit dient. Diese Fürsorge beginnt schon vor der Geburt, umfaßt den Säugling, das Schulkind, den Lehrling, den Arbeiter in der Werkstatt, auf dem Bau, in den Fabriken und endet mit der Versorgung im Alter bis zur letzten Ruhestätte. Sie befaßt sich mit Nahrung, Kleidung und Wohnung, Wasser und Abwässern, Licht und Heizung, der Reinlichkeit der Häuser, Höfe und Straßen und hat last not least noch eine ganz besondere Aufgabe: die Bekämpfung der Infektionskrankheiten.»

Der Redner hob den Kopf und sah die angespannten Gesichter der Lauschenden.

«Sie lächeln, meine Herren, denken: Jetzt ist der Koch endlich wieder bei seinen Bazillen angelangt. Aber sehen Sie näher hin! Da werden auch Sie erkennen, daß die Bakterien die Todfeinde der Hygieia sind.»

Es dauerte nicht lange, da waren die Kollegs Professor Kochs überfüllt. Studenten aus allen deutschen Ländern kamen, dazu Franzosen und Engländer, Amerikaner und Russen, Schweden, Norweger, Italiener, Serben und Inder.

Die japanische Regierung schickte den jungen Mediziner Shibasaburo Kitasato, der die deutsche Sprache recht gut beherrschte und dessen Bescheidenheit und Lerneifer bald das besondere Interesse seines Professors erregten.

«Wo haben Sie so gut Deutsch gelernt?» fragte Koch.

«Ich nahm schon auf der Schule Privatstunden, denn ich wollte gern in Deutschland studieren. Meine Eltern aber konnten mir das Studium

nicht ermöglichen, und ich war glücklich, als ich ein Stipendium von der Regierung erhielt.»

«Und wie kamen Sie dazu?»

Kitasato schwieg. Er wollte sich nicht hervortun. Sein Gesicht zeigte das unnahbare Lächeln der Menschen aus dem Land der aufgehenden Sonne.

«Bitte», sagte Koch, «ich möchte wissen, womit Sie sich besonders beschäftigt haben.»

Dr. Kitasato verneigte sich zuvorkommend und zugleich entschuldigend. «Ich studierte Ihre Arbeiten, Herr Professor, und versuchte hinter das Geheimnis des Wundstarrkrampfes zu kommen.»

«Tetanus», wiederholte Koch. «Gut! Ich werde Ihnen Material besorgen lassen und Ihnen», fügte er, einem plötzlichen Einfall folgend, hinzu, «so bald wie möglich den Stabsarzt Doktor Behring als Mentor zur Seite stellen.»

Unlängst auf einem Kongreß der Militärärzte war Koch von Behring angesprochen worden. Koch erinnerte sich noch sehr genau an Behrings Worte:

«Sie haben bewiesen, daß der Körper von Tieren und auch von manchen Menschen von selbst in der Lage ist, sich vor Infektionskrankheiten zu schützen. Sollte es nicht möglich sein, diese naturgegebene Hilfskraft zu ermitteln und sie der Wissenschaft, ich weiß noch nicht, wie, zunutze zu machen?»

Sie gingen damals im Vorraum zum Versammlungssaal auf und ab. Behring blieb stehen. «Verzeihen Sie, Herr Geheimrat, aber was ich jetzt sage, klingt ein wenig abwegig. Ich sah neulich Faust. Die Worte des Mephisto gehen mir seitdem nicht aus dem Sinn: Blut ist ein ganz besonderer Saft. Seitdem hat es mir das Serum angetan. Sie schweigen, Herr Kollege, lächeln über meine Naivität.»

Koch war wie aus einem Traum aufgefahren. «Aber nein! Ganz im Gegenteil! Das Serum als Zerstörer von Körpergiften — ein neuer, großartiger Ausblick! Haben Sie sich schon im einzelnen Gedanken darüber gemacht?»

«Das Nächstliegende wäre für mich, die Gifte derjenigen Infektionskrankheiten zu untersuchen, mit denen ich am meisten zu tun habe: Diphtherie und Tetanus; wozu allerdings zu bemerken ist, daß die Erreger des Wundstarrkrampfes noch unbekannt sind.»

Auf besonderen Wunsch Professor Kochs erfolgte die Abkommandierung Emil Behrings an sein Hygienisches Institut. —

Der Frühling ließ im Jahre 1887 lange auf sich warten. Regen und Ostwind peitschten die kahlen Bäume und Sträucher in den Vorgärten. Nur zögernd steckten die ersten Schneeglöckchen und bunten Himmelschüsseln ihre Blüten aus der Erde. Auf den Wegen der menschenleeren städtischen Anlagen standen dunkle Regenpfützen.

Robert Koch bemerkte davon wenig. Angestrengt arbeitete er an der Universität und in seinem Institut. Zur wissenschaftlichen Arbeit ließ ihm seine Lehrtätigkeit wenig Zeit. Gewissenhaft, wie er war, führte er neben den Vorlesungen noch Kurse für die Studenten durch, nahm die Prüfungen selber ab, fertigte Gutachten persönlich an, besuchte die Laboratorien, besprach mit den Assistenten die Arbeiten und gab Anregungen und Ratschläge. Im Mai schließlich verbrachte er doch einen ganzen Tag im Freien, denn er entschloß sich, mit seinen Mitarbeitern und ihren Angehörigen eine Kremserpartie in die Jungfernheide und zum Tegeler See zu unternehmen.

Frau Emmy und Gertrud waren auch dabei. Während Frau Koch in sich gekehrt dasaß oder nur Notgedrungen mit den ihr unbekannten jüngeren Damen der Gesellschaft plauderte, fühlte sich Gertrud ganz dazugehörig, ließ sich von den unverheirateten Männern den Hof machen, unternahm mit einigen eine Bootsfahrt zur Insel Scharfenberg und fühlte sich besonders zu einem jungen Mann hingezogen, der sich ständig in ihrer Nähe aufhielt: zu dem Stabsarzt Eduard Pfuhl. Auch an der Mittagstafel war Dr. Pfuhl ihr Tischherr. Beide plauderten unentwegt miteinander. Oft mußte sie vor seinem strahlenden Blick die Augen niederschlagen. Dann wieder lächelte sie ihn an oder lachte laut auf und sprühte vor Lebenslust und Übermut. Als sich Pfuhl am Abend mit einem Handkuß verabschiedete, nahm er das Versprechen zu einem heimlichen Bummei durch die Friedrichstadt mit.

Im Frühling des nächsten Jahres bat Stabsarzt Pfuhl Robert Koch um Gertruds Hand. Wenn sich auch Koch über diesen Schwiegersohn freute, so bedrückte ihn doch der Gedanke, daß er sich bald von seiner Tochter würde trennen müssen. Im Herbst 1888 fand die Hochzeit statt. Als Gertrud die elterliche Wohnung verlassen hatte, kam sich Robert Koch darin wie ein Fremdling vor.

Obgleich Koch nie ein Wort darüber verlor, wie sehr er bei seiner jetzigen Arbeit die Forschertätigkeit vermißte, fühlte sich sein väterlicher Freund Struck genötigt, mit ihm zu reden.

«Ich bin mit schuld daran, lieber Kollege, daß Sie sich selber untreu werden mußten. Ich habe damals den Plan der Minister Bötticher und Goßler unterstützt. Es tut mir durchaus nicht leid. Neue Ehren sind Ihnen zuteil geworden. Sie wurden zum ordentlichen Professor an der Kaiser-Wilhelm-Akademie ernannt, zum Generalarzt des Heeres befördert, erhielten die Ehrendoktorwürde der Universitäten Heidelberg und Bologna, die Ehrenmitgliedschaft der Medizinisch-Chirurgischen Akademie in Perugia. Rußland verlieh Ihnen den Stanislausorden und . . .»

Koch verzog keine Miene.

«Ich weiß, es liegt Ihnen wenig an Äußerlichkeiten», fuhr Struck fort, «was Sie brauchen, ist Freiheit zum Schaffen, zum Forschen!»

Koch nickte zustimmend.

«Halten Sie in Zukunft einzig Ihre Vorlesungen. Alles andere überlassen Sie Ihren Assistenten. Sie haben tüchtige Männer herangebildet. Die können Sie vertreten. Ich würde auch Gaffky bitten, Ihnen zu helfen, aber . . .»

Koch blickte den Sprecher gespannt an.

Struck lächelte und machte eine kleine Kunstpause. Dann fuhr er fort: «Er wird Berlin verlassen und einem Ruf als Professor der Hygiene nach Gießen Folge leisten.»

Da verklärte sich Kochs Gesicht. «Wie mich das für ihn freut! Er hat es verdient!»

Als Koch sich verabschiedete, nahm er Strucks Rechte in beide Hände. «Ich werde Ihren Rat befolgen.»

Mit leichten Schritten ging Koch durch das Laboratorium seines Institutes und trat in den kleinen Raum, den er Behring und dem Japaner zur Verfügung gestellt hatte.

Kitasato saß vor dem Mikroskop. Er hatte vor einigen Tagen den Tetanusbazillus gefunden und beschäftigte sich mit Tierversuchen.

Koch nickte seinem Schüler wohlgefällig zu und wandte sich an Behring, der, ohne auf seine Fragen zu warten, sogleich erklärte: «Ich bin mit meiner Chemie bald am Ende. Ich finde kein Mittel gegen das Diphtheriegift. Ich werde es noch mit Jodchlorverbindungen probieren . . .»

Koch klopfte ihm auf die Schulter, um ihm weiter Mut zu machen, und

verließ wortlos das Zimmer. Ihm war ein Gedanke gekommen: Man mußte versuchen, aus dem Bazillengift das Gegengift herzustellen.

Mit Hilfe des Labordieners Meinhardt, der gebeten hatte, bei seinem Geheimrat bleiben zu dürfen, richtete sich Koch ein eigenes kleines Laboratorium ein und begann nach einem Heilmittel gegen die Schwindsucht zu forschen. Er saß wieder tage- und nächtelang vor dem Mikroskop, und viele Käfige mit Meerschweinchen standen in seinem Zimmer.

Wochen brauchte er, um den Reinkulturen der Tuberkelbazillen winzige Giftteilchen zu entziehen. Zunächst erhielt er die aus den in Kugelmøhlen zermahlenen oder durch Erhitzen abgetöteten Bakterien selber. Mit den so gewonnenen Stoffen impfte er Meerschweinchen und gab ihnen dann eine Dosis Bazillen ein. Die Tiere, die sonst an den Bazillen zugrunde gegangen wären, erkrankten entweder nur leicht oder gar nicht. Dann versuchte Koch das umgekehrte Verfahren und impfte schwindsüchtige Tiere mit seinem Heilstoff.

«Die Meerschweinchen fressen wieder, Herr Geheimrat!» Mit diesen Worten empfing ihn Meinhardt am Morgen darauf.

Koch trat sofort an den Käfig und stellte fest: «Bei Meerschweinchen, die schon in hohem Grade an allgemeiner Tuberkulose erkrankt sind, kann der Krankheitsprozeß völlig zum Stillstand gebracht werden, ohne daß der Körper von dem Mittel etwa anderweitig nachteilig beeinflußt wird.»

«Wie ist das nur möglich, Herr Geheimrat?» fragte Meinhardt, der noch immer kopfschüttelnd auf die muntere Gesellschaft blickte. «Die gesunden Tiere sind nicht krank und die kranken sind gesund geworden!»

Koch erläuterte: «Passen Sie auf, mein lieber Meinhardt. Im ersten Fall hat der Körper durch Impfung mit meinem Mittel Schutzstoffe gebildet, die eine Krankheit verhindern, im zweiten Fall wirkte das gleiche Mittel wie Medizin. Wenn wir auf diesem Wege weiterkommen, schaffen wir für die Behandlungsweise aller von Bazillen erzeugten Infektionskrankheiten eine ganz neue Grundlage.»

Meinhardt stand bewundernd vor den Käfigen. Dann meinte er zögernd: «Aber das haben Herr Geheimrat doch schon getan! Ich habe es ja selber miterlebt!»

«Ach, Meinhardt, so weit bin ich noch lange nicht. Ich muß mein Mittel wesentlich verbessern.» Koch setzte sich an den Tisch vor das Fenster

und fing sogleich wieder mit dem Experimentieren an. Zielbewußt, beharrlich und unermüdlich.

Obgleich der Labordiener das von ihm verlangte Stillschweigen wahrte, gingen doch bald Gerüchte im Institut um. Auch Behring erfuhr davon. Die Nachricht versetzte ihn sehr in Aufregung, weil er und Kitasato ebenfalls dabei waren, aus Bakterien – den Diphtherie- und Tetanusbazillen – ein Gegengift zu gewinnen. Er eilte zu Kitasato: «Haben Sie schon gehört, Kita, woran der Chef arbeitet?»

Der Angeredete hob fragend den Kopf.

«Er versucht die Tuberkulose durch Tuberkel zu heilen!»

Kitasatos Gleichmut geriet ins Wanken. Über seine unbeweglichen Gesichtszüge huschte ein Erstaunen. «Aber das wäre ja eine Du . . .» Er suchte den passenden Ausdruck.

«Eine Duplizität der Ereignisse. Sie haben recht. Wir ziehen mit dem Meister an einem Strang, ohne daß einer von andern etwas weiß.»

«Der Herr Professor wird sich wundern, wenn er das erfährt.»

«Wundern? Nein! Er wird es mit Gelassenheit aufnehmen.»

Behring warf einen kurzen Seitenblick auf seinen Mitarbeiter und dachte weiter: Von der man nie weiß, was dahintersteckt. Sagte dann: «Auf jeden Fall können wir stolz darauf sein, neben ihm zu bestehen.»

Zum 4. August 1890 war der X. Internationale Medizinische Kongreß in Berlin einberufen worden. Robert Koch mußte selbstverständlich daran teilnehmen. Er freute sich sehr, mit bekannten Wissenschaftlern zusammenzukommen. Seine Breslauer Gönner Cohn und Cohnheim lebten allerdings nicht mehr, aber Pierre Roux vom Institut Pasteur in Paris und den inzwischen zum Lord erhobenen Joseph Lister vom King's College in London würde er gern wiedersehen, auch mit seinem Gegner Pettenkofer, der ebenfalls geädelt worden war, diskutieren. Noch immer verlor Pettenkofer auf dem Standpunkt, daß Choleraepidemien durch die Choleralekalität – Boden, Wasser, Luft – verursacht würden und nicht durch Cholerakranke.

Der gute Pettenkofer! Koch erinnerte sich unwillkürlich an jene Episode, die sich in einem Hörsaal der Münchner Universität zugetragen hatte. Professor Pettenkofer verschluckte hier vor den Augen seiner zu Tode erschrockenen Studenten ein ganzes Reagenzglas voller Cholerabazillen, das er sich von Koch hatte schicken lassen, um damit

den praktischen Beweis seiner Theorien zu erbringen. Pettenkofers guter Magen hatte tatsächlich die todbringenden Bakterien verdaut. Allerdings konnte diese Tatsache die Kochschen Forschungsergebnisse nicht in Frage stellen.

Ende Juni, kurz vor Beginn der Reisezeit der Berliner Hautevolee, hatte ihn Minister Goßler zu sich gebeten.

«Ich weiß von Ihren neuen Forschungen, Professor. Sie werden auf dem Kongreß sprechen!»

Koch wich aus. Er nahm den Befehl einfach als Frage auf. «Meine Versuche sind noch nicht vollständig abgeschlossen, Exzellenz.»

Der Minister zog die Augenbrauen hoch. «Sie sind zu bescheiden, Professor! Adel verpflichtet. Auch Geistesadel. Sie müssen einfach reden! Das sind wir der Welt und vor allem Berlin schuldig!»

«Aber ich kann doch nichts Halbes geben. Ich habe bisher nur mit Tieren operiert. Und Meerschweinchen reagieren anders als Menschen.»

«Die Fachleute werden trotzdem aufhören!»

Es wurde Robert Koch nicht leicht, zuzustimmen. Diesmal mußte sein Grundsatz, nur Fertiges, Vollendetes vor die Öffentlichkeit zu bringen, höheren Gewalten weichen. So bereitete er sich vor. Sorgfältig wie immer. Und aus der geplanten Reise in den Harz wurde für ihn nichts.

Emmy Koch hatte die Wochen, dann die Tage bis zum Urlaub immer wieder gezählt. In der Dämmerstunde saß sie vor den Kalenderblättern mit den tröstlichen Sprüchen und frommen Bildern. Mit jedem Morgen wurden es weniger Blätter, und die Zeit des Reisens rückte näher. Wie schön konnte es werden: ein gemeinsamer Ferienaufenthalt in den heimatischen Wäldern! Vielleicht könnte sie dort Robert zurückgewinnen! Die Erinnerung an die gemeinsamen Kinder- und Jugenderlebnisse mußten ihn beeindrucken. Der Garten, die Blumen, die Berge, die verschwiegenen Wege des Waldes, die stillen Nächte . . . Sie träumte: Robert wird zu mir zurückfinden. In Clausthal wird der Entdeckergeist keine Macht über ihn haben!

Doch da schlug wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Nachricht von dem Ministerauftrag ein. Sie begehrte auf: Was kümmert mich der Tuberkulosevortrag! Er zertrümmert alle meine Hoffnungen! Sie haben kein Recht, mir auch diese letzte Möglichkeit zu zerstören! Sie hörte gar nicht hin, als Robert sich entschuldigte und sie trösten wollte. Sie preßte ihre schmalen, farblosen Lippen aufeinander, so daß sie einen dünnen,

harten Strich bildeten. Sie glaubte nicht, daß er ungern auf die Reise verzichtete.

Emmy fuhr allein nach Clausthal. Der Abschied zwischen den Ehegatten war frostig. Robert schnürte es die Kehle zu. Es war ihm, als fegte ein eisiger Wind über ihn hinweg, als Emmy ihm die Wange zum Kuß bot.

Im tadellos sitzenden Gehrock, der die schlanke Gestalt besonders gut hervorhob, den dunkelbraunen Vollbart gestutzt, die goldumrandete Brille vor den Augen, trat Koch am 4. August vor das Rednerpult und sprach zuerst ganz allgemein «Über bakteriologische Forschung».

Seine Stimme klang klar und überzeugend, seine Rede war kurz und eindeutig, dabei voll von dichterischem Schwung. Er gab einen Überblick über das bisher Geleistete und erläuterte, wie es erst durch die Entdeckung der Krankheitserreger möglich wurde, Wesen und Übertragungsweise der ansteckenden Krankheit zu ergründen.

«Erst jetzt können wir uns darüber zuverlässige Auskunft verschaffen, inwieweit die Krankheitserreger als echte Parasiten anzusehen sind, das heißt als solche, welche ausschließlich auf den menschlichen oder tierischen Organismus angewiesen sind, oder ob man es mit Parasiten zu tun hat, welche auch außerhalb des Körpers die Bedingungen für ihre Existenz finden und nur gelegentlich als Krankheitserreger funktionieren. Es sind dies Verhältnisse, welche für die prophylaktischen Maßnahmen bei einigen Krankheiten, so namentlich bei der Tuberkulose, von einschneidender Bedeutung sind.

Auch über das Verhalten der pathogenen Bakterien im Innern des Körpers werden unsere Kenntnisse immer umfassender, und manche pathologischen Vorgänge, welche bisher rätselhaft erscheinen mußten, werden damit dem Verständnis nähergebracht.»

Totenstille lag im Raum. Die Blattpflanzen in den runden Holzkübeln neben dem Rednerpult wirkten unnatürlich, fahl, leblos.

Koch zog sein weißes Taschentuch aus der Seitentasche seines Rockes und fuhr sich damit leicht über die Nase, blätterte eine Seite seines Manuskripts um, auf dem er sich Stichworte notiert hatte, überflog die engbeschriebenen Seiten und redete frei weiter:

«Bisher habe ich absichtlich eine Frage unberührt gelassen, obwohl sie gerade diejenige ist, welche am häufigsten, und zwar nicht ohne einen

gewissen Vorwurf, an den Bakteriologen gerichtet wird. Ich meine die Frage, wozu denn nun alle die mühselige Arbeit, welche bis dahin auf die Erforschung der Bakterien verwendet wurde, genützt hat. Eigentlich sollte in solcher Weise gar nicht gefragt werden, denn die echte Forschung verfolgt ihre Wege unbeirrt durch die Erwägung, ob ihre Arbeit unmittelbaren Nutzen schafft oder nicht; aber für so ganz unberechtigt kann ich diese Frage im vorliegenden Falle denn doch nicht halten, da wohl die wenigsten von denen, welche sich mit bakteriologischen Forschungen befassen, praktische Ziele dabei vollständig aus den Augen gelassen haben.»

Koch hielt inne und trank schnell einen Schluck Mineralwasser aus einem Glas, das auf dem Pult für ihn bereitstand.

Die Zuhörer warteten gespannt. Sie ahnten, ja sie wußten, daß Robert Koch jetzt von der praktischen Auswertung seiner Forschungen sprechen würde.

Langsamer und offensichtlich zögernd erzählte Koch, ohne auf die vor ihm liegende Handschrift zu blicken, von seinen Versuchen, die sich über Jahre hin erstreckt hatten und durchaus noch nicht abgeschlossen seien. Sein Ziel sei es gewesen, ein Heilmittel gegen die Tuberkulose zu finden. Er sprach von seinen verschiedenen Tierexperimenten, die schließlich glückten und zu der Hoffnung berechtigten, daß das Mittel mit Erfolg auch bei tuberkulösen Menschen angewendet werden könne.

Dann griff er zu dem beschriebenen Bogen, hob ihn ein wenig näher an die Augen und fuhr jetzt mit sicherer, bestimmter Stimme fort:

«So habe ich im Laufe der Zeit eine sehr große Zahl von Substanzen darauf geprüft, welchen Einfluß sie auf die in Reinkulturen gezüchteten Tuberkelbazillen ausüben, und es hat sich ergeben, daß gar nicht wenige Stoffe imstande sind, schon in sehr geringer Dosis das Wachstum der Tuberkelbazillen zu verhindern. Mehr braucht ein Mittel natürlich nicht zu leisten. Es ist nicht nötig, wie irrigerweise noch vielfach angenommen wird, daß die Bakterien im Körper getötet werden müßten; sondern es genügt, ihr Wachstum, ihre Vermehrung zu verhindern, um sie für den Körper unschädlich zu machen.

Aus meinen Versuchen möchte ich vorläufig keine weiteren Schlüsse ziehen, als daß die bisher mit Recht bezweifelte Möglichkeit, pathogene Bakterien im lebenden Körper ohne Benachteiligung des letzteren unschädlich zu machen, damit erwiesen ist.

Sollten aber die im weiteren an diese Versuche sich knüpfenden Hoffnungen in Erfüllung gehen und sollte es gelingen, zunächst bei einer bakteriellen Infektionskrankheit des mikroskopischen, aber bis dahin übermächtigen Feindes im menschlichen Körper selbst Herr zu werden, dann wird man auch, wie ich nicht zweifle, sehr bald bei anderen Krankheiten das gleiche erreichen. Es eröffnet sich damit ein vielverheißendes Arbeitsfeld mit Aufgaben, welche wert sind, den Gegenstand eines internationalen Wettstreits der edelsten Art zu bilden. Schon jetzt die Anregung zu weiteren Versuchen nach dieser Richtung zu geben war einzig und allein der Grund, daß ich, von meiner sonstigen Gewohnheit abweichend, über noch nicht abgeschlossene Versuche eine Mitteilung gemacht habe.

Und so lassen Sie mich denn diesen Vortrag schließen mit dem Wunsche, daß sich die Kräfte der Nationen auf diesem Arbeitsfelde messen mögen und daß in diesem Kampfe zum Wohle der gesamten Menschheit eine Nation die andere in ihren Erfolgen immer wieder überflügeln möge.»

Der Redner faltete sein Manuskript zusammen und wollte seinen Platz nach einer knappen Verbeugung verlassen. Da brach ein wahrer Beifallsorkan los. Die würdigen Gelehrten, die geladenen Exzellenzen sprangen auf, umdrängten den Forscher, jubelten ihm zu.

Koch kam es vor, als stände er inmitten brandender Wogen. Hilflos, ohnmächtig. Er hob bittend die Arme und stotterte: «Es ist doch noch gar nicht soweit. Es ist . . .»

Doch die Begeisterten um ihn herum hörten es nicht. Sie dachten nur an das eine: an die von der furchtbaren Schwindsucht befreite Menschheit!

Stabsarzt Pfuhl drängte sich schließlich näher an den Schwiegervater und flüsterte ihm zu: «Trudchen wird glücklich sein!»

Da glitt ein Lächeln über Kochs Züge.

Die Reporter liefen aus dem Saal, telefonierten, riefen nach Droschken. Die Telegraphen verbreiteten die Nachricht:

«Robert Koch hat das Heilmittel gegen die Tuberkulose gefunden!»

Gertrud besorgte sich alle Zeitungen, die Nachrichten darüber enthielten, und zeigte sie bei ihrem Besuch im Elternhaus glückstrahlend ihrem Vater.

Der aber fühlte sich durchaus nicht wohl dabei. War er schon für

verdientes Lob nicht empfänglich, so bereitete ihm dieses — wie ihm schien — verfrühte ausgesprochenes Unbehagen. Es ließ ihm keine Ruhe, er mußte das Versprechen, das er der Welt gegeben hatte, einlösen. Und zwar so schnell wie möglich. Er arbeitete weiter. Er gönnte sich keine Pause, schlief nur wenige Stunden. Seine schwachen Augen waren gerötet, seine Wangen eingefallen, Er dachte nicht an seine Gesundheit, an seine Frau und an Clausthal. Er schaffte und forschte Tag und Nacht.

Emmy richtete das Haus der Schwiegereltern neu ein, das wieder Kochscher Besitz geworden war. Sie wartete noch immer auf Robert. Der kam nicht, schrieb auch nicht, daß sie zurückkommen sollte, daß er sie brauchte. So blieb sie.

Gertrud kümmerte sich um den Vater. Sie sorgte für ihn, so gut sie es vermochte. Sie hatte längst erkannt, wie es um die Ehe der Eltern stand, auch einmal versucht, mit der Mutter darüber zu sprechen, war jedoch abgewiesen worden. Emmy Koch wollte der Tochter gegenüber nicht wahrhaben, daß sie an der wichtigsten Aufgabe ihres Lebens gescheitert war.

Vier Wochen dauerten Kochs Tierversuche noch an. Dann ging er in die Charité, ins Nebengebäude zu den Kindern und zu denen, auf die der Tod lauerte. Seine Versuche mit den Kranken begannen. Dazu bedurfte es seiner ganzen Kraft und Anstrengung und einer großen Liebe.

Anfang Oktober schrieb er seinen Bericht für die «Deutsche Medizinische Wochenschrift».

«Weitere Mitteilungen über ein Heilmittel gegen Tuberkulose», lautete die bescheidene Überschrift.

«... Das Mittel, mit dem das neue Heilverfahren gegen Tuberkulose durchgeführt wird, ist ein Glycerinextrakt aus den Reinkulturen der Tuberkelbazillen. Es besteht aus einer bräunlichen, klaren Flüssigkeit, die ohne besondere Vorsichtsmaßregeln haltbar ist. Seine wichtigste Eigenschaft ist die spezifische Wirkung auf tuberkulöse Prozesse, welcherart sie auch sein mögen. Es tötet nicht nur die Tuberkelbazillen, sondern zerstört das tuberkulöse Gewebe. Außerdem ist es durch seine Reaktionserscheinungen nach der Impfung ein unentbehrliches diagnostisches Hilfsmittel.

Die Anwendung auf Menschen ist erfolgreich gewesen. Nach den ersten Erfahrungen ist anzunehmen, daß beginnende Lungenschwindsucht mit Sicherheit zu heilen ist.

Der Schwerpunkt des neuen Heilverfahrens liegt in der frühzeitigen Anwendung.

Wenn es nicht mehr zur Ausbildung der vernachlässigten schweren Formen kommt, welche die unerschöpfliche Quelle für immer neue Infektionen bisher gebildet haben, dann erst wird das neue Heilverfahren zu einem wahren Segen für die leidende Menschheit geworden sein.»

Zum Schluß schlug Robert Koch auch einen Namen für das neue Heilmittel vor: Tuberkulin.

Für Robert Koch war es eine große Freude, kurz darauf in der gleichen Wochenschrift zu lesen: «... Die gemeinsame Arbeit Emil Behrings und Shibasaburo Kitasatos aus dem Hygienischen Institut des Geheimrat Koch in Berlin findet überall große Beachtung.»

Unter dem Titel: «Über das Zustandekommen der Diphtherie-Immunität und der Tetanus-Immunität bei Tieren» hieß es: «Serum kann giftzerstörende Eigenschaften erlangen, die Diphtherie- oder Tetanusgift unschädlich machen, wenn das betreffende Tier vorher eine Infektion mit Diphtherie oder Tetanus überstanden hat.»

Damit war die Blutserumtherapie begründet worden, die Behring später ausbaute und die wirksame Antitoxine für an Diphtherie oder Tetanus erkrankte Menschen schuf.

XV

«Von dem Throne des mächtigen Königs bis zur Hütte des ärmsten Arbeiters gibt es heute keinen Austausch in Worten und Gedanken, der häufiger, lebhafter und inniger widerklänge als der von Robert Kochs großer Entdeckung», so kennzeichnete Ernst von Bergmann zu Ende des Jahres 1890 in einem Vortrag die Ehrungen, die dem Entdecker des Tuberkulins aus dem In- und Ausland entgegengebracht wurden.

Kultusminister von Goßler würdigte Robert Koch in einer Rede im Reichstag und sagte: «Seine Forscherkraft und seine Wahrheitsliebe werden nur erreicht von seiner Uneigennützigkeit und seiner Liebe zur Menschheit, und ich glaube, unser Vaterland kann glücklich sein, einen solchen Sohn sein eigen zu nennen.»

Als erster deutscher Arzt erhielt Koch das Großkreuz des Roten Ad-

lerordens. Berlin, Wollstein und Clausthal ernannten ihn zu ihrem Ehrenbürger. Louis Pasteur schickte ihm aus Paris ein Telegramm: «Monsieur Pasteur und die Leiter des Instituts Pasteur richten an Robert Koch alle ihre Glückwünsche zu seiner großen Entdeckung.»

Lord Lister schrieb über seinen Besuch im Berliner Hygienischen Institut in einer Londoner medizinischen Zeitschrift: «Ich sah daselbst Dinge, welche meine Bewunderung aufs höchste erregten, zugleich jedoch ein Gefühl von Scham in mir hervorriefen, daß wir in unserm Land in so mancher Hinsicht hinter unseren Kollegen zurückstehen.»

Staatliche und städtische Krankenanstalten richteten Abteilungen für die Behandlung Schwindsüchtiger ein. Aus allen Kreisen der Bevölkerung gingen Spenden ein, die zu einer Millionienstiftung anwuchsen. Zu Hunderten kamen täglich Lungenkranke nach Berlin.

Koch erhielt regelmäßig Berichte über den Heilungsprozeß. Ständig wurde er um Auskunft gebeten, um Rat gefragt. Dabei drängte die Arbeit: die Auswertung, Erprobung des Tuberkulins. Zum ersten Male in seinem Leben befürchtete er, daß ihm die Arbeit über den Kopf wachsen würde, daß er körperlich diesen ungeheuren Ansturm nicht bewältigen könnte. So überlegte er und handelte. Er ließ sich ins Ministerium fahren und bat Herrn von Goßler, ihn von seinem Lehramt an der Universität zu entbinden.

Der Minister nickte verständnisvoll. «Und was haben Sie sonst noch für Wünsche, lieber Professor?»

«Ich brauche ein Forschungsinstitut mit eigner Krankenabteilung. Es kostet mich zu viel Zeit, in fremden Krankenhäusern Behandlungen durchzuführen.»

«Das ist richtig. Besprechen wir das Nötige gleich mit dem Kollegen von Böttcher.»

Koch verneigte sich dankend und wollte sich erheben. Doch von Goßler hielt ihn mit einer freundlichen Handbewegung zurück. «Ich freue mich, lieber Professor, daß ich Ihnen wieder helfen konnte. Es wird das letzte Mal sein.»

Koch blickte Goßler erstaunt an. «Exzellenz wollen doch nicht...?»

Der Minister lächelte fein. «Sie Glücklicher brauchen sich nicht um Politik zu kümmern. Mein Entwurf für ein Volksschulgesetz fand zwar die Zustimmung der Kommission des Abgeordnetenhauses, mit Ausnahme des Zentrums. Das Plenum aber wird ihn, um die ultramontanen

Herren nicht zu verärgern, ablehnen — und damit zugleich mich. Also muß ich demissionieren.»

Robert Koch erhob sich und sagte: «Darf ich Exzellenz schon heute alles Gute für die Zukunft wünschen?» und dachte: Die Flinte ins Korn werfen, weil es nicht nach seinem Wunsche geht? Das verstehe, wer will!

Am 8. Juli 1891 wurde das neue Institut für Infektionskrankheiten eröffnet und Robert Koch die Leitung übertragen. Ein neuer Abschnitt seines erfolgreichen Lebens begann. Er war auch wieder Arzt geworden, denn das Institut im Gelände der Charité hatte neben der wissenschaftlichen Abteilung mit Laboratorien und Stallungen für Versuchstiere auch eine Krankenabteilung mit 172 Betten.

Koch war noch mit der Einrichtung seines Laboratoriums beschäftigt, als er von dem Kunstmaler Gustav Gräf ein Schreiben erhielt. Gräf teilte ihm mit, er habe von der Universität Breslau den Auftrag erhalten, den Herrn Geheimrat zu porträtieren, und bat um die Mitteilung, wann er ihn in seinem Atelier erwarten dürfe.

Koch legte den Brief beiseite, um ihn bei passender Zeit und Gelegenheit zu beantworten.

Zwei Wochen später betrat eine junge Dame das Gelände des Institutes: mittelgroß, schlank, auf dem Blondhaar ein kleines Strohhütchen, das frische, zart geformte Gesicht wurde von den besonders ausdrucksvollen Augen beherrscht. Sie blickte sich suchend um, bis sie vor einer Krankenbaracke eine Hilfsschwester entdeckte.

«Ich möchte zu Herrn Geheimrat Koch!» sagte sie schnell und bestimmt.

«Der Herr Direktor hat jetzt keine Sprechstunde!»

Die Abgewiesene warf den Kopf leicht zurück: «Ich bin nicht krank!» Ihre Augen suchten weiter, fanden das Labor. Sie schritt darauf zu, und die Schwester schaute ihr verblüfft nach.

Auf dem Flur stellte sich ihr der Labordiener Meinhardt in den Weg.

«Wo finde ich den Herrn Geheimrat?»

«Zimmer drei ... aber ...»

Die junge Dame lächelte liebenswürdig, und als sie dicht an den Diener herantrat, machte er vor der reizenden, von einem zarten Lavendelduft eingehüllten Erscheinung höflich Platz. Und schon stand die Besucherin vor der weißgestrichenen Tür, an der im schwarzen Emaille eine Drei

prangte. Sie klopfte an und trat ein. Der Geruch scharfer Essenzen strömte ihr entgegen. Doch sie rümpfte nicht die Nase, sie war starke Gerüche gewohnt. Ihre strahlenden Augen überflogen schnell den hellen, freundlichen Raum, die blitzenden Geräte auf dem langen Eichentisch mit der spiegelnden Glasplatte und blieben an dem Mann im Arztkittel hängen, der unbeweglich davorsaß, über ein Schriftstück mit Zahlenreihen gebeugt.

«Guten Tag!» sagte sie und deutete einen Knicks an.

Koch hob den Kopf, starrte das schöne, jugendfrische Wesen an, von dem ein Hauch von Frühling und Sonne ausging. Er glaubte ein Trugbild vor sich zu haben und wischte sich instinktiv mit der Rechten über die Stirn.

Da hörte er eine wohlklingende, muntere Stimme: «Ich bin Hedwig Freiberg. Ich komme im Auftrag von Herrn Professor Gräf und . . .»

Koch stand auf, murmelte, indem er sich verbeugte, seinen Namen. Sie sahen sich beide an. Prüfend, abschätzend, bis sich ihre Augen trafen. Und da geschah etwas, woran der exakte Naturwissenschaftler und Forscher vorher nie geglaubt, was er niemals erlebt hatte: ein Wunder! In diesem Augenblick drang ein unsichtbarer, geheimnisvoller Strom in ihn ein, der ein Gefühl in ihm entzündete und auflodern ließ, das er in dieser Stärke nie verspürt, nie gekannt hatte: die Liebe zu einer Frau!

«Wie kommt ein solcher Glanz in meine Hütte!» sagte er bewegt.

«Der gestrenge Herr Geheime Rat machen Komplimente!»

Koch hörte nicht so sehr die Worte wie den Klang der Stimme.

Das Mädchen konnte nicht still stehen. Eine lebensprühende Unrast durchpulste ihren ganzen Körper von den kleinen Füßen bis zu den gepflegten Fingerspitzen ihrer schmalen Kinderhände, die niemals ruhig lagen, die ständig etwas zu greifen, an etwas zu rütteln schienen.

Sie ging auf den Tisch zu. Ihr Blick tastete jedes Gerät ab. «Oh!» sagte sie, «hier würde ich auch gern arbeiten, wenn ich ein Mann wäre!»

Auf Koch wirkte diese Äußerung ganz eigenartig: ein Mädchen, das sich für seine Wissenschaft, seine Forschungen interessierte!

Dann sprach sie schon weiter: «Für uns Frauen bleiben ja nur die Musik und die Farben. Allerdings ist auch das etwas sehr Schönes.»

Koch begriff jetzt den Zusammenhang mit dem Kunstmaler Gräf. «Malen Sie auch, gnädiges Fräulein?» fragte er.

«Ja, Professor Gräf ist mein Lehrer. Und deshalb bin ich auch hier. Er

bittet Sie, mir zu sagen, wann Sie zu einer Sitzung zu ihm kommen können.»

«Ach ja» — Robert Koch senkte schuldbewußt den Kopf —, «das habe ich ganz vergessen. Aber ich hole es bald nach. Morgen schon!»

«Der Herr Professor wird sich freuen. Aber ich habe Sie lange genug aufgehalten.» Hedwig Freiberg streckte Koch zum Abschied die Hand hin wie einem guten Freund.

Doch der nahm sie nicht. «Nein, nein», erklärte er, «ich begleite Sie hinaus, gnädiges Fräulein.» So wie er war, im Arbeitskittel, trat er mit ihr vor das Haus. Sie fragte ihn, woran er jetzt arbeite, was er weiterhin für Pläne habe, ob er wieder eine große Reise vorhabe. Als er über Ägypten und Indien sprach, was sie begeistert.

«Das muß herrlich sein, fremde Länder und Menschen sehen, zeichnen, malen. Was gäbe ich darum, wenn ich reisen könnte!»

Koch durchfuhr es bei diesem Ausruf glühend heiß, und wieder dachte er: Was für eine Frau!

Sie waren in den Anlagen auf und ab gegangen, ohne auf die Zeit zu achten. In den vollbelaubten Kronen der Linden, Akazien und des Ahorns brüteten die Vögel. Ruhe herrschte ringsumher wie auf dem angrenzenden Anstaltskirchhof.

Als eine Turmuhr schlug, zählte Hedwig laut mit: «Zwölf Uhr! Herr Geheimrat, jetzt muß ich aber fort. Meine Mutter wartet schon auf mich mit dem Mittagessen.»

Koch ging noch bis vor das Eingangstor. Alle, denen sie begegneten, grüßten sie ehrerbietig. Hedwig war stolz auf ihren Begleiter.

«Bis morgen!» lautete der herzliche Abschiedsgruß.

Koch schaute der Davonschreitenden nach, bis er sie nicht mehr sehen konnte.

«Haben Sie bei dem Unabkömmlichen und Unnahbaren etwas ausgerichtet?» fragte Gräfin am Nachmittag seine Schülerin.

«Herr Professor können Herrn Geheimrat morgen um diese Zeit erwarten.»

«Donnerwetter, so schnell? Hat man Sie denn überhaupt zu ihm gelassen? Wie haben Sie das geschafft?»

Hedwig Freiberg lachte. «Zuerst mit den Ellenbogen.» Das junge Mädchen machte es übertrieben, burschikos vor. «Und dann mit einem Lächeln.»

Der Professor fuhr sich schmunzelnd über den schneeweißen Vollbart.
«Jaja, wenn man so jung ist!»

Der alte, erfahrene Frauenkenner sah seine Schülerin spitzbübisch von der Seite an und bemerkte, daß etwas an ihr verändert war. Er fragte:
«Sagen Sie mal, Mädchen, wie alt sind Sie eigentlich?»

«Ich werde achtzehn!»

Also siebzehn, stellte er fest. «Ein gefährliches Alter.»

Hedwig knöpfte ihren Malerkittel zu. «Wieso?»

«Ich meine: für alle älteren Herren.»

Hedwig trat dicht an den Kunstmaler heran und müsterte ihn schelmisch. «Wen meinen Sie denn damit, Herr Professor? Sie zumindest sind doch mit Ihren siebzig Jahren noch jung.»

In Gedanken stand Robert Koch vor ihr. Sie kam von dieser Begegnung nicht los. Sie fühlte sich tief von ihm beeindruckt und gestand sich ein, daß er für sie nicht nur der interessante, berühmte Gelehrte war. Mit der Rechten wischte sie sich über das heiße Gesicht, um das jäh aufsteigende Rot zu vertuschen. Ja! Er gefiel ihr sehr. Ein Leben an seiner Seite, mit ihm reisen, arbeiten: sie wäre glücklich! Doch dann erschrak sie über derartige Gedanken.

Da hörte sie den Maler fröhlich lachen. «Ich fühle mich wirklich nicht alt. Kommen Sie, Mädchen, wir wollen arbeiten! Solange man schafft, bleibt man jung!» Er griff nach Pinsel und Palette, und als er die lichte Farbe über die Leinwand strich, dachte er noch: sehr jung sogar!

Als Robert Koch am nächsten Nachmittag aus der Droschke stieg, empfing ihn Hedwig. «Ich freue mich, Herr Geheimrat, daß Sie Wort gehalten haben . . .» Und unter Kochs prüfenden Blicken fügte sie schnell hinzu: «Freue mich für Herrn Professor.»

Sie umflatterte ihn mit ihrem rot-gelb-blau getupften Kleid wie ein bunter Schmetterling, als sie ihn die vier Treppen zum Atelier hinaufführte, und sprudelte einige Sätze hervor. Sie erzählte ihm, daß sie diese vielen Stufen meistens fliegend nehme, daß es eine Himmelsleiter sei, denn oben genieße man die schönste Aussicht über die Dächer und Türme Berlins.

Robert Koch hörte still zu. Sein Blick hing an dem edel geformten Antlitz. Er saugte gleichsam die Worte von ihren Lippen, bedauerte, daß sie so schnell vor der Tür oben mit dem Messingschild «Gustav Gräf» standen.

Nach der Begrüßung begann der Maler ohne Umschweife zu skizzieren.

Hedwig Freiberg strich sich die blonden Locken mit einer schnellen Handbewegung aus der Stirn und zog sich in einen Nebenraum zurück. Doch ihre Gedanken blieben bei Robert Koch. Sein Bild, das seit dem Vortag in ihr lebendig war, erhielt durch dieses erste Wiedersehen noch mehr Glanz.

Nachdem Gräfin die Skizze auf der Staffelei entworfen hatte, fragte er: «Strengt es Sie an, Herr Geheimrat? Haben Sie auch noch Zeit?»

Das sinnende, abgeklärte Gesicht Kochs drückte lebhafteste Zustimmung aus. «Aber ja, die Ruhe hier tut mir gut – und Geschäfte erwarten mich nicht!»

Da lächelte der Maler fein und legte den Stift hin. «Aber trotzdem machen wir erst einmal eine kleine Pause, und Sie schauen sich bei mir um.»

Robert Koch ging langsam die mit Bildern, Skizzen und Entwürfen behängten Wände entlang. Unter jedem Werk war, wie in einem Museum, in gestochener Schrift der Titel angebracht.

Der Besucher las: «Auszug der ostpreussischen Landwehr», «Abschied des litauischen Landwehrmannes von seiner Geliebten», «Ferdinande von Schmettau opfert ihr Haar».

Diesen Bildern aus den Freiheitskriegen folgten Köpfe führender Persönlichkeiten. Und dann stand der Betrachter vor dem «Märchen». Eine Wassernixe mit dem Kopf einer bekannten Prinzessin.

«Hat sich die Dame denn so malen lassen?» fragte Robert Koch.

«Nein», entgegnete Gräfin, der neben den Besucher trat. «Ich habe sie natürlich nicht lange gefragt. Ein Prozeß war die Folge dieser «Kinderei», wie das Bild mancherseits genannt wurde. Es rief eine Sensation hervor. Aber» – der Kunstmaler schmunzelte in seinen Greisenbart – «der Prozeß endete mit einem glänzenden Freispruch für mich. Ich wusch meine Hände in dem unschuldigen Gold, das man mir nachher für das Kunstwerk zahlte, und der Minister machte mich zum Mitglied der Akademie. Das Spiel des Lebens ist spannend und, wie in meinem Fall», er wies wie zur Bestätigung an den Wänden entlang, «auch bunt.»

Da klapperte auf dem kleinen Tisch vor dem breiten Atelierfenster Geschirr, und Hedwig rief in beschwingtem Tone: «Darf ich zum Kaffee bitten.»

Zum Malen kam Gräfin heute nicht mehr. Die drei Menschen plauderten

höchst angeregt miteinander, bis die Sonne am Westhimmel sich von ihnen verabschiedete.

Koch sah Hedwig in den nächsten Wochen und Monaten häufig, und seine Hochstimmung hielt an. So gelang es ihm, die Schwierigkeiten, die in den folgenden Monaten auf ihn einstürzten, einigermaßen leicht zu meistern.

Fachzeitschriften und Zeitungen hatten in überschwenglicher Weise über das Tuberkulin lobend geschrieben und in den kranken und gesunden Leuten Hoffnungen erweckt, die sich nicht sofort und überall erfüllten. An die Stelle der ersten Begeisterung traten negative Kritiken und teilweise sogar völlige Ablehnung.

Robert Koch nahm sich nicht die Zeit, alles zu lesen. Pfuhl bot dem Schwiegervater an, ihm laufend kurze Berichte darüber zu geben. Aber der lehnte ab. «Was soll ich mit der Kritik von Kritiklosen anfangen. Sie nützen mir nichts. Soll man doch recht verstehen, was ich wirklich sagte, richtig lesen, was ich eindeutig schrieb. Ich habe stets vor übersteigerten Erwartungen gewarnt. Nie behauptet, daß mein Mittel die galoppierende Schwindsucht heilt. Ich vermag nur die Abwehrkraft des Körpers gegen diese Krankheit zu steigern. Und wenn sogar Ärzte in dem Tuberkulin ein Zaubermittel sehen und es nicht nach meinen genauen Anweisungen verwenden und damit in manchem Fall sogar Schaden anrichten — ist das meine Schuld?»

Der Forscher, der an seinem Schreibtisch saß, nahm ein Schriftstück in die Hand, zum Zeichen, daß er diese Diskussion beenden wollte. Doch Pfuhl gab sich nicht zufrieden.

«Bitte, Vater, sage mir noch einmal positiv deine Meinung.»

Koch sah den Schwiegersohn ernst an und antwortete langsam: «In meinen ersten Mitteilungen über das Tuberkulin hatte ich sowohl auf die diagnostische als auf die therapeutische Verwertbarkeit dieses Mittels hingewiesen. Aber weder in der einen noch in der anderen Richtung hat das Tuberkulin längere Zeit hindurch die ihm gebührende Berücksichtigung gefunden. Es lag dies offenbar daran, daß zu jener Zeit unsere Kenntnisse über die künstliche Immunität noch zu gering waren und deswegen das richtige Verständnis für die spezifische Wirkung und für den Umfang, innerhalb dessen das Mittel etwas leisten kann, fehlte. Infolgedessen verlangte man vom Tuberkulin Erfolge selbst da, wo es sich

gar nicht mehr um reine Tuberkulose, sondern um Mischinfektionen mit Eitererregern und den damals überall verbreiteten Influenzaerregern handelte. Aus gleichem Grunde konnte auch das Märchen vom «mobilgemachten Tuberkelbazillus» Glauben finden, das, wenn ich nicht irre, sogar jetzt noch in manchen Köpfen spukt.»

Robert Koch machte eine Pause. Er atmete tief, es klang wie ein Stöhnen über die Unvernunft der Menschen, ehe er fortfuhr: «Eins hat sich als sicher herausgestellt, daß uns eine Hautimpfung mit Tuberkulin nun die Möglichkeit gibt, zu erkennen, ob sich im Körper ein Tuberkuloseherd befindet. Eine solche Diagnose, beizeiten gestellt, so daß eine entsprechende Behandlung erfolgen kann, wäre allein schon ein höchst wertvolles Mittel im Kampf gegen die Schwindsucht.»

«So hast du also den Ballast deines Lebens über Bord geworfen, Bob. Ich freue mich mit dir!» Der Großkaufmann Heinrich Hinrichsen lehnte mit weit ausgestreckten Beinen im Klubsessel wie in seinen Studentenjahren. Lässig streifte er die Asche von der langen «Holländer» in den Messingbecher, der über der breiten Lederlehne hing. Dann drehte er seinen Kopf, der durch den grauen Kinnbart noch länger geworden schien, wieder seinem Gegenüber zu. «Nun erzähle schon! Ich bin doch neugierig! Wie hat sich denn», er stockte und wischte mit der Linken ein weißes Flöckchen vom Revers des dunklen Gehrockes — fast hätte er gesagt: das Pastorentöchterlein —, «hm, deine erste Frau damit abgefunden?»

«Emmy erklärte sich mit der Scheidung einverstanden, weil es ihr ebenso klar war wie mir, daß uns nichts mehr verband. Dennoch wird ihr die Trennung schwer geworden sein. Ich glaube, sie hat sich auch immer wieder bemühen wollen, die Ehe wieder in Ordnung zu bringen, aber es blieb bei dem Vorsatz. Auch war es dazu viel zu spät, der Riß war nicht mehr zu heilen. Ich habe ihr nun mein Elternhaus in Clausthal geschenkt und ihr eine auskömmliche Rente zugesichert. Im übrigen hält sie sich viel bei Trudchen auf.»

«Hm», machte Hinrichsen wieder und schaute Robert forschend an. «Und der neue Anfang?» wollte er weiter wissen.

Koch zog gleich mehrere Male an der Zigarre. «Hör schon auf, Hein! Wir sind schließlich keine Studenten mehr! Du hast meine Hedwig ja bereits kennengelernt.»

«Hab ich, Bob! Und ich kann dich wirklich nur beglückwünschen.»

Hein zog die Beine an und ging unvermittelt auf ein anderes Thema über. «Ich habe es im Sommer 92 sehr bedauert, daß du nicht mein Gast sein konntest, aber meine Frau ist damals buchstäblich vor der Cholera in Hamburg davongelaufen, und ich mußte sie nach England begleiten. Es war auch grauenvoll hier. Neuntausend Menschen fielen der Seuche zum Opfer — bis du als Retter erschienst.»

Robert winkte ab.

«Nein, nein, tu nicht so bescheiden. Der Senat hat es dir hoch angerechnet, daß du persönlich kamst, und hat deine Forderung: Filtrierung und planmäßige Überwachung des Trinkwassers und die sanitäre Kontrolle der Überseeschiffe, bedenkenlos anerkannt und entsprechende gesetzliche Maßnahmen erlassen.»

«Ich hoffe, daß auch andere Großstädte diesem Beispiel folgen», erwiderte Koch schlicht, «um die teuflischen Kommabazillen auf immer zu bannen.»

«Und nun willst du wieder auf Mikrobenjagd gehen?»

Robert Koch sprang auf. In seiner Stimme lagen Erwartung und Glücksempfinden. «Ja, Hein! Zum ersten Mal in den Schwarzen Erdteil, und mit Hedwig!»

«Mit der jungen, blonden Frau!» Hein hatte sich ebenfalls erhoben. Er legte dem Freund beide Hände auf die Schultern. «Mein Bob, heute beneide ich dich!»

Wieder lag Robert Koch im bequemen Liegestuhl auf Deck eines Regierungsdampfers. Die «Queen Elizabeth» brachte ihn nach Kapland, wo er einem großen Rindersterben ein Ende bereiten sollte. Das Schiff hatte den Äquator überquert und stampfte bei ruhiger See nach Süden.

Da kam Hedwig mit schnellen, leichten Schritten auf ihn zu. Ihr helles, bebändertes Kleid leuchtete schon von weitem. Ihr ganzes Wesen strahlt Sonne aus, dachte er. Sie kann einfach nicht langsam gehen. Sie läuft unermüdlich, munter wie ein Bach in meinen heimatlichen Bergen.

«Ach, Robert», schwärmte die junge Frau, als sie vor dem Liegestuhl stand, «es ist zu schön! Ich muß es dir immer wieder sagen!» Sie räumte Sodaflasche und Glas von dem niedrigen Tischchen, setzte sich darauf und schmiegte sich an Robert. «Wir sind durch den deutschen Winter, den Southamptoner Nebel, den kanarischen Frühling gefahren, und hier erleben wir nun den Sommer des Südens.»

Robert sah auf ihren beweglichen, ausdrucksvollen Mund. Seine Gedanken beschäftigten sich weiter mit der strahlenden Frau: Sie sitzt nie still auf einem Fleck. Ihr pulsendes Blut läßt ihr keine Ruhe. Sie rückt ständig hin und her, hebt, stellt, schiebt die Beine, die Füße in Abständen von Sekunden von einem Fleck auf den andern. Wenn sie spricht, glänzen ihre Augen, verbreitet sich ein Schimmer über ihrem Gesicht, strahlt sie Leben und Wärme aus. Ihre Arme, ihre Hände sind in immerwährender Bewegung, gleich Fühlern eines Falters, die suchend und forschend, nehmend und schenkend die Blüten abtasten.

Hedwig plauderte weiter. «Der Kapitän hat mir erlaubt, ein Buch aus seiner kleinen Bibliothek zu nehmen. Sieh mal, was ich mir ausgesucht habe: *A Voyage round the World*. Der Titel hat es mir angetan. Denn auch ich werde mit dir um die Welt reisen. Übrigens hat der Verfasser, der junge Georg Forster, der vor 125 Jahren mit seinem Vater den großen Entdecker James Cook begleitete, dieselbe Route beschrieben, die wir fahren. Und ich muß schon sagen, es gefällt mir sehr. Er redet frei und offen und tritt für die auf Madeira und den Inseln des grünen Vorgebirges lebenden Menschen ein, die unter dem Despotismus der portugiesischen Kolonialherren, den «Doms» mit dem Dutzend Namen, sehr leiden müssen.»

Koch richtete sich auf. «Forster, sagtest du! Der Name ist mir doch schon mal begegnet. Ja, in Göttingen, Professor Gervinus hat uns mit ihm bekannt gemacht. Forster war auch ein *Doctor medicinae*. In seiner Praxis aber suchte er die Menschen mit jakobinischen Methoden vom Joch der Fürsten zu heilen. In Mainz machte er gemeinsame Sache mit den Franzosen. Seine Revolution scheiterte. Von allen verlassen, starb der Weltverbesserer Forster in Paris. Mir imponierten besonders sein Eifer, seine Zähigkeit.»

Hedwig lächelte ihren Mann an. Sie strich liebkosend über seine Hand. Ihre vollen Lippen berührten sein Ohr, als sie sagte: «Ja, auch ich liebe Männer, die Großes wollen und sich für eine Sache einsetzen, bis zum Ende!»

Robert Koch nahm den Kopf seiner Frau in die Hände. Er sah sie dankbar an. Und Innigkeit und verhaltene Leidenschaft lagen in seiner Stimme, als er sagte: «Meine Frau!»

Am Morgen des 1. Dezember 1896 standen Robert und Hedwig Koch in dicken, warmen Mänteln an der Reling des Dampfers, als vor ihnen mit der Sonne Land aufstieg.

«Sonnenland!» rief Hedwig aus.

Robert nickte. «Nomen est omen!»

«Ja, Robert, ein gutes!» Hedwig war begeistert. «Das widrige Wetter haben wir hinter uns gelassen.» Dann drehte sie sich nach allen Seiten und schaute sich um. Dabei sprach sie davon, daß der Portugiese Bartolomäus Diaz die Südspitze Afrikas «Kap der Stürme» genannt hatte, weil er bei der Umseglung in ein Unwetter geriet. Hundert Jahre später, um 1600, seien holländische Bauern gekommen, hätten die eingeborenen Hottentotten aus ihren Wohngebieten vertrieben und sich im Land breitgemacht. Diese Buren hätten dann ein Jahrhundert später den Engländern weichen müssen, die hier, wie in Indien, langsam mit dem Gewehr in der Hand Fuß faßten.

«Hör mal», unterbrach Robert sie erstaunt, «daß du dich für Kunstgeschichte interessierst, weiß ich — aber . . .»

«Dabei ist kein Aber, mein Lieber. Das Weltgeschehen ist so bunt und vielgestaltig, daß es einen mitreißt, wo man es anpackt. Das Schicksal der Buren offenbarte mir der dicke Händler, als er mir, auf seine Art natürlich, vom Raub der Diamantenfelder von Kimberley erzählte. Ihnen sind jetzt noch der Oranje-Freistaat und Transvaal geblieben. Vorläufig, wie der Mister grinsend hinzufügte.»

Da näherte sich ihnen im Vorbeigehen der Kapitän.

«Wir fahren in die Tafelbucht ein. Sehen Sie rechts das Tafelgebirge. Unmittelbar hinter den Felszacken der Teufelsspitze und des Löwenkopfes im Tal liegt unser Kapstadt.»

Ein Vertreter des Ministerpräsidenten empfing Robert Koch und Frau an der Pier und fuhr mit ihnen ins Hotel. Koch wollte sofort Näheres über die Seuche wissen, derentwegen man ihn hergeholt hatte.

Der Gouverneur verbeugte sich entschuldigend vor Hedwig, bevor er die erbetenen Auskünfte gab. «Das trockene Binnenland eignet sich nur für die Viehzucht. Rinder-, Schaf- und Ziegenherden geben uns, neben Diamanten und Straußenfedern, reiche Ausfuhrmöglichkeiten. Nun aber wütet in den nordöstlich von uns gelegenen Gebieten seit Jahren eine Rinderpest. Diese Viehseuche kam aus Ägypten. Nachdem ihr dort der gesamte Rinderbestand zum Opfer gefallen war, überschritt sie den

Sambesi und breitete sich über die holländischen Besitzungen am Oranje und Vaal aus. Jetzt bedroht sie uns. Wir haben deshalb alles unternommen . . .»

«Was?» unterbrach Koch kurz.

Der Engländer war über den Ton zwar brüskiert, doch der Befehl seiner Regierung, den deutschen Forscher in jeder Hinsicht zu unterstützen, war so eindeutig, daß er weiter sehr höflich Rede und Antwort stand.

«Wir haben entlang unserer Grenze einen doppelten Drahtzaun gezogen, den einige tausend Polizisten bewachen, um das Eindringen von Tieren, Menschen und damit zugleich der Pest zu verhüten.»

«Mit Gewalt!»

Der Beamte machte eine Pause und zuckte die Achseln. «Ein Notbehelf, nur bietet er auf die Dauer keinen Schutz.»

«Nein! Die Untersuchungen müßten im verseuchten Gebiet erfolgen», erklärte Koch.

«Ich darf Sie bitten, nach Kimberley weiterzureisen. Dort ist alles Nötige vorbereitet. Der Salonwagen unserer Eisenbahn steht morgen früh zu Ihrer Verfügung.»

Die dreitägige Fahrt ins Innere des Landes offenbarte den Reisenden die wechselvolle Landschaft der Kapkolonie.

Das Buschland, gleich nach den ersten Stationen, versetzte Hedwig in helles Entzücken. «Schau doch nur, Robert, ein einziger bunter Blumen-teppich!» Sie zog ihn hinaus auf die hintere, überdachte Plattform.

Koch begann sofort zu erklären: «Weiße Orchideen, blaue Pelargonien, rote Aloe . . .»

Die junge Frau rief dazwischen: «Oho, ich höre! Der Botaniker lehrt!»

«Das Pflanzenbestimmen ist auch eine Kunst!» erwiderte der Arzt. «Soll ich dir Arten und Gattungen nach dem Linnéschen System aufgliedern?»

«Nun bist du wieder der Gymnasiast von einst und ordnest, gruppierst, zerpflückst.»

Koch legte den Arm um seine Frau und blickte in die Runde. «Und dort die violetteleuchtende Erika. Wie in der Lüneburger Heide!»

«Sogar die Heidschnucken fehlen nicht!» scherzte die junge Frau und wies auf eine Antilopenherde.

Als der Butler das Abendessen servierte, dampfte die Kapbahn in das dichte Waldland ein. Riesige Stämme nahmen den Reisenden jede Sicht.

«Hauptsächlich Gelbholz- und Eisenholzbäume, ein gutes Baumaterial», erläuterte der Diener, als er Kochs fragende Blicke wahrnahm.

Am andern Tag begann die trostlose, dürre Fläche der großen Karroo mit den kümmerlichen Akazien und Spekbomsträuchern, nur vereinzelt unterbrochen von Rudeln grasender Zebras und fliehender Strauße, die vor dem fauchenden und prustenden Ungeheuer mit weiten Schritten davonliefen.

Schließlich näherte sich der Zug der Stadt Kimberley, dem Zentrum bedeutender Diamantlager.

Kimberley hatte früher Colesberg Kopje geheißen und sich im holländischen Besitz befunden. In dem kleinen Hügeldorf wurde eines Tages ein Diamant entdeckt. Ein Medizinmann besaß ihn, und die Neger tuschelten: Der Stein funkelt in der Sonne wie ein Stern. Er besitzt heilkräftige Wirkung. Er verzaubert alles. Ein holländischer Kaufmann hörte davon und guckte sich das Wunderding an. Er war sehr erstaunt. Das mußte ein Edelstein von ganz besonderem Wert sein. Er witterte ein Geschäft und trachtete danach, ihn zu erwerben. Da er nach der Meinung des Negers sehr viel, den Gegenwert einer Rinderherde, bot, bekam er den Diamanten, der ihn zum reichen Mann machte. Denn dieser glänzende Stein war mit seinen 516 Karat der größte Diamant, der bisher gefunden wurde: der berühmte «Stern von Afrika».

Es sprach sich herum. Fremde kamen. Es waren nicht nur Abenteurer. Bauern ließen ihre Farm im Stich, Kaufleute ihre Niederlassungen, Beamte die Büros, Matrosen liefen von den Schiffen, Soldaten desertierten. Alles drängte nach dem, was noch kostbarer ist als Gold. Sie alle durchwühlten die Erde mit Spaten und Hacken. Es wurden Gruben von unwahrscheinlicher Tiefe ausgehoben, wie das dreitausend Fuß tiefe Big Hole, das Große Loch. Der eine oder andere fand wohl auch einmal einen größeren Stein, dessen Verkauf sich lohnte und den Besitzer reich machte. Die Mehrzahl aber ging ärmer fort, als sie gekommen war, dazu krank und ausgemergelt, denn die Lebensbedingungen waren mehr als primitiv. Sie kampierten in Erdhütten oder unter freiem Himmel, nährten sich von rohem Fleisch und trockenem Brot, das sich die Händler teuer bezahlen ließen. Aber es kamen immer mehr Menschen. Das Diamantenfieber hatte sie alle gepackt, berauscht. Es war ansteckender als die furchtbarste Seuche. Mord und Totschlag gab es um ein winziges Stückchen Land. Jeder beanspruchte seinen Claim, steckte ihn ab, umzäunte ihn, grub,

siebte und siebte Tag und Nacht. Sie dachten kaum an Essen und Trinken, spürten nicht Sturm und Regen. In ihren Schläfen hämmerte es nur unentwegt: Diamanten, Diamanten!

Es begann 1869. Zwei Jahre später annektierten die Engländer das Gebiet. Die kleinen Gesellschaften, die sich nach und nach bildeten, wurden von dem damaligen Finanzminister und späteren Ministerpräsidenten Cecil Rhodes zur De Beers Diamond-Mining Company zusammengeschlossen, die auf diktatorische Weise herrschte und ihre Arbeiter, ob Weiße oder Schwarze, wie Sklaven und Strafgefangene behandelte. Sie hielt sich sogar sogenannte Ärzte, die Magenoperationen vornehmen mußten, wenn der Verdacht bestand, daß ein Arbeiter einen Diamanten heimlich verschluckt hatte.

Koch begab sich mit seiner Frau zum «Victoria-Camp», wie die Engländer die Untersuchungsstation für die deutsche Expedition genannt hatten, zu der neben den Bungalows der Ärzte ein gut eingerichtetes Laboratorium, Stallungen für gesundes und krankes Vieh und entsprechende Vorratsschuppen gehörten. Kurz darauf machte er sich schon mit seinem Assistenten Dr. Kolle an die Arbeit. Sie begannen in gewohnter Weise mit Blutuntersuchungen. Material war genügend vorhanden. So vergingen einige Wochen.

«Ich weiß nicht, wie viele Tage und Nächte wir nun schon hier sitzen, Herr Geheimrat. Die Zeit ist an uns vorübergerannt, und der Erreger der Pest ist vor uns davongelaufen.»

Der kleine, trotz seiner Jugend schon etwas rundliche Kolle mit der breiten, großen Kartoffelnase im Gesicht hatte von der Pike auf bei seinem Meister gelernt. Er warf die angerauchte Zigarre zum Barackenfenster hinaus.

Koch, der wie üblich vor dem Tisch mit den unzähligen Präparaten, Farbfläschchen, halbvollen Näpfchen, kleinen Messerchen, Pinseln und Pinzetten saß, sah seinen Mitarbeiter, dem die Berliner Kollegen den Spitznamen «Knolle» gegeben hatten, kurz an.

«Sie irren, Kollege. Der Bazillus ist nach wie vor da. Wirklich – im wahrsten Sinne des Wortes, obgleich er für uns unsichtbar ist und wohl auch bleiben wird, weil ihn unsere Mikroaugen nicht erkennen können. Ich habe gestern einem gesunden Ochsen, den ich isoliert unterbringen ließ, den fünfhundertsten Teil eines Kubikzentimeters verseuchtes Blut eingimpft. Heute früh zeigten sich die ersten Krankheitssymptome:

Fieber, Freßunlust, Mattigkeit. Übermorgen schon wird das starke Tier an den bekannten Entzündungserscheinungen der Rachen- und Darm-schleimhäute zugrunde gehen.»

Koch erhob sich von seinem Stuhl und trat ebenfalls an das kleine Fenster, ohne jedoch hinauszuschauen. Während seine Finger auf das schmale Fensterbrett trommelten, wiederholte er für sich: Das Gift ist also vorhanden und wirkt. Jeder weitere Versuch, nach dem Erreger zu suchen, ist hier zwecklos. Es wäre Zeitvergeudung. Koch wandte sich dem Assistenten zu und sprach laut und bestimmt aus, worauf es jetzt ankam: «Das Gegengift! Das müssen wir finden!»

Kolle sackte noch ein wenig mehr in sich zusammen, als er die Schultern hob und senkte.

Koch aber verließ mit schnellen Schritten das Laboratorium. Draußen vor dem Fenster rief er dem Assistenten zu: «Kümmern Sie sich um die Versuche mit den Kleintieren! Ich fahre mit meiner Frau zu den Nachbarn.»

Der zweispännige, gefederte Jagdwagen, der der De Beers Diamond-Mining Company gehörte, durchquerte das Grenzgebiet zum Oranje-Freistaat. Der einbeinige Kutscher, vor Jahren in den Gruben verunglückt, verdiente sich nun, in eine Livree gesteckt, sein Gnadenbrot.

Der Weg durch den Stacheldrahtverhau war auf Kochs ausdrücklichen Wunsch freigegeben worden. Uniformierte Hottentotten unter einem chargierten Engländer lungerten davor herum. Koch beachtete die Ehrenbezeugung der Soldaten kaum, er blickte nur geradeaus. Das Gefährt befand sich bereits auf einer mit Kirschbäumen umsäumten Landstraße. Die Früchte begannen sich rot zu färben, auf den Feldern zu beiden Seiten reifte das Getreide: Roggen und Hafer. Links auf einer entfernten Anhöhe drehte sich eine Mühle.

«Holland!» sagte Koch gedankenverloren. «Unter klimatischen Verhältnissen, die seinen heimatlichen ähnlich sind, formt sich der Mensch die ihm vertraute Umgebung.»

Hedwig nickte. «Nur die Jahreszeiten entsprechen einander nicht. In den Niederlanden geht es auf Weihnachten zu und hier auf die Ernte.»

Da wies Robert nach rechts.

«Sieh, dort auf den Wiesen zwischen den Seen weiden Schafe und Ziegenherden.»

Er richtete sich im Sitz auf. «Wo nur die Rinder sind?»

Der Kutscher hörte die Frage. Er drehte den Kopf ein wenig nach hinten. «In den Kraalen!»

Koch wunderte sich. Er verstand diese Antwort erst richtig, als sie durch das Tor des riesigen Holzzaunes fuhren, der das Gehöft des Bauern van Deeken in einem weiten Bogen umgab.

Van Deeken empfing die Gäste an der Dielentür seines Holzhauses. Er trug eine buntgestickte Weste, welche die schneeweißen bauschigen Hemdsärmel freigab, enge Kniehosen, helle Strümpfe und Holzschuhe. Das mächtige Haupt des großen, breitschultrigen Mannes wurde von einer grauen Mähne umwallt, die sich in dem kurz geschnittenen Vollbart fortsetzte. Mißtrauisch hatte er das Gefährt und den Kutscher gemustert. Um so erstaunter war er, als Koch sich und seine Frau vorstellte. Sein finsternes Gesicht hellte sich auf. Er wußte zwar mit dem Namen nichts anzufangen, der Umstand jedoch, daß es sich um einen deutschen Arzt handelte, genügte ihm. So trat er sofort zur Seite und bat die Besucher einzutreten.

Ein Halbdunkel umfing sie. Nur von einer Seite fielen durch die grünlich getönten Fensterscheiben die Sonnenstrahlen ein.

Hedwigs Maleraugen überflogen den Raum, die Möbel, die aus einem vergangenen Jahrhundert stammten, und blieben an der Frau in heimatlicher Tracht hängen, die eine Schüssel vor sich auf dem Schoß hielt.

«Ein van der Meer!» rief sie spontan bei diesem Anblick aus.

Mevrouw van Deeken erhob sich und begrüßte die Fremden. Der Ton ihrer Stimme paßte in die Umgebung. Das Niederländische klang so anheimelnd, daß Hedwig instinktiv in ihrer Muttersprache antwortete.

Die Hausfrau lächelte und lud Hedwig, gebrochen Deutsch sprechend, ein, auf einem Lehnstuhl am Fenster Platz zu nehmen. Auch sie setzte sich wieder. Jetzt erst bemerkte Hedwig, daß ihr Mann mit dem Bauern das Zimmer wieder verlassen hatte. So mußte sie sich selber bekannt machen. Sie begann englisch zu sprechen, um der Holländerin die Unterhaltung zu erleichtern.

Doch die Frau ihr gegenüber in der kurzen Taille, den bauschigen Oberärmeln und dem weißen Häubchen auf dem dunklen, gescheitelten Haar schüttelte den Kopf. «Wir haben mit den Briten nichts gemein. Dagegen sind die hier ansässigen Deutschen unsere Freunde. Viele von Ihnen wanderten hierher aus, siedelten sich bei uns an. Aber ihre Tage sind ebenso gezählt wie die unseren.»

Hedwig wunderte sich und meinte: «Das verstehe ich nicht.»

«Es ist auch uns unverständlich.» Frau van Deeken blieb äußerlich ganz ruhig, als sie weitersprach: «Es ist genug Raum in Afrika, doch die Engländer wollen überall herrschen. Sie behaupten, wir, die wir uns Boers nennen, seien ihre Untertanen und alles Land, das uns gehört, stehe unter ihrer Oberhoheit.»

Hedwig lächelte unmerklich. Euch gehört es ebensowenig wie den Engländern. Und was heute mit euch geschieht, fügten eure Vorfahren den Hottentotten zu.

Da erschien ein Mädchen in einer hellen Tracht mit der schmucken, kleidsamen Haube auf dem Kopf, stellte ein Tablett mit einer Kanne und Tassen aus Delfter Blau, ein rundes Brot und frische Milch auf den Tisch und verschwand wieder.

Währenddessen war Koch mit dem Bauern durch die Viehställe gegangen und stand nun vor einer abgesonderten Koppel. Die schwarz-weiß und braun-weiß gescheckten Tiere glotzten träge und machten einen zufriedenen, gut gesättigten Eindruck.

«Ich kann nur wiederholen, Doktor», erklärte der Mann, «daß ich im letzten Halbjahr unter meinem Rindvieh wenig Abgang hatte.»

Koch nickte. «Weil Sie die Tiere nicht auf die Weide lassen, sondern streng abgesondert halten.»

«So war der Verlust für uns zu ertragen, zumal die Seuche eigenartigerweise den Schafen, Ziegen, Pferden und anderen Haustieren nichts anhaben kann.»

«Der Stacheldraht wäre demnach gar nicht notwendig gewesen.»

Der Bauer blickte Koch mit seinen großen, von dichten Brauen beschatteten Augen ruhig an. «Vom ärztlichen Standpunkt aus nicht. Die Pest ist doch nur ein Vorwand gewesen, der dazu diente, unsern Handel lahmzulegen, nachdem der Überfall der Engländer auf Johannesburg im Januar blutig zurückgeschlagen wurde.»

Koch musterte die eingepferchten Tiere und ging auf ein Jungtier zu, das mit gesenktem Kopf dastand. Der Arzt beugte sich hinunter, hob das Maul des Bullen etwas an, öffnete es und sah hinein.

«Die Schleimhaut rötet sich!» stellte er fest. «Lassen Sie das Tier schlachten, damit ich eine Blutprobe nehmen kann.»

Van Deeken stand für Augenblicke unbeweglich. Daß einer auf seinem Hof Anordnungen traf, ihm sogar einen Befehl erteilte, war ihm noch nicht

vorgekommen. Doch er überlegte blitzschnell: Wenn die Briten schon einen Deutschen bitten, dann muß er wohl ein großer Wissenschaftler sein. Darum sagte er kurz: «Es kann sofort geschehen, Herr Doktor!»

Während der Bauer seinen Gast zu einem Imbiß ins Haus bat, wurde einer der Aufseher, der zugleich das Fleischerhandwerk betrieb, vom Feld geholt.

Die inneren Teile des geschlachteten Rindes lagen bald danach auf einem langen Tisch ausgebreitet. Da prüfte Koch eingehend jedes Stück mit dem Vergrößerungsglas. Die Wände des Magens und der Därme zeigten die Spuren von Entzündungen, also der beginnenden Zersetzung. Die übrigen Organe waren gesund. Der Arzt nahm aus seiner Ledertasche mehrere Glasbehälter, stellte sie zurecht, öffnete das Etui mit dem Operationsbesteck und trennte von den Eingeweiden Untersuchungsmaterial ab. Bei der Arbeit fiel sein Blick auf die feste Leber mit der dunklen Gallenblase. Urplötzlich schob sich ein Begriff in sein Gedächtnis, der seit seiner Studentenzeit, überdeckt von anderen, in Vergessenheit geschlummert hatte: *Extractum animale amarum* — eingedickte Ochsen-galle, ein Mittel, das damals von älteren Ärzten gegen Magen- und Darmkrankheiten verordnet wurde und das sogar — ja natürlich, er erinnerte sich — Apotheker Knechtel noch in einem Regal seiner Offizin aufbewahrte. Galle als Heilmittel! Der Gedanke ließ ihn nicht los. Mit einem Schnitt löste er die Galle von der Leber und verstaute sie sorgfältig in einem größeren Gefäß. Dann ging er mit schnellen Schritten auf das Wohnhaus zu und bat van Deeken, anspannen zu lassen.

Doch ganz so schnell kamen Koch und Hedwig noch nicht fort. Sie mußten zum Mittagessen bleiben, und Robert erzählte aufgeräumt einige seiner Erlebnisse in Indien, wobei er mit gutem Appetit dem Witteboom zusprach, einem leichten Kapwein, den die Boers hier an den hügeligen Abhängen anbauten.

«Kolle, ich hab's!» Koch stellte vor seinem Assistenten eine dickbauchige Flasche nieder.

«Rindergalle?»

«Ja, das könnte die Lösung sein!»

«Ich verstehe noch nicht...?»

«Denken Sie nach!»

Kolle sprang auf. «Sie wollen doch nicht etwa?» Er wagte die Frage

nicht weiter auszusprechen. Es erschien ihm alles zu einfach, zu natürlich und selbstverständlich.

Koch nickte. «Ja, ich will die Rinder mit Rindsgalle immunisieren.»

«Herr Professor, Sie sind ...»

Weiter kam der kleine, dicke Assistent nicht. Koch unterbrach ihn. «Reden Sie nicht so viel! Bereiten Sie den Impfstoff vor!»

Das von Robert Koch entdeckte Impfverfahren war ein voller Erfolg. Leicht erkrankte Rinder wurden wenige Tage nach Injektion einer kleinen Dosis Lymphe gesund, und die noch nicht von der Pest befallenen Tiere wurden auf die gleiche Weise gegen die Krankheitserreger unempfindlich gemacht. Schließlich vereinfachte der Forscher die Herstellung des Impfstoffes derartig, daß ihn die Farmer selbst gewinnen und anwenden konnten.

Als sich der Kapsommer dem Ende zuneigte, konnte Koch seinem Kultusminister berichten:

«... Im großen und ganzen kann man damit rechnen, daß fünfundsechzig Prozent des Viehbestandes der Kolonie gerettet sind. Die Galleimpfung hat sich glänzend bewährt. Auf jeden Fall hat der Entschluß der Regierung des Kaplandes, im Kampf gegen die Rinderpest die Wissenschaft zu Hilfe zu rufen, für Südafrika die segensreichsten Folgen gehabt.»

Mitte März 1897 verbreitete sich die Nachricht vom Ausbruch der Menschenpest in Indien.

Koch bekam von Berlin die Mitteilung, daß er, als Leiter einer Untersuchungskommission berufen, gebeten werde, sich unverzüglich nach Bombay zu begeben.

XVI

«Tscha, Herr Professor, die Pest, mit der habe ich auch schon zu tun gehabt. Hier auf meinem Schiff.» Kapitän Smith schob den Priem von einem Mundwinkel in den andern.

Robert Koch unterhielt sich gern mit dem alten erfahrenen Seemann, seitdem er mit Hedwig in der Hafenstadt Durban den englischen Frachter bestiegen hatte. So saß er auch heute wieder mit ihm in der Kajüte beisammen.

«Und wie war das?» fragte er interessiert.

Smith goß sich sein Rumglas halb voll und prostete Koch zu, der nicht mittrank.

«Es ist knapp ein Jahr her. Wir kamen mit Reis von Hongkong und wollten nach Southampton. Auf der Höhe von Ceylon fing es an. Der alte Jack blieb eines Morgens in der Hängematte liegen. Ich ging zu ihm. War das von ihm nicht gewohnt.

«Na, Jack, was ist los mit dir? Scher dich endlich auf Deck!» polterte ich absichtlich laut.

«Käpt'n, es geht wirklich nicht», erwiderte er leise. «Wenn ich aufstehe, muß ich mich festhalten, mein Kopf schwankt wie 'n Schipp bei Zwölferwind.»

«Junge, Junge», meinte ich, «wo hast du denn bloß den vielen Rum her, daß du früh noch voll bist.»

«Nein, Käpt'n, das hier kommt nicht vom Saufen!» Damit schlug er sein Hemd zurück und zeigte mir seine Achselhöhle. Sie war dick geschwollen. Da wurde auch mir ganz blümerant zumute. Ich beruhigte den Jack zwar mit einigen Scherzworten, schlich aber wie ein begossener Pudel davon. Ich hatte genug gesehen. Die Pest! Die Pest war an Bord! Professor, können Sie das verstehen, was das heißt? Pest auf einem Schiff?»

Koch nickte mehrere Male.

«Ich wollte es unbedingt verheimlichen. Aber ich konnte es nicht. Es war schon zu spät. Am dritten Tag darauf senkten wir unseren Jack ins Meer. Und dann legte sich wieder einer. Und noch einer. Bis Aden kamen wir. Da mußten wir in Quarantäne gehen.»

Der Kapitän kämmte mit seinen fünf Fingern seinen Vollbart und stierte abwesend an die niedrige Decke. Dann fuhr er nach einer kurzen Pause fort: «Aber da war noch die Sache mit den Ratten! An dem Tag, als Jack starb, kam der Koch angstsclotternd zu mir. Ein Chinese. Ich hatte ihn erst in Hongkong angeheuert.

«Käpt'n!» rief er aufgeregt in seinem merkwürdigen Kauderwelsch, «unten in der Vorratskammer liegen Ratten! Tote Ratten!»

«Na und!» fuhr ich ihn an. «Schmeiß sie über Bord! Das ist doch gut, tote Ratten sind besser als lebendige, die fressen uns wenigstens nichts mehr weg!»

Er aber hob schreckensbleich die Arme und rädebrechte: «Tote Ratten nicht gut! In toten Ratten die Pest!»

Wie er auf diesen Unsinn käme, wollte ich wissen, und er beteuerte mir, daß es ihm sehr Ernst sei, denn seine Leute pflegten fluchtartig ihre Behausungen zu verlassen, wenn sie in Pestzeiten tote Ratten fänden. Ich donnerte ihn an, daß er seinen Aberglauben für sich behalten und nicht solche Reden auf dem Schiff verbreiten sollte.»

Smith blickte den Professor fragend an, als ob er eine Zustimmung erwarte.

«Hm!» war alles, was Koch erwiderte.

Der Kapitän richtete seinen Oberkörper steil auf und stützte beide Ellenbogen auf den Tisch, als er weiterredete: «Ich machte mir wohl meine Gedanken darüber, denn ich wußte aus Erfahrung, daß solchem scheinbaren Aberglauben oft ein tiefes Wissen zugrunde liegt. Aber ich legte dem Vorfall keine weitere Bedeutung bei. Nun sagen Sie mir, Herr Professor, könnte so etwas wohl möglich sein?»

Robert Koch hatte nachdenklich zugehört. «Ja!» sagte er jetzt, «Ratten als Bazillenträger — durchaus wahrscheinlich! Damit ließen sich die teuflischen Vernichtungszüge des schwarzen Todes in allen Jahrhunderten erklären.»

Unvermittelt stand Robert Koch auf und verließ mit einem «Bis nachher, Käpt'n!» den Raum.

Smith sah dem Arzt kopfschüttelnd nach. Er brummte: «Was hat er denn?»

Der aber suchte seine Frau auf und fand sie auf dem Achterdeck, Skizzenbuch und Bleistift in der Hand. «Komm!» bat er, «leiste mir Gesellschaft. Erzähle mir etwas. Ich muß nachdenken!»

Und schon arbeiteten seine Gedanken. Rattenpest! Zum ersten Mal kam sie um 1350 aus Asien nach Europa. Nach drei Jahren verschwand sie wieder und ließ 25 Millionen Tote zurück: ein Viertel der gesamten Bevölkerung. Hungersnot tat ein übriges, denn Handel und Wandel waren vernichtet. Grauensvolle Bilder wurden überliefert, gemalt und beschrieben: Ärzte und fromme Helfer in phantastischer Schutzkleidung, die vor der Ansteckung davonlaufen, vermauerte Pesthäuser, flüchtende Kranke, verfolgt und gesteinigt, Pestkarren voller Leichen, Pestregen und dunkle Wolken, grinsende Sensenmänner... Auch in späteren Jahrhunderten war die furchtbare Krankheit in die Länder des europäischen Kontinents eingedrungen. Koch wußte, daß sie jetzt wieder in Indien 12 Millionen Opfer gefordert hatte. Er war sich darüber im klaren, daß man

ihn nicht der Inder wegen auf die Reise geschickt hatte, sondern weil man ein erneutes Übergreifen nach Europa fürchtete.

Hedwig lächelte über die Bitte ihres Mannes, sagte aber nichts. Sie hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, Roberts Eigenarten ohne Worte hinzunehmen. So redete sie von dem, was sie heute gesehen, gezeichnet und gedacht hatte, bis Koch plötzlich stehenblieb und selber zu sprechen begann.

«Dem Unheil, das die Pest den Menschen brachte, muß ein Ende gesetzt werden!»

Hedwig wiederholte: «Die Pest? Beschäftigen sich damit deine Gedanken?»

«Ja, Liebes! Wer kämpfen will, muß den Feind kennen.»

«Der Erreger der Pest ist doch aber bekannt. Ich las es in deiner Zeitschrift. Kitasato...»

«Ja, Freund Shibasaburo Kitasato fand ihn und unabhängig von ihm, zur selben Zeit – es war 1894 –, der Schüler Pasteurs, Alexandre Yersin. Doch die Frage, um die es nun geht, lautet: Wo kommt der Bazillus her?»

Das Schiff legte im Hafen von Bombay in der Nähe der Warenschuppen an. Da die Zeit der Ankunft vorher nicht bekannt gewesen war, bat Smith den Professor und seine Frau, so lange an Bord zu bleiben, bis er den deutschen Konsul verständigt hätte.

Zwei Stunden danach fuhr ein Wagen bis dicht an die Landungsbrücke. Ein Mann stürzte die Gangway hinauf.

Robert Koch sah ihn kommen und lief ihm entgegen. «Gaffky!» rief er und ergriff dessen beide Hände, die sich ihm entgegenstreckten. «Da soll einer sagen, die Welt sei groß! Ich hatte ja keine Ahnung, daß Sie hier sind.»

Koch faßte den ehemaligen Mitarbeiter unter. «Kommen Sie. Meine Frau ist auch hier.»

Schon auf der Fahrt ins Hotel berichtete Gaffky kurz über den Verlauf der Pest, die bereits im Abklingen sei, und über seine Maßnahmen, die Versuche und Schutzimpfungen.

«Im Eingeborenenviertel, sagten Sie, sei die Pest am stärksten aufgetreten. Haben Sie dort Ratten bemerkt?»

Gaffky wunderte sich über Kochs Frage und zuckte die Schultern. «Nicht mehr als anderes Ungeziefer.»

«Besonders aufgefallen ist Ihnen nichts?»

Gaffky verneinte.

«Ich werde gleich morgen dem Gouverneur meinen Besuch machen», erklärte Koch beim Abendessen. «Wo wohnt er?»

«Das Gouvernementsgebäude liegt auf der Spitze der Halbinsel Malabar Hill, in der Nähe des Parsentempels und der berühmten Türme des Schweigens.»

Hedwig hielt beim Essen inne. «Parsen?» fragte sie.

«So nennen sich die Perser, die nach der Zerstörung ihres Reiches durch die Araber — in der Mitte des 7. Jahrhunderts — Anhänger der Religion des Zoroaster blieben. Sie verließen in der Mehrzahl das Land. Ein Teil von ihnen wurde in dieser Gegend ansässig. Heute gehören die Parsen als Handelsherren, Reeder und Bankiers zu den Vornehmsten und Reichsten des Landes. Ihre Bungalows stehen ebenfalls auf Malabar Hill.»

Hedwig rief erregt aus: «Ich möchte die Halbinsel sehen und möchte zeichnen, was mir besonders gut gefällt.»

«Nichts einfacher als das», meinte Koch, «du kommst morgen mit. Während ich mit Seiner Lordschaft verhandle, kletterst du auf den Schweigeturm.»

Gaffky lachte herzlich. «Das dürfte kaum möglich sein, Kollege. Denn auf dem Turm nisten die Geier, und die Erde ringsherum ist ein Totenacker, auf dem die verstorbenen Parsen den Geiern zum Fraß dienen.»

Hedwig hatte mit halb offenem Mund zugehört. «Wie unheimlich. Da brauche ich einen Beschützer. Bitte, Herr Gaffky, begleiten Sie mich morgen, und erzählen Sie mir mehr von dem Glauben der Parsen.»

Gaffky verbeugte sich. «Gern, gnädige Frau.»

Die Geier umschwärmten kreischend die geisterhaften Türme, die sich aus der schweigenden Einöde dunkel und drohend von dem hellen, blauen Hintergrund des Himmels und des Meeres abhoben.

«Schön sehen diese Vögel mit den langen, kahlen Hälsen gerade nicht aus», stellte Hedwig fest, während sie in ihrem Skizzenbuch strichelte.

«Mit dem Begriff Aasgeier verbindet sich auch das Gegenteil, gnädige Frau.»

Hedwig sah auf. «Hören Sie, lieber Herr Gaffky, nennen Sie mich bitte Frau Koch. Ich bin stolz auf diesen Namen.»

Gaffky nickte. «Ich verstehe das recht gut, Frau Koch! Sie wollen also wissen, warum die Parsen ihre Toten auf diese eigenartige Weise be-

handeln. Die Elemente sind ihnen heilig. Sie dürfen durch Verwesendes nicht verunreinigt werden. Weder das Feuer noch das Wasser, die Erde oder die Luft. Das Feuer als Gleichnis der Sonne ist ihnen dazu noch Sinnbild des Guten.» Er machte eine kleine Pause und fuhr dann fort: «Die parsische Religion ist eine dualistische. Zoroaster oder Zarathustra, der im 6. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung gelebt haben soll, lehrte: Ein guter und ein böser Geist schufen die Welt, Ormuzd und Ahriman. Beide liegen im ständigen Kampf miteinander, und der Mensch steht im Mittelpunkt dieses Streites. Seine Waffen gegen das Böse sind: gut denken, gut reden, gut handeln! Das Gesetzbuch, das Zoroaster seinen Gläubigen gab, ist die Avesta.»

Hedwig klappte ihr Skizzenbuch zu. «Ich danke Ihnen, Herr Professor! Und nun gehen wir noch ein wenig am Strand entlang. Hier ist es mir zu dunkel und trostlos.»

Später saßen sie zusammen mit Robert Koch wieder im Wagen. Koch wußte Neues zu erzählen: «Der Gouverneur hat das portugiesische Grenzgebiet sperren lassen. In Damán ist die Pest ausgebrochen. Ich habe sofort die Pässe für uns beantragt. Übermorgen reisen wir.»

«Wie weit ist das?» fragte Hedwig.

«Hundert englische Meilen von hier.»

Der portugiesische Gouverneur der Provinz und Stadt Damán freute sich, den berühmten Forscher begrüßen zu dürfen, gestattete gern die notwendigen Nachforschungen und nahm die drei Deutschen als Gäste in seinem Haus auf.

Im Hospital erfuhr Koch vom Chefarzt Näheres über den Verlauf der Krankheit. «Unsere Stadt wird durch den Damanganga, der hier mündet, in zwei Hälften geteilt. Die Seuche wütet nur im nördlichen Bezirk. Sie begann, nachdem ein Dampfer aus Bombay im Hafen seine Fracht gelöscht hatte. Wir ließen sofort den Flußverkehr zur Südstadt sperren, die dadurch von der Pest verschont blieb.»

Koch genügte die Auskunft. Die Tatsache war eindeutig: Die Ansteckung erfolgte also weder durch das Wasser noch durch die Luft, sondern nur durch die Menschen und ... «Ich muß mich selber überzeugen!» sagte er und bat den Arzt: «Stellen Sie mir einen Ihrer Krankenpfleger zur Verfügung, der uns in das Seuchengebiet begleitet. Möglichst einen Inder, der etwas Englisch spricht. Er soll ein Blechgefäß und eine schmale Zange mitnehmen.»

Der Portugiese erklärte sich dazu bereit, obgleich er sich nicht vorstellen konnte, wozu die Utensilien gebraucht werden sollten. Er fragte auch nicht, denn der Herr Geheimrat hatte es sichtlich eilig.

Die Bevölkerung lebte in diesem Stadtteil dicht zusammengepfercht in engen Gassen und niedrigen Hütten. In den dunklen Wohnräumen mit schmutzigem Hausrat lagen Lumpen und Abfälle. Die Behausungen waren leer, nur einzelne alte Leute hockten stumpfsinnig herum.

«Die Menschen können doch unmöglich alle der Pest erlegen sein. Wo sind sie geblieben?» fragte Koch den Inder.

«Hier wohnen meist Fischer, Sahib. Sie sind mit ihren Angehörigen an den Strand geflüchtet und hausen auf ihren Kähnen. Krankheitsfälle sind dort am Wasser sehr wenig aufgetreten.»

Gaffky sah sich um. «Man könnte annehmen, wir befinden uns in der Schwarzen Stadt von Kalkutta. Teilweise sind sogar die Tanks da. Brauchen wir Wasserproben?» wollte er wissen.

Koch schüttelte den Kopf. Er suchte etwas anderes und fand es in den leeren Ställen und auf den Misthaufen davor: Ratten! Reste verwester Ratten! Er lief im Eifer seiner Entdeckung schneller.

Gaffky und der Inder konnten kaum folgen.

«Überall Ratten!» murmelte Koch. «Tote Ratten!» Und als er auf einen noch guterhaltenen Kadaver stieß, befahl er dem Diener, das Tier vorsichtig in das Gefäß zu legen. Und danach sagte er ruhig und lächelte dabei: «Ich bin fertig! Gehen wir zurück ins Hospital!»

Hier setzte sich Robert Koch sofort an das Mikroskop und löste etwas Fleisch von der vorher sezierten Ratte ab. Stillschweigend nahm er dann den Objektträger an sich und bat Gaffky, das Blut des Tieres zu untersuchen.

Nach kurzer Zeit stellte Gaffky fest: «Pestbazillen! In großen Mengen!»

Jetzt reichte ihm Koch sein Gläschen. «Bitte, schauen Sie sich das ebenfalls an!»

«Das gleiche Bild! Bakterien überall!»

«Also haben die Ratten etwas mit der Pest zu tun. Doch eine ist keine. Wir müssen uns mehr Material besorgen.»

Es folgten für die Forscher angestrengte Wochen. Zahlreiche Rattenkadaver wurden untersucht. Das Ergebnis: Pestbazillen!

Nun lautete die Frage: Wie gelangen die Bazillen auf den Menschen? Koch ließ lebende Ratten fangen. Diese Tiere waren wenig oder gar nicht

mit Bazillen behaftet. Dafür aber wimmelte es in ihren Fellen von Flöhen.

«*Pulex irritans* — der springende Punkt, Kollege!»

Gaffkys Gesicht zeigte jugenhafte Züge. «Einige der wenigen zoologischen Bezeichnungen, die ich aus der Pennälerzeit mitnahm. Der Rattenfloh gehört zwar sicherlich einer anderen Gattung an als der Menschenfloh, aber er hüpfte auch auf Menschen!»

Koch lehnte sich auf dem Stuhl zurück, der vor dem Untersuchungstisch stand. «Ja, Gaffky, so nur kann es sein: Der Floh als Pestträger!»

Koch besuchte mit Hedwig, Gaffky und einem Dolmetscher auch die Menschen am Meer, welche die Stadt aus Angst vor der Pest verlassen hatten. Er fragte viel. Und eine Antwort sagte ihm alles:

«Wir sind geflohen, als wir die toten Ratten herumliegen sahen. Denn da wußten wir, daß die Pest im Anzuge ist.»

Es war nicht nur für den englischen und portugiesischen Gouverneur gedacht, was Koch als Ergebnis seiner Forschungsreise zusammenfaßte. Es war ein Aufruf an die Welt:

«Die gültigen internationalen Maßnahmen bei der Bekämpfung der Pest sind völlig unzureichend und entsprechen dem heutigen ätiologischen Standpunkt der Wissenschaft nicht mehr. Ich fordere die Aufklärung der breiten Massen über die Gefahr, die von den Ratten droht, und deren Vernichtung in Städten und Dörfern, auf Schiffen, in Häfen, auf Wasserstraßen und Kanälen. Das von uns angewandte Immunisierungsverfahren, das wir bei Ärzten und Krankenpflegern und sonst — des Widerstandes der eingeborenen Bevölkerung wegen — nur vereinzelt durchführen konnten, müßte zu einem allgemeinen Impfgesetz erhoben werden.»

Ende Juni wurden Robert Koch und Hedwig bereits wieder vom Wasser des Indischen Ozeans getragen. Der Luxusdampfer steuerte Old England entgegen. Auf dem Schiff herrschte allgemeine Freude. Die Passagiere, meist Kaufleute und Regierungsbeamte, fuhren auf Urlaub in die Heimat. Sie ließen sich das etwas kosten. Deckspiele, Tanzabende und Bordfeste wechselten miteinander ab. Das Ehepaar Koch stand im Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit, die Bombayer Gazetten hatten die Verdienste des deutschen Forschers um die englischen Kolonien ins rechte Licht gerückt. Das englische Empire interessierte den deutschen Wissenschaftler weniger, aber die Tatsache, daß er einem weiteren Geheimnis

des Todes auf die Spur gekommen war, erfüllte ihn mit einer großen Befriedigung.

Während er früher jeder lauten Geselligkeit ausgewichen war, fühlte er sich diesmal darin wohl, da Hedwig an seiner Seite war.

«Ich bin so froh, daß die für dich so langweiligen Tage in Daman vorüber sind», sagte er eines Abends in der Kabine zu seiner Frau.

Hedwig kuschelte sich an ihren Mann und erwiderte: «Ich langweile mich nie, wenn ich dich in meiner Nähe weiß. Außerdem habe ich noch mein Skizzenbuch. Zeichne ich aber nicht, male ich mir wenigstens in Gedanken Bilder in den leuchtendsten Farben aus.»

Robert küßte dankbar die Hand seiner jungen Frau.

In Aden stiegen Koch und Hedwig auf einen Dampfer der Deutsch-Ostafrika-Linie um; ihr Ziel war Daressalam. Das Schiff besaß im Mitteldeck Kabinen für Passagiere, sonst aber hatte es Fracht geladen: Baumwoll- und Metallwaren, Wein, Bier und Zucker.

«Nun wirst du innerhalb kurzer Zeit mit einem dritten Gouverneur bekannt werden, Robert.»

Koch schmunzelte. Die Fältchen um Mund und Nase zogen sich spitzbübisch zusammen. «Ja, Liebes, denke einmal: so viel Ehre!»

Hedwig blickte ihren Mann mit lachenden Augen an. «Ganz meine Meinung! Die Herren können sich allesamt etwas darauf einbilden, eines Besuches von dir gewürdigt zu werden!» Als Koch lachend den Arm um sie legte, fuhr sie fort: «Ein bißchen kannst du dir ruhig einbilden — schon meiner wegen!»

Als beide bequem in Korbesseln saßen und Hedwig kandierte Früchte knabberte, fragte sie: «Wie heißt denn der Beherrscher der Eingeborenen von Deutsch-Ostafrika?»

«Siebert!»

«Mehr nicht?»

«Ich glaube, er ist Generalmajor.»

«Und was will er von dir?»

«Er forderte mich schon in Kimberley auf, auch nach seiner Rinderpest zu sehen.»

Koch rückte näher an Hedwig heran und blickte sie an wie ein Junge, der seinem Kumpan von einem geplanten Abenteuer erzählen will: «Was aber das Ausschlaggebende für mich ist: ich bin neugierig auch auf dies Stück Afrika!»

Kochs Tischnachbar war ein wohlsituerter, älterer Herr. Er stellte sich als Kaufmann Bredow aus Berlin vor und schwadronierte gleich drauflos, als befinde er sich an seinem Stammtisch daheim. «Gehöre der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft an und fahre in Geschäften nach Dar-essalam. Entwickelt sich großartig, unsere Kolonie, ist ja auch Zeit, daß sich Deutschland seinen Platz an der Sonne erobert.»

Während Koch schwieg, warf Hedwig ein: «Ja, das Meisterwerk von Carl Peters.»

Der Kaufmann merkte offensichtlich nicht den ironischen Nebensinn dieser Worte; denn er strahlte und wandte sich ihr liebenswürdig zu. «Gnädige Frau kennen den Mann!»

«Er war in Berlin in aller Munde, als er 1884 die Kolonie Ostafrika gründete, und», fügte sie hinzu, indem sie die Lippen schürzte, «im vorigen Jahr wieder, als er im Reichstag großer Grausamkeiten beschuldigt wurde, die er in seiner Stellung als Kaiserlicher Kommissar für Ostafrika den Eingeborenen gegenüber verübte. Das trug ihm den Beinamen «Hänge-Peters» ein.»

«Ach was», erwiderte Bredow mit einer wegwerfenden Handbewegung, «diese Kampagne gegen unsern Peters inszenierten doch die Sozialdemokraten, die seit der Aufhebung des Sozialistengesetzes das Maul wieder mächtig voll nehmen.»

Robert Koch streifte jetzt den reichen Kaufmann mit einem abschätzenden Blick. «Immerhin schienen sie doch im Fall Peters im Recht gewesen zu sein, sonst hätte man ihm nicht den Prozeß gemacht und ihn nicht aus dem Kolonialdienst des Deutschen Reiches entlassen.»

«Nonsens! Was kann ihm schon passieren. Unsere Richter sind zum Glück alle kaisertreu. Jedenfalls bleibt Doktor Peters das Verdienst, das erste Dutzend Verträge mit schwarzen Häuptlingen abgeschlossen zu haben. Er hat auf diese Weise afrikanisches Land für das Reich gewonnen, das dann nach dem Vertrag mit England, 1890, die Verwaltung der Kolonien übernahm. Leider ohne Sansibar, das gegen Helgoland eingehandelt wurde.»

Koch dachte an den Besuch, den er in seiner Jugend der Insel abgestattet hatte, und wiederholte sehr erstaunt: «Leider?»

Der Kaufmann sah ihn groß an. «Natürlich. Unsere Regierung hat einen Rock gegen einen Hosenknopf eingetauscht. Mag Helgoland für unser Vaterland strategisch wichtig sein, so ist doch auch in Afrika

Deutschland. Ein arabisches Sprichwort sagt: «Wenn in Sansibar die Flöte ertönt, tanzt ganz Afrika bis zu den großen Seen.» Deshalb hatte auch der Sultan dort seine Residenz. Und wirtschaftlich gesehen — nein, mein Herr, dafür gibt es keinen Ersatz! Für die Geschäftsleute der «Gesellschaft» ist der Verlust der Insel äußerst schmerzlich. Auf Sansibar gibt es die meisten Gewürznelken, die besten Orangen der Welt! Dazu kommt der Wert der «Schwarzen Ware».

«Ist Ihre Gesellschaft nicht mit dem Gründer aufgefliegen?» fragte Hedwig, um die peinliche Gesprächspause auszufüllen, die durch die Erwähnung des Sklavenmarktes ausgelöst wurde.

«Aber ich bitte Sie, gnädige Frau! Das Kapital gehört doch uns Aktionären. Nein, nein, wir besitzen noch immer das Recht auf Erwerb von herrenlosem Grund und Boden. Und was ist dort nicht alles herrenlos...»

«Allerhand!» entfuhr es Koch, der an der Sache Anteil zu nehmen begann. «Ein Millionen-Blankoscheck!»

Bredow schnippte mit den Fingern, um auszudrücken, daß dies für Leute seinesgleichen etwas Gewohntes sei, und fuhr fort: «... und das Vorrecht auf Gewinnung von Mineralien, auf den Bau und Betrieb von Eisenbahnen, auf Errichtung einer Bank und auf Ausgabe von Münzen und Noten. Im übrigen sind wir nicht die einzige Kolonialgesellschaft. Es gibt davon ein rundes Dutzend. Ebenso wie in Deutsch-Südwestafrika und in Togo und Kamerun.»

Koch sah dem Kaufmann in die Augen. «Fragt sich nur, ob den Eingeborenen diese großzügige Rechtsauffassung auch so gut bekommt wie den Mitgliedern der Kolonialgesellschaften.»

«Bekommt ihnen, Verehrtester! Bekommt ihnen! Sie lernen endlich deutsche Zucht und Ordnung kennen. Was wir Deutschen in die Hand nehmen, machen wir gründlich. Wenn sich schwarze oder braune Spitzbuben allerdings gegen ihre Herren auflehnen, muß ein Exempel statuiert werden wie beim Aufstand 1888—1890. Gegen Rebellen helfen nur Kanonen. Anders machen es die Engländer auch nicht, und die haben jahrhundertelange Erfahrungen in der Kolonialpolitik.»

Robert Koch konnte nur mühsam seinen Zorn unterdrücken. «Meinen Sie wirklich, daß wir mit solchen Konquistadorenmethoden, wie sie durch die Untersuchung gegen Carl Peters bekannt geworden sind, für Deutschland große Sympathien gewinnen?»

«Gott sei Dank leiden die Offiziere unserer Kolonialtruppe nicht an Humanitätsduselei wie manche Gebildete bei uns zu Hause.»

«Ekelhafter Kerl!» schimpfte Koch, als er sich mit Hedwig in seine Kabine begab. «Wenn sich unsere Landsleute überall so im Ausland aufführen, werden wir bald das verhaßteste Volk dieser Erde sein.»

«Ein Glück», unterbrach ihn Hedwig lächelnd, «daß es Leute wie dich gibt. Du repräsentierst ja auch unser Volk, und tausendmal besser als dieser Gimpel, der Deutschland sagt und sein Bankkonto meint.»

Bredow überlegte unterdessen krampfhaft, wer dieser Koch sein könne, und kam zu dem Schluß: Sicher einer von der Virchow-Clique!

Bei Sonnenaufgang stand Hedwig am Bug des Schiffes. Sie hatte so früh die Kabine verlassen, weil sie die Einfahrt in den Hafen miterleben wollte. Noch zeichnete sich nach Steuerbord hin im leichten Nebel Sansibar als ein langer, dunkler Strich ab. Nach einer guten halben Stunde kam dann das Festland langsam näher: Afrika! Es wehte eine frische Brise. Denn der Juli war hier der kälteste Monat. Hedwig zog die wollige Jacke mit den abstehenden Schößchen fester an sich und band die langen, flatternden Enden ihres Kopschals mehrmals um den Hals.

Als der Dampfer in den großen, geschützten Hafen einfuhr, sah Hedwig die Stadt in ihrer ganzen Breite liegen. Zur Linken eng aneinandergebaute niedrige Häusergruppen, meist Hütten, rechts vereinzelt größere Bauten.

Da trat Koch neben sie und legte den Arm um ihre Schulter. «Du bist enttäuscht?»

Hedwig wandte sich ihm zu. «Ja, ich hatte mir die Hauptstadt Deutsch-Ostafrikas größer, imposanter vorgestellt.»

Koch lächelte. «Du bist hier nicht im alten Indien. Aber ich glaube, Motive für deine Maleraugen wirst du im Innern des Landes reichlich finden.»

Als das Schiff an der Landungsbrücke anlegte und die Passagiere auf die Zollbeamten warteten, führte der Kapitän Hedwig und Robert Koch die Gangway hinunter zu einer Jolle und bat sie einzusteigen. Die Matrosen griffen zu den Riemen. Der Kapitän salutierte.

In diesem Augenblick erschien Bredow an der Reling und riß vor Staunen den Mund auf. Als der Kapitän wieder an Bord kam, trat ihm der Kaufmann in den Weg: «Sagen Sie, wer ist der Berliner Arzt eigentlich?»

Der Kapitän faßte sich an den Bart, zwirbelte die Spitzen und schüttelte über solche Unkenntnis den Kopf: «Na hören Sie mal, das fragen Sie, ein Berliner, mich? Es ist der weltbekannte Forscher Geheimrat Robert Koch. Er ist vom Gouverneur eingeladen worden. Meine Leute rudern ihn und seine Gattin hinüber zur Anlegestelle des Gouvernements.»

«Donnerwetter! Und hat so eine Einstellung!»

Generalmajor Siebert, ein mittelgroßer, rundlicher Herr, gab sich betont natürlich. Er hatte als Bürgerlicher die hohe militärische Rangleiter mit Hilfe seines kommerzienrätlichen Vaters bestiegen. Mit ausgestreckten Armen empfing er Robert Koch.

«Ich freue mich, Herr Geheimrat, daß Sie doch noch gekommen sind. Sie werden hier allerhand Arbeit vorfinden. Der Chefarzt unseres Hospitals steht Ihnen mit dem gesamten Personal zur Verfügung. Das Gebäude liegt nur fünfhundert Meter von hier entfernt.» Er ließ Kochs Hände los und bat: «Aber zuerst darf ich Sie wohl in Ihre Zimmer führen lassen.» Er läutete mit einer kleinen Glocke, die auf dem Schreibtisch stand, und befahl dem eintretenden deutschen Gefreiten: «Führen Sie die Herrschaften in die vorbereiteten Appartements, und holen Sie das Gepäck vom Schiff.»

Die Zimmer lagen im ersten Stockwerk des großen, viereckigen Holzhauses, das auf einem Steinfundament ruhte. Der Soldat bat die Gäste des Generals durch den breiten Haupteingang wieder hinaus auf den mit Grünanlagen umgebenen Vorplatz, zeigte auf eine Treppe mit hohem, verziertem Geländer und sagte: «Bitte!» Die Treppe endete in einem Laubengang, der rings um das Haus führte. Schließlich öffnete der Gefreite eine Tür, bat Kochs einzutreten, salutierte und verschwand.

Hedwig schaute sich um. «Die haben es sich hier ganz schön gemütlich eingerichtet. So läßt es sich in der Fremde schon aushalten.» Für einen Augenblick streckte sie sich auf der Chaiselongue aus, die mit einer prächtigen Decke belegt war. Gleich darauf hüpfte sie durch die Tür ins Schlafzimmer und griff neugierig unter die Bettdecke. «Hm, weich, leicht — Daunen!»

«Die wollen ja etwas von uns, also können sie sich bei der Bewirtung ruhig anstrengen», warf Robert Koch trocken ein.

Hedwig schob an einem der beiden schmalen Fenster den Vorhang beiseite und blickte hinaus. Ohne ein Wort zu sagen, eilte sie ins Wohnzimmer zurück, öffnete die Tür zur Balustrade, trat hinaus und rief

begeistert: «Thalatta — das Meer — greifbar nahe! Robert, komm und sieh dir das mit mir an!» Sie klatschte in die Hände und freute sich wie ein Kind. «Bring mein Skizzenbuch mit, bitte!»

Gegessen wurde auf der Terrasse des Kasinos mit der Aussicht auf den Hafen. Schon am Mittagstisch machte der General seinen Gast mit dem Leiter des Gouvernementshospitals, Stabsarzt Dr. König, bekannt. Während Hedwig am Nachmittag am Strand herumbummelte, saß Koch bereits im Laboratorium des Hospitals vor dem Mikroskop und untersuchte das bereitgestellte Material einiger an Rinderpest verendeter Tiere. Ein jüngerer Militärarzt, Dr. Feldmann, assistierte ihm. Die Stunden verflogen. Sechs Deckgläschen mit verschiedener Färbung lagen auf dem Tisch.

Robert Koch schüttelte den Kopf und fragte: «Sind die Proben bestimmt von pestkranken Rindern, Herr Kollege?»

Feldmann war erstaunt. «Aber gewiß, Herr Geheimrat.»

Koch erklärte: «Es handelt sich nämlich um eine andere als die südafrikanische Pest.» Er wies auf die mikroskopischen Präparate. «Ich fand hier überall ganz sonderbare Gebilde, die zwar nicht den Bakterien zuzurechnen sind, die aber dennoch die Erreger der Pest sein müssen und die in Kimberley nicht vorhanden waren.»

Koch blickte augenscheinlich mit Bedacht durch die weitgeöffnete Tür auf die in Form von Dreiecken und Rondells angelegten Blumenbeete, die sich in verschwenderischer Blütenfülle aus dem Grün eines kurzgeschnittenen Rasens hervorhoben.

Der Assistent schwieg verlegen. Er wußte das Benehmen des Geheimrats nicht zu deuten. Plötzlich fühlte er dessen durchdringenden Blick auf sich gerichtet.

«Gibt es dort, wo die Krankheit aufgetreten ist, Glossinen?»

«Tsetsefliegen — ja!» antwortete Feldmann.

Der Forscher nickte, als hätte er diese Antwort erwartet. «Das klärt die Sachlage. Ähnlich dem amerikanischen Texasfieber wird die hiesige Seuche nicht durch Bakterien, sondern durch andere niedere Organismen, die Piroplasmen, verursacht. Denn es ist gewiß eine einseitige, wenn auch augenscheinlich allgemein adoptierte Meinung, daß alle noch unbekannten Infektionsstoffe Bakterien sein müssen. Warum sollen nicht ebensogut auch andere Mikroorganismen ein parasitisches Leben im tierischen Körper zu führen imstande sein?»

Der Assistent hatte mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört, ein wenig stolz darauf, des Meisters Erkenntnisse als erster zu vernehmen.

Koch merkte das wohl und fügte lächelnd hinzu: «Eine Meinung übrigens, die ich bereits vor sechzehn Jahren auf dem Londoner Kongreß vertreten habe. Aber das nur nebenbei. Heute geht es darum, den Beweis zu erbringen, daß die Stechfliegen die Seuche übertragen. Besorgen Sie mir also eine Schachtel voll solcher Insekten.»

Die Fliegen waren ebenfalls mit Piroplasmen behaftet.

«Wie ist das möglich, Herr Geheimrat?» fragte Feldmann. «Es wird doch allgemein angenommen, daß Stechfliegen Blut von kranken auf gesunde Körper übertragen.»

«Der Bakteriologe muß mit den größten Überraschungen rechnen und auf alles scheinbar Unmögliche gefaßt sein. Diese bösartigen Geschöpfe sind also die gastlichen Zwischenwirte bei der Übertragung der Krankheit.»

«So muß es nach den hier zutage getretenen Ergebnissen wohl sein.»

«Kann, Kollege! Noch ist unsere Beweiskette nicht geschlossen.»

«Ja, aber...»

«Das ›Ja‹ lasse ich gelten. Und nun schicken Sie wieder Leute auf Zeckenfang, und lassen Sie einen Fliegenschrank bauen, in dem auch Töpfe mit Blattpflanzen Platz finden.»

Feldmann stellte keine Frage mehr. Er war gespannt auf das, was der Geheimrat nun wieder vorhatte. Als er aber dann auf Kochs Geheiß die Glossinen in den Schrank sperrte, in dem sie sich vermehren sollten, schüttelte er den Kopf, weil er nicht selbst auf die einfachste und natürlichste Sache der Welt gekommen war.

«Züchten Sie eine neue Generation! Wenn die Eier da sind, sagen Sie mir Bescheid!»

In den nächsten Vormittagen besichtigte Koch mit dem General die zoologische Station, den Versuchsgarten, die Landwirtschafts- und die Handwerkerschule, auch die Kasernen und die Krankenstationen für Eingeborene auf der gegenüberliegenden Seite des Hafens.

Die freie Zeit verbrachte Koch mit Hedwig am Meer. Bis Feldmann kam. «Herr Geheimrat, die Eier — mit den Parasiten!»

«Nun, dann werden die Jungen, die ausschlüpfen, ja auch damit behaftet sein.»

Als auch die weiteren Versuche positiv ausfielen, erklärte Koch: «Jetzt

kommt die Probe! Wir müssen die gezüchteten Zecken auf seuchenfreie Tiere setzen! Wo ist das möglich?»

«Bei den Herden am Usambaragebirge ist das Küstenfieber nie vorgekommen.»

«Gehen wir also dorthin!»

«Darf ich das <Wir> auch auf mich beziehen, Herr Geheimrat? Ich würde mich sehr freuen.»

«Aber natürlich, Kollege. Ich werde für sie beim Stabsarzt König um Urlaub ersuchen.»

Koch ging zum General, ihn um Ausrüstung und Träger zu bitten. Er wurde mit den Worten empfangen: «Sie kommen wie gerufen, Herr Geheimrat! Die Post, die uns zweimal im Monat mit Bukoba verbindet, brachte mir ein Schreiben des dort stationierten Arztes. Darin heißt es, am Victoriasee sei wieder die seuchenartige Krankheit ausgebrochen, die von den Eingeborenen Rubwunga genannt wird. Der Doktor ist ratlos. Wie wär's, lieber Geheimrat, wollen Sie nicht eine Safari dorthin unternehmen?»

Ohne Besinnen sagte Robert Koch zu mit der Einschränkung: «Aber über das Usambaragebirge.»

«Gewiß, ich werde alles vorbereiten lassen. Sie fahren am besten mit Ihrer Begleitung mit dem Küstendampfer bis Tanga und reisen von dort weiter nach Norden.»

Da eine Teilstrecke der im Bau befindlichen, schmalspurigen Usambara-Eisenbahn bereits fertiggestellt war, wurden die Kisten und Ballen von den Eingeborenen mit großem Palaver verladen.

In Muhesa, der Endstation, setzte sich dann die kleine Karawane in Bewegung. Ein älterer Unteroffizier der Schutztruppe, Ordonnanz des Generals für den Militärposten im Grenzgebiet von Britisch-Ostafrika, war als Führer kommandiert worden.

Die Männer liefen an der Spitze des Zuges, im Khakianzug und mit Tropenhelm.

Hedwig, in einem hellen, luftigen Kleid, einen breiten, schmucklosen Strohhut auf dem Kopf, hielt mit ihnen nicht Schritt. Entweder lief sie voraus, blieb auf einem Hügel, vor einem Melonenbaum, einer Bananenpflanze, einem Kaffeestrauch stehen oder bewunderte die gelb und rot leuchtenden Blüten der Euphorbia und des Hibiskus.

Fragen stellte sie kaum, ganz gegen ihre Gewohnheit. Dazu hatte sie

jetzt keine Zeit. Die überwältigende Fülle des Neuen, Unbekannten überschüttete sie förmlich mit Eindrücken, verschlug ihr die Sprache.

Auch Robert schien wie umgewandelt. Der Geist des schweigenden Denkers war mit der Karawane und dem monotonen Gesang der Träger in Bewegung geraten. Sein Blick suchte in der Ferne die Landschaft ab, er spähte nach Hütten und Herden, betrachtete Blumen und Pflanzen in der Nähe, hob kleinere Tiere auf und sammelte Steine. Er fühlte sich wieder in seine Jugend versetzt, als er mit der Botanisiertrommel unhergeschweift war. Aber jetzt war es noch viel schöner: Die Sehnsucht von damals, die Träume, die Lust nach Abenteuern waren von der Wirklichkeit abgelöst worden. Die weltumspannende große Liebe, von seiner Frau genährt, füllte sein Herz aus. Diese wiederentdeckte, zweite, noch köstlichere Jugend äußerte sich auch in seinem Wesen. Leichtfüßig wandte er sich nach allen Seiten, bückte sich schnell und stellte Fragen auf Fragen an seine Begleiter, die schon mehrere Jahre im Land weilten.

In Kwai, am Fuß des mit dichten Urwäldern bedeckten Gebirges, befand sich eine landwirtschaftliche Versuchsanstalt. Im Angesicht mächtiger Gummilianen und Areca- und Fächerpalmen, von Teak- und Wollbäumen wurden hier die Zelte aufgeschlagen.

Der vorbereitete Zeckenversuch an gesunden Rindern, die von der Herde abgesondert wurden, verlief, wie Koch es vermutet hatte: Die Tiere verendeten an der von den Fliegen übertragenen Seuche.

Die Militärstation Moschi lag im Tal eines schmalen Gebirgsflüßchens am Südabhang des Kilimandscharo. Als die Kochsche Karawane hier eintraf, leuchtete die höchste Bergspitze des Eisdomes Kibo im Gold der Abendsonne.

Hedwig war vom langen Tagesmarsch über Höhen, durch Wälder und Steppen rechtschaffen müde. Doch bei dem Anblick des einzigartigen Naturschauspiels wurde sie sofort hellwach. Am liebsten hätte sie eine Staffelei vor sich gehabt und Pinsel und Palette in den Händen gehalten. Sie stand abseits von den Zelten wie festgewurzelt und konnte sich nicht satt sehen, bis Feldmann mit einem Mantel zu ihr trat und ihn um ihre Schultern legte.

«Die Abendkühle kommt hier schneller und ist noch empfindlicher als in der Ebene, Frau Koch; außerdem wird es gleich Nacht sein.»

«Ich danke Ihnen, Doktor. Aber so etwas werde ich kaum noch einmal zu sehen bekommen: Eis unter dem Äquator! Ein Wunder der Natur!»

Der Arzt zog sich schweigend zurück. Er wollte ihre andächtige Stimmung nicht stören.

Am nächsten Morgen erlebten Hedwig und Robert Koch den Sonnenaufgang über dem höchsten Berg Afrikas. Die Strahlen wurden wie von einem Spiegel zurückgeworfen. Vor ihrem Glitzern und Gleißern gingen den beiden Menschen die Augen über.

Solche Helle müßte alles Dunkle vertreiben, dachte Hedwig. Und doch nannten die Suaheli den Kilimandscharo «Berg des bösen Geistes». Sie glaubten, seine Spitze bestehe aus Silber, das Unholde entweiht hätten, so daß es den Menschen bei der Berührung in den Händen zerlaufe.

Beim Frühstück redete sie mit Feldmann über diese Sage.

«Selbst die Geographen in Europa schüttelten den Kopf, als sie die ersten Berichte über die Gletscher Zentralafrikas hörten», erklärte der Arzt. «Sie sahen das Eis als Salzkristalle oder Wolkenbildungen an. Es dauerte rund dreißig Jahre, bis der Wissenschaftler und Bergsteiger Hans Meyer, übrigens der Inhaber des Bibliographischen Institutes in Leipzig, sie vom Gegenteil überzeugen konnte.»

Jetzt mischte sich auch Koch ins Gespräch. «Ein Deutscher ist zuerst dort oben gewesen?»

«Ja, nach mehreren Versuchen. Einmal wäre er beinahe ermordet worden. Er geriet nämlich mit seiner Expedition in einen Aufstand. Die Träger liefen ihm davon. Meyer wurde gefangen, mißhandelt und erst gegen ein hohes Lösegeld freigegeben.»

Koch dachte: Hoffentlich sagt er jetzt nicht, daß es noch immer gefährlich sei, durch Afrika zu reisen, Hedwig könnte sich sonst Sorgen machen. Vor den Löwen, deren Gebrüll sie schon oft vernommen hatten, oder den Schlangen, denen sie aus dem Weg gingen, fürchtete sie sich nicht. Aber schon fragte die Frau: «Ich hörte einmal, die Menschen hier seien heimtückisch.»

«Kriegerisch, Frau Koch!» verbesserte Feldmann. «Sie setzen sich zur Wehr gegen die, welche ihnen ihr Land nahmen – und oft mehr als das.» Der Assistent machte eine Pause, ehe er weitersprach. «Da fällt mir eine kleine Begebenheit ein. Wir hatten neulich einen Gast im Kasino. Einen höchst ehrenwerten Kaufmann, jedenfalls galt er allgemein als ein solcher. Über einige Fragen gerieten wir in Meinungsverschiedenheiten. Ein Kollege und ich setzten sich für eine gerechte Beurteilung der Neger ein und verurteilten die Sklaverei.

«Aber, meine Herren», ließ sich da der Kaufmann vernehmen, «wir sind uns im Grunde doch einig. Auch wir wollen nur das Beste der Eingeborenen.» Ich verspürte einen bitteren Geschmack auf der Zunge. «Das glaube ich gern», gab ich zurück, «Sie schätzen ihr Vieh, ihr Land und natürlich die Schwarzen selbst — als Arbeitskräfte!» Ich war vielleicht ins Fettnäpfchen getreten; doch eine derartige Einstellung ist mir zuwider.»

Koch klopfte dem jungen Arzt, den er im Laufe der Wochen als tüchtigen Mitarbeiter schätzengelernet hatte, auf die Schulter. «Ich pflichte Ihnen bei. Wenn sich unsere Regierung mit großem finanziellem Aufwand um die Bekämpfung der Seuchen bemüht, so geht es ihr wahrscheinlich weniger um die Gesundheit der Eingeborenen oder um die Befriedigung philanthropischer Neigungen als um sehr pragmatische Ziele: die Erhaltung der Arbeitskraft der schwarzen Bevölkerung. Ganz abgesehen davon stellt die Ausbreitung von allen möglichen Seuchen dieses mit Krankheiten wahrlich gesegneten Kontinents ja auch für die deutschen Beamten, Offiziere, Kaufleute und Missionare eine ständige Bedrohung dar. Mir als Arzt liegt es jedoch am Herzen, allen Menschen ohne Rücksicht auf ihre Religion oder Hautfarbe zu helfen, ihr Leben menschlicher zu gestalten — getreu dem Hippokratischen Eid, den wir geleistet haben.

Feldmann, in mancher stillen Stunde wird mir das Herz schwer, wenn ich daran denke, welches Elend auf dieser schönen Erde herrscht, wie eng die Grenzen unserer Wirksamkeit sind, wieviel noch Generationen von Medizinern leisten müssen, ehe der Arzt hoffen darf, wirklich zu einem Helfer der Menschheit zu werden.

Und dann laufen einem solche Leute über den Weg wie dieser Herr Bredow, der sich wie der Angehörige eines auserwählten Volkes vor kommt und der, wenn er nur genügend Einfluß erhält, an einem Tage zunichte macht, woran wir ein Leben lang arbeiten.»

Als die Reisenden nach zwei Wochen den Victoria-Njansa vor sich sahen, hätte Hedwig am liebsten gleich ein erfrischendes Bad genommen. Doch die Steilküste, welche die südliche deutsche Hälfte des Sees umgab, verbot es. So ließ die junge Frau sich auf den warmen Sand gleiten und schaute über das dunkelgrüne Wasser und die Inseln, die wie hingestreut daraus hervorlugten. Über allem stand fast senkrecht die Sonne. Trotzdem war die Hitze erträglicher als in der Steppe. Hedwig hatte den Strohhut abgesetzt und ließ sich die Stirn vom kühlenden Wind umfächeln.

In der Heimat beginnt der Winter mit Nebel, Sturm und Schnee, und hier ist ewiger Sommer, immerwährende Sonne, dachte sie.

Da rief ihr Mann: «Wir wollen weiter nach Muansa.»

«Endstation!» rief Feldmann ausgelassen, als sie ankamen. Er hatte sich selten so wohl gefühlt wie in der Nähe des großen Gelehrten und dessen reizender Frau.

Seine Forschungsreisen unternahm Robert Koch mit der Dampfpinasse, die nach der größten Insel des Sees benannt war: Ukerewe. In Begleitung Hedwigs und Feldmanns ließ Koch sich von Bucht zu Bucht und nach Bukoba fahren.

Dann aber stellte er mit seinem Assistenten eingehende Untersuchungen über Art und Vorkommen der Seuche an.

Nach drei Monaten traf die Karawane wieder in Tanga ein. Der Dampfer nach Daressalam legte auch in Sansibar an. So hatten die drei Deutschen Zeit, sich im Hafen umzusehen.

Am Kai wurden Schiffe gelöscht und beladen. Die schwarzen Trägerkolonnen duckten sich unter der Last der Ballen, Kisten und Fässer. Sie krochen wie Schlangen im heißen Sand vorwärts. Von den nackten Leibern der Neger floß der Schweiß in Strömen, und die bronzenen Körper glänzten in der stechenden Sonne. Der Geruch ihrer starken Ausdünstungen vermischte sich mit dem Qualm und Ruß und verpestete die drückendheiße Luft.

Befehle aus rauhen Kehlen gellten aus allen Ecken, unterbrochen durch schrille Pfiffe.

Plötzlich waren klatschende Schläge zu hören, ein dumpfer Fall und lautes Stöhnen.

«Was ist das?» fragte Hedwig ängstlich und blickte mit erschrockenen Augen auf die abscheuliche Szene vor sich: Ein Aufseher schlug mit der Nilpferdpeitsche auf einen vor ihm liegenden Schwarzen ein, dessen Rücken bereits mit dicken, blutunterlaufenen Striemen bedeckt war.

Robert ergriff sanft den Arm seiner Frau, um sie von diesem erschreckenden Anblick fortzuziehen. Sie aber schüttelte den Kopf. Sie kam nicht los von diesem gräßlichen Bild, das sie an eine der düsteren Radierungen Goyas erinnerte. Dann sagte sie, indem sie krampfhaft die Hände ineinanderpreßte: «Mein Gott, ist denn so etwas heute noch möglich? Sieben Jahre nach der Unterzeichnung der Antisklavenakte von Brüssel?»

Feldmann trat an Hedwigs Seite. «Theorie und Praxis, Frau Koch! Dort feierlich verbrieft Menschlichkeit und hier...! Glauben Sie ja nicht, es sei ein Einzelfall. Hier auf der Insel werden noch offiziell Sklavenmärkte abgehalten. Wie vor einhundert Jahren. Die Kaufleute kommen von überallher und zahlen hohe Preise für die Menschenware, denn der Verbrauch ist groß. Billige Arbeiter sind in den kolonialen Companies gesucht. Und nicht nur dort. Auch bei den Farmern.»

«Und wohl nicht nur in englischen Besitzungen?» fragte Hedwig.

Feldmanns Stimme bekam einen scharfen Klang. «Natürlich nicht. Auch in den deutschen Kolonien ist eine <bedingte> Sklaverei erlaubt. Bedingt! Wie dehnbar ist dieser Begriff. Da niemand genau weiß, was er bedeutet, legt ihn jeder nach seinem Ermessen aus.»

«Gesehen habe ich bisher nirgends etwas von den Mißhandlungen», meinte Hedwig.

«Man trägt die Peitsche nicht mit sich herum, wenn Besuch da ist! Mitunter treiben diese Grausamkeiten die Eingeborenen zum offenen Aufstand. Wir haben das mehr als einmal erlebt.»

«Sagen Sie, Herr Feldmann, woher beziehen die Sklavenhändler ihre Ware?»

«Eine Gegenfrage, Frau Koch. Kennen Sie <Onkel Toms Hütte> von der Harriet Beecher Stowe?»

«Ja. Aber Sie wollen doch damit nicht sagen...»

«Genau das will ich!» unterbrach sie der Arzt. «Wie es ehemals die Händler aus den freien Staaten Nordamerikas zu tun pflegten, so treibt man noch heute die Sklaven aus ihren abgelegenen Dörfern im Innern des Landes wie Wild zusammen, veranstaltet sogar regelrecht Treibjagden oder kauft einem gewissenlosen Häuptling für allerlei Flitter und Tand oder einen lächerlichen Preis seine Untertanen ab. In ganzen Reihen an schwere Eisenketten gefesselt oder zu zweit oder dritt mit den Hälsen in unförmige Holzgabeln gepreßt, werden die armen Menschen zum Markt gebracht, mit blutenden und wund gescheuerten Gliedmaßen und kaum verheilten Narben von den vorangegangenen Züchtigungen.»

Hedwig Koch stand regungslos.

«Übrigens belief sich der zahlenmäßige Umsatz des letzten Jahres allein in Sansibar auf dem amtlich genehmigten Sklavenmarkt an die Tausend.»

«Und die englische Regierung denkt nicht daran, ihn zu verbieten?»

«Wie wird sie denn! Die Kopfsteuer bildet eine reiche Einnahmequelle.»

Robert Koch sprach mit dem General über seine Reiseeindrücke. Auch Stabsarzt König und Assistent Feldmann waren zugegen. Durch das offene Fenster des Konferenzsaales im Gouvernementsgebäude strömte vom Meer die kühle Abendluft herein.

«Was meine wissenschaftlichen Erfahrungen betrifft, meine Herren, so darf ich mich kurz fassen. Eine Abschrift meines Berichtes an meine Regierung wird Ihnen später zugehen.

Usambara ist eine gesunde Gegend, selbst die sehr verbreitete Malaria ist hier selten, also für landwirtschaftliche Vorhaben, besonders Viehzucht, vorzüglich geeignet. Auch die Straußenfarm wird sich gut entwickeln. Was die Rubwunga am Victoriasee betrifft, so handelt es sich um die gleiche Menschenpest, die ich im vergangenen Jahr schon in Indien feststellte. Das bewiesen mir auch die massenhaft vorhandenen Ratten. Es erscheint mir als sicher, daß sich in Zentralafrika ein weiterer Herd befindet, von dem der schwarze Tod ausgeht.

Ich habe dem Kollegen in Bukoba genaue Verhaltensmaßregeln gegeben. In Daressalam wird Ihnen», Koch neigte sich Feldmann zu, «mein treuer Begleiter und eifriger Schüler mit Rat und Tat zur Seite stehen. Und nun entschuldigen Sie mich, meine Herren. Ich habe meiner Frau einen Spaziergang versprochen.»

Als Koch gegangen war, sagte Feldmann: «Diese Monate, die ich mit dem Arzt und Forscher Koch verbringen durfte, waren ein einmaliges Erlebnis für mich. In Robert Koch vereinigen sich die Schlichtheit des Herzens mit der Größe des Geistes zu einer vollkommenen, vorbildlichen Einheit. Von ihm habe ich gelernt, wie ein Arzt sein soll: gütig, umsichtig, ausdauernd — und rücksichtslos gegen sich selbst, wenn es gilt, den Menschen zu helfen.»

XVII

Hedwig Koch klappte ihr Skizzenbuch zu. «Ein Motiv ist schöner als das andere», murmelte sie, «was soll ich hier zuerst festhalten?»

Schnell wechselten die Eindrücke, mit den urwaldbedeckten Inseln, den rauchenden Vulkanen am Horizont tauchten immer neue Bilder auf,

während der kleine Dampfer des Norddeutschen Lloyd von Singapur langsam nach Süden schaufelte.

Die junge Frau schlenderte auf Deck weiter und blieb vor der großen Schiffsschraube stehen, die mit dem weißen Gischt zugleich einen erfrischenden Sprühregen aufwirbelte.

Robert Koch schob seine Aufzeichnungen beiseite, die er auf dem schmalen Tisch seiner Kabine ausgebreitet hatte.

Er war auf dem Wege nach Batavia, um die Ursachen und das Wesen der Malaria zu erforschen. Den Erreger hatte Laveran 1880 in Algier entdeckt. Er erbrachte damit den Beweis, daß Malaria keine Krankheit ist, die, wie man angenommen hatte, durch schlechte Bodenausdünstungen verursacht wird. Jahr für Jahr forderte sie ihre Opfer, in Europa, in Amerika, in Afrika und in Asien. Indien stand mit zwei Millionen Toten im Jahr an der Spitze. Der Tropenarzt Ronald Ross fand hier den Zwischenträger, in den Stechmücken konnte er den Entwicklungszyklus der Parasiten aufzeigen.

Robert Koch selber hatte in Italien, von wo er gerade kam, feststellen können, daß Malaria nur durch die infizierte Anopheles entstehen kann, welche die Plasmodien mit ihrem Stich auf Menschen überträgt.

Da klopfte es. Stabsarzt Ollwig, einer der Assistenten, brachte seinem Chef einige Zeitschriften zurück. Er setzte sich und fächelte sich mit dem Taschentuch Luft zu. «In dieser Äquatorglut werden wir wohl auch bald Chinin nötig haben!» stöhnte er.

«Malen Sie nicht den Teufel so leichtfertig an die Wand!» verwies ihn Koch. Er tippte dem jungen schwächlichen Mann mit dem fein geschnittenen Gesicht und dem schütterten Haar auf den Arm. «Ein Vorschlag: Machen Sie heute abend die Äquatortaufe mit! Lassen Sie sich von Neptun mit dem Dreizack in den Wasserbottich tauchen!»

Aber Ollwig verzog keine Miene. Er empfahl sich bald.

Eine Stunde vor dem Mittagessen ging Koch an Deck und suchte Hedwig. Er fand sie unter dem schützenden Sonnendach. Sie lag in einem Liegestuhl und hatte ein Buch in der Hand. Das hellblaue Leinenkleid stand ihr besonders gut, es hob die Bräune von Gesicht, Hals und Nacken stark hervor. Sie las im «Max Havelaar» von Multatuli, der in Wirklichkeit Dekker hieß und holländischer Beamter auf Java gewesen war. Als er in dem Buch seine Regierung des Gewaltmißbrauchs, des Raubes und Mordes an den Eingeborenen anklagte, wurde er entlassen und aus

Holland ausgewiesen. Er ging nach Deutschland und lebte dort bis zu seinem Tode.

«Sogar du bist wohl heute vor der Sonne davongerannt, meine Liebe?»

Hedwig blickte auf. «Ich wollte eigentlich von dem Gesehenen träumen, Gedankenbilder entwerfen. Doch ich war zu erregt von all dem Neuen. Da griff ich, um mich zu beruhigen, zum Buch. Ich blätterte darin, las hier und da eine Seite und wurde gepackt.»

Sie klappte das Buch zu. «Die Holländer müssen in Java eine grausame Herrschaft führen.»

Robert drehte am breiten Goldreif des rechten Ringfingers, als er leise erwiderte: «Wie die Engländer und die Deutschen, es ist überall das gleiche.»

Nach einer langsamen Nachtfahrt durch die Inseln ohne Leuchtfeuer legte der Lloyd dampfer am frühen Morgen an der Reede von Muntok an, der Haupt- und Hafenstadt Bankas. Passagiere stiegen aus, wohlgenährte holländische Kaufleute.

Robert Koch stand mit seiner Frau und den Assistenten an der Reling. Ein Frachter wurde beladen. Arbeiter in allen Hautschattierungen schlepten Kisten und Fässer den Laufsteg herauf. Sie waren mit Zinn beladen, das hier im Land gewonnen wurde. Ein erzreicher, längst versunkener Gebirgszug hatte sich früher von Malakka bis kurz vor Java hingezogen, die Inseln waren die Reste davon. Das Zinn befand sich in den oberen Gesteinsschichten, die im Laufe der Jahrtausende vom Wetter gelockert und abgetragen worden waren, so daß das Erz den Menschen sozusagen in die Hände gefördert wurde. Die Flüsse schwemmten es im Schlamm bis vor die Küsten, und die Gewinnung war denkbar einfach. Der Zinnsand wurde wie Salz ausgewaschen. Die Ausbeute, Monopol der holländischen Regierung, war groß, ebenso der Verdienst. Denn die chinesischen Kulis, die hier schufteten, bekamen kaum mehr als ihre mageren Reisrationen.

Aus der Dampfer die glockenförmige Mole des Außenhafens von Tandjung Priok durchfuhr und im Innenhafen Anker warf, waren die Reisenden am Ziel: Batavia.

Sie bestiegen eine am Kai haltende Eisenbahn und fuhren an den Siedlungen der Eingeborenen, an Sumpfflächen, künstlich bewässerten Reisfeldern vorüber bis zur Altstadt. Hier hatten die Holländer ihre erste Stadt aufgebaut. Die noch immer prächtigen, großen Wohnhäuser

zeugten noch davon. Doch jetzt wohnte kein Weißer mehr darin. Das Fieber hatte sie vertrieben.

In der neuen Stadt stiegen die Reisenden aus. Koch verständigte das deutsche Konsulat.

Der Generalkonsul begleitete die Deutschen ins Hotel, das mehr einem feudalen, von Parkanlagen umgebenen Landsitz ähnelte.

Dr. Ollwig konnte die Bemerkung nicht unterdrücken: «Die Leute wissen zu wohnen. Ihre Häuser gleichen Palästen. Sie scheinen im Geld zu schwimmen.»

Im Vestibül, wo den Gästen Erfrischungen gereicht wurden, sagte der Konsul zu Koch: «Seine Exzellenz der Herr Generalgouverneur nahm meine Meldung über Ihren bevorstehenden Besuch ziemlich gleichgültig auf. Malaria gäbe es hier nicht, äußerte er.»

Koch nickte. «Das Chinin!» bemerkte er und lehnte sich in den gepolsterten Korbstuhl zurück.

Es war bekannt, daß die holländische Regierung — nicht aus Menschlichkeit, sondern um sich gesunde und billige Arbeitskräfte zu erhalten — jährlich unentgeltlich zweitausend Kilo Chinin an die Eingeborenen ausgab. Das fiel dem holländischen Staat nicht schwer, da die Chinarinde hier gewonnen wurde. Vor einem Vierteljahrhundert hatten holländische Kaufleute in Peru Stecklinge des Chinchonabaumes gestohlen und sie auf die Insel gebracht. Die Chinaeiche gedieh in diesem Klima vortrefflich. Ganze Wälder entstanden. Die von diesen Bäumen gewonnene Chinarinde beherrschte den größten Teil des Weltmarktes.

Während der Konsul sich jetzt Hedwig zuwandte und Ollwig die am Büfett tätigen, hübschen Javanerinnen musterte, trommelten Kochs Finger auf das Peddigrohr seiner Armlehne. Plötzlich richtete er sich ruckartig auf und fragte unvermittelt: «Gibt es hier einen Tierpark?»

Der Konsul glaubte, der Gelehrte wolle sich über die Sehenswürdigkeiten Batavias informieren, und erwiderte: «Jawohl, einen sehr reichhaltigen zoologischen und botanischen Garten.»

Doch da kam schon die zweite Frage: «Werden darin auch Menschenaffen gehalten?»

«Natürlich, Orang-Utans, Gibbons...»

«Gut! Kennen Sie den Direktor?»

«Selbstverständlich. Es ist auch ein deutscher Tierarzt im Zoo beschäftigt.»

«Desto besser! Vermitteln Sie mir bitte für einen der nächsten Tage einen Besuch.»

Die Höflichkeitsvisite beim Generalgouverneur war kurz. Um so länger dauerte die Besprechung mit dem Zoodirektor und dem Tierarzt Dr. Bley.

«Sie sind mit Recht erstaunt über mein Anliegen, Herr Direktor, aber ich möchte nichts weiter, als einige der sogenannten Menschenaffen mit Malariagift impfen, um festzustellen, wie ihre Körper darauf reagieren.»

Der Direktor druckte herum, redete von dem Wagnis, der großen Verantwortung, bis Dr. Bley ihm bedeutete, daß sie die Tiere, falls sie erkrankten, mit Chinin wieder heilen würden.

So richtete sich Robert Koch im Zoo mit Hilfe seiner Assistenten, Professor Frosch, Stabsarzt Ollwig und Dr. Bley, im Keller des Verwaltungsgebäudes ein kleines Laboratorium ein. Vom Fenster aus sah man die langen, wippenden Hälse der Giraffen.

«Hier halten wir es bei dreißig Grad Celsius und bei den tagelangen Regengüssen aus», stellte Ollwig befriedigt fest.

Und Koch scherzte: «Ja, meine Herren, nun behaupte noch einer, die Forscher gingen nicht in die Tiefe!»

Der Konsul hatte Hedwig eine Rikscha und einen älteren, sprachkundigen Mann zur Verfügung gestellt.

«Wohin?» fragte Amir, der Javaner, als Hedwig vor dem Hotel einstieg.

«Dorthin, wo es etwas Schönes für mich zu sehen gibt!»

Die Rikscha rollte die breite, palmenbepflanzte Allee entlang, an den weißen, in blühenden Gärten versteckten Wohnhäusern vorüber, durch den Basar, das Geschäftsviertel, bog links ab und hielt vor einem schmalen Kanal, dem Molenvliet. Auf ihm hatte man früher den Zucker aus den Mühlen, die hinter der Neustadt lagen, auf Lastkähnen bis zum alten Hafen zum Verladen gebracht. Jetzt besorgte das die Eisenbahn.

Die im niederländischen Stil gehaltenen, hier auf Pfählen erbauten Häuser wurden jetzt von Javanern bewohnt: von Angestellten der Kaufleute, der Verwaltung, von Polizisten.

Im Kanal badeten nackte Kinder, standen Frauen in langen, bunten Lendenkleidern, den Sarongs, bis zu den Hüften im Wasser und wuschen.

Amir hielt wieder an, als sie sich inmitten einer kleinen Chinesenstadt befanden.

Hedwig sprang aus dem Gefährt und eilte auf einen Händler zu, der seine Waren auf niedrigen Tischen vor dem Häuschen ausgebreitet hatte

und mit gekreuzten Beinen dahinter saß und genießerisch seinen Tee aus einer buntbemalten, hauchdünnen Teeschale schlürfte. Er sah mit unbeweglichem Gesicht zu, als Hedwig in den aufgehäuften Seidenstoffen zu wühlen begann. Ihre Maleraugen glänzten. So farbenprächtige Stoffe hatte sie noch nicht zu sehen bekommen, so harmonisch und geschmackvoll abgetönt, nichts schreiend grell.

«Mit dem Farbenpinsel der Freude hingehaucht!» An das Wort ihres ehemaligen Lehrers, Professor Gräf, mußte sie jetzt denken, als sie ein spinnwebartiges Gewebe gegen das Licht hielt. Unwillkürlich preßte sie den Stoff in der Hand zusammen. Die Seide knisterte leise. Es war, als hörte sie die Raupen, welche die hauchdünnen Fäden spannen, an den Maulbeerblättern knabbern. Als sie die Hand wieder öffnete, fiel der Stoff glatt und fließend auf den Tisch.

Dann griff die junge Frau wahllos nach einem anderen Ballen. «Ich möchte einige Yards kaufen!» sagte sie englisch zu dem Verkäufer.

Der Kaufmann sprang behende auf und nannte einen Preis.

Hedwig öffnete ihren Pompadour und suchte nach dem Portemonnaie. Doch da stand schon Amir neben ihr und begann mit dem Chinesen zu feilschen, bis er die Hälfte des geforderten Preises heruntergehandelt hatte. Dasselbe wiederholte sich an einem Porzellanstand, an dem Hedwig eine schwarze, mit leuchtenden Ornamenten verzierte Vase erwarb.

Dann fuhren sie am alten Hafen entlang. Hedwig skizzierte mit schnellen Strichen das Meer, einige der breiten Fischerboote mit den hohen Bambusmasten und den Leuchtturm weit draußen.

Der Strand lag verlassen. Nur hin und wieder eine Befestigung, eine Batterie der Niederländer. Als Java noch den Djawanern gehörte und Batavia noch Djakarta hieß, hatte hier ein reges Leben und Treiben geherrscht. Schiffe wurden gebaut, befuhren die See. Die Kaufleute waren angesehen, die Piraten gefürchtet. Bis 1596 Meester Cornelis als erster Holländer mit vier Schiffen auf der Insel landete, die Portugiesen, die sich hier schon 1522 breitgemacht hatten, vertrieb und mit seinen Kanonen die lange Reihe der Greuelthaten einleitete, die das Land in der Folgezeit erleiden mußte. Die Gubernatoren – Zeitgenossen und Landsleute von Rembrandt, Frans Hals und Vermeer van Delft – unterdrückten alle Aufstände der Einheimischen mit großer Brutalität. Der Gedanke an die Freiheit aber blieb in den Djawanern lebendig.

Auf dem Rückweg lenkte Amir das kleine Gefährt noch durch ein

Eingeborenenkampong, das malerisch zwischen Palmen und Bananenplantagen, Zuckerrohr- und Tabakfeldern lag. Die Hütten waren klein und eng, und die Frauen hatten knochige, verhärmte Gesichter und stampften, stumpfsinnig vor sich hin blickend, ihren Reis oder färbten Stoffe, die sie auf dem Markt eingetauscht hatten. Die Batikarbeiten der Javanerinnen waren weltbekannt.

Robert Koch machte der Naturhistorischen Vereinigung einen Besuch. Von dem Leiter ließ er sich durch das Museum führen. Er gab seinem Erstaunen darüber Ausdruck, wie sorgfältig die Mitglieder Reste von Tier- und Pflanzenteilen aus den verschiedenen Erdzeitaltern zusammengetragen hatten.

Geschmeichelt dankte der Holländer und erwiderte: «Das Beste habe ich für Sie zum Schluß aufgehoben: den Schädelknochen des *Pithecanthropus erectus*.»

«Der aufrecht gehende Affenmensch!» wiederholte Robert Koch interessiert, «richtig! Hier auf Java hat man ihn gefunden!»

«Ja, unser Anatomieprofessor Eugène Dubois suchte ihn nach den Angaben Ernst Haeckels und fand ihn tatsächlich Anno 91 im Tal von Solo. Damit erbrachte er den Beweis für die Richtigkeit von Haeckels Erkenntnis, daß es eine Übergangszone vom Affen zum Menschen gegeben hat.»

Koch lachte. «Es wird ihm wenig Beifall eingebracht haben, die Menschen stammen nicht gern vom Affen ab.»

«Leider, leider haben Sie recht», bestätigte der Holländer, «trotz aller exakten wissenschaftlichen Beweise wurde Dubois schwer angefeindet.»

Professor Frosch, Dr. Ollwig und Dr. Bley arbeiteten noch immer im Keller des Zoogebäudes.

«Sie machen Witze, Bley!» Ollwig lachte gezwungen. «Schwimmende Tiger im Ozean! Sie wollen mir mit den Tigern doch einen Bären aufbinden!»

«Ozean habe ich nicht gesagt, Kollege!» unterbrach Bley. «Ich wollte es anfangs auch kaum glauben, bis ich bei einem Besuch in Singapur eine halbe Nacht opferte und mich selbst davon überzeigte. Die «Löwenstadt» liegt auf einer Insel, die vom Festland durch einen knapp anderthalb Kilometer breiten Meeresarm getrennt ist. Dorthin ließ ich mich mit meinen Freunden eines frühen Morgens fahren, und wir erlebten in der anbrechenden Dämmerung, noch ehe Mata Hari uns sehen konnte, wie

mehrere Tiger von Malakka herüber ans Land schwammen, sich wie Hunde abschüttelten und gemächlich weitertröteten.»

«Na schön!» Ollwig blickte ungerührt von seinem Mikroskop auf und fragte dann: «Aber was heißt nun wieder Mata Hari?»

«Das ist die malaiische Sonne: «Das Auge des Tages!»»

Bley richtete den Holzständer mit dem Probiergläschen und die Objektträger her. Dabei redete er leise vor sich hin: «Sechs volle Wochen hat uns Geheimrat Koch nun beschäftigt! Haben Sie noch etwas gefunden? Sie sind so eifrig bei der Sache?» — Ollwig verneinte.

Als Koch kam, sprang Bley auf und meldete halb militärisch, halb scherzhaft: «Alles gesund! Kein Affe krank!»

Koch tippte mit dem Zeigefinger an seinen Tropenhelm, fragte: «Fieber?»

«Keins.»

«Puls?»

«Regelmäßig.»

«Blutbild?»

«O. B.»

Robert Koch nahm Platz und setzte die Kopfbedeckung ab. «Dann wären wir also fertig, meine Herren. Ihr Direktor, Kollege Bley, kann wieder ruhig schlafen, und Sie dürfen sich weiter die Zungen Ihrer Löwen zeigen lassen und den Marabus die Krallen verschneiden.»

Der Tierarzt seufzte hörbar: «Schade, Herr Geheimrat, es war eine so lehrreiche Abwechslung für mich. Am liebsten ginge ich mit Ihnen.»

«Wird leider nicht gehen. Aber geben Sie sich zufrieden, Kollege. Sie haben hier eine große Aufgabe mit Ihren Tieren zu erfüllen.»

Bley zog die Nase kraus. «Die oft sehr bissig sind — besonders die Zweibeinigen.»

Koch lachte herzlich und tröstete: «Als Berliner werden Sie auch mit den Zweibeinigen fertig werden! Doch nun zum Fazit unserer Arbeit!»

Nach einer Besichtigung der Versuchstiere und anschließender kurzer Besprechung in Bleys Arbeitszimmer faßte Robert Koch zusammen: «Der Mensch ist der einzige und alleinige Träger der Malariaparasiten.»

«Und Sie sind nach wie vor der Meinung, Herr Geheimrat, daß die Plasmodien durch Mücken übertragen werden?»

Koch sah Bley durchdringend an und antwortete schnell und bestimmt: «Aber natürlich — doch warum fragen Sie eigentlich?»

Dr. Bley war des Forschers prüfender Blick unbehaglich. Er rutschte auf seinem Stuhl immer weiter nach hinten. Doch er mußte jetzt wohl oder übel weitersprechen. «Weil», begann er stockend, «weil es auf Java Gegenden gibt, wo die Anophelesmücken in Scharen vorkommen, ohne daß die Menschen angesteckt werden, und andere Gebiete, in denen es gerade umgekehrt ist.»

«Wo soll das sein?»

«Im Bergkessel von Ambarawa, südlich der Hafenstadt Semarang, und um den Slammat, den zweitgrößten unserer fünfzig Vulkane, in der Nähe von Tegal.»

«Woher wissen Sie das so genau?»

«Von den einheimischen Ärzten aus dem Eingeborenenhospital, die ich vor einiger Zeit befragte, als ich von Ihren Forschungsergebnissen Kenntnis erhalten hatte.»

«Kennen Sie die Örtlichkeiten?»

«Ja, vom Tierfang her.»

«Gut, dann werden Sie uns führen! Ich muß dorthin!»

Die kleine Expedition, zu der auch Hedwig und Amir gehörten, begab sich zuerst mit einem Küstendampfer bis Semarang und fuhr dann mit der Bahn um das Gebirge herum weiter nach Ambarawa. In dem von hohen Bergen umgebenen Tal gediehen Indigo, Pfeffer und Zimt ebenso prächtig wie die Menschen, die dort lebten. Einen Arzt gab es hier nicht. Koch untersuchte die Blutproben, die ihm bereitwillig gegeben wurden, an Ort und Stelle. Sie waren eindeutig negativ.

Robert Koch stand am Fenster des Bungalows, den er von der Frau eines abwesenden Kaufmannes für einige Tage gemietet hatte, und sah auf die palmenbeschattete Straße. Hedwig und Amir standen dort bei einer Javanerin, die einen Säugling auf dem Arm hielt. Da kam dem Arzt ein Gedanke. Er winkte Amir heran und beauftragte ihn, die Frau mit dem Kind in sein Zimmer zu bitten. Aus dem Ohrläppchen des Säuglings zapfte er ein paar Tropfen Blut und setzte sich sofort ans Mikroskop. Unter dem Okular wimmelte es von Malariabakterien.

Die Arbeit begann von neuem. Über zwei Dutzend Kinder wurden untersucht, und alle mit dem gleichen Resultat. Koch und seine Mitarbeiter stellten jetzt fest, wieviel Kinder am Fieber erkrankten und starben. Wenige!

Koch sagte dazu nichts. Er wollte abwarten, welchen Schluß Frosch,

Ollwig und Bley aus diesen Tatsachen ziehen würden. Die aber waren nur ratlos und äußerten sich überhaupt nicht. Erst als die Reisenden wieder in der Bahn saßen, brach Ollwig das Schweigen.

«Ein ganz eigenartiger Befund!»

«Ja», fuhr Bley fort, «es muß irgendeinen Zusammenhang geben zwischen den kranken Kindern und den gesunden Eltern, aber welchen?»

Koch schmunzelte. «Wenn Sie statt gesund immun sagen, kommen Sie der Sache näher.»

Jetzt begriff Ollwig. Er tippte sich an den Kopf. «Aber gewiß, Herr Geheimrat. Die Menschen in Ambarawa, und bestimmt noch in anderen Gegenden, machen in früher Jugend die Krankheit durch, so daß die Keime später in ihnen völlig verdeckt schlummern. Sie sind dann als Erwachsene gegen die Krankheit gefeit!»

Robert Koch nickte. «Und was meinen Sie dazu, Kollege Bley?»

Der Tierarzt räusperte sich. «Ja, da muß ich wohl Shakespeare zu Hilfe rufen: Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, mit denen nur unser allverehrter Geheimrat Koch fertig wird!»

In der Küsten- und Residenzstadt Tegal stiegen die Reisenden in einem kleinen Hotel ab. Hedwig, die in gewohnter Weise neugierig Umschau hielt, eilte auf die Terrasse. Der mächtige, dunkle Bergkegel des Slamats, über dem sich gelblicher Rauch kräuselte, hob sich als gigantische Silhouette von dem hellen Himmel ab. Bley trat neben sie. Ständig suchte er die Nähe der Landsmännin, um sich mit ihr zu unterhalten.

«Mehr als 3400 Meter», sagte er.

«Zum Fürchten!»

«Nicht doch, gnädige Frau!»

Und als Hedwig ihn fragend ansah, erzählte er: «Ausbrüche erfolgen sehr selten, sonst hätten sich die Holländer im sprichwörtlichen ›Land der Vulkane‹ nicht so hochherrschaftlich eingerichtet. Die Lava hat hier durch ihren Mineralgehalt die Erde zur fruchtbarsten gemacht, die es überhaupt gibt.»

Am folgenden Tag fuhren die Deutschen in einem kleinrädri gen Wagen in die Hochebene unterhalb des Slamats. Die Straße führte durch einen Wald von Fächerpalmen und Farnbäumen, die eine angenehme Kühle verbreiteten. Dann tauchten künstlich bewässerte Reisfelder auf. Die Wasserrinnen wurden von den Gebirgsbächen gespeist. Männer in hellen Leinenanzügen mit gelben igelförmigen Strohhüten gingen hinter Büf-

felgespannen her und wühlten mit eggenartigen Pflügen den Schlamm auf. Frauen in grellfarbigen Kopftüchern pflanzten die Keimlinge oder schnitten von den brusthohen Halmen die Ähren ab.

Bley wandte sich an Hedwig. «Wenn ich gestern von der Fruchtbarkeit der Felder sprach, so habe ich nicht zuviel gesagt. Hier der Beweis! Saat und Ernte gehen nebeneinanderher. Und das zwei- bis dreimal im Jahr, je nach der Regenmenge.»

Robert Koch stieg ab und ging auf einen der kleinen, schilfbewachsenen Teiche zu, die zwischen den Pflanzungen lagen. Ein Schwarm buntgefiederter Vögel flog kreischend auf. Koch zog die Schuhe aus, krempelte die Hosenbeine auf und suchte im Grünzeug herum. Kopfschüttelnd nahm er die Schuhe unter den Arm und patschte zwischen den kniehohen Reispflanzen herum. Was er suchte, fand er jedoch nicht. Nach der Rückkehr beauftragte er heimlich Amir damit, von den Fischern ein Segelboot zu mieten und sich noch vor Sonnenaufgang am Ufer des kleinen Flusses, der bei Tegal mündete, bereit zu halten.

Eine frische Brise, die vom Meer her wehte, trieb das Boot, von Amir geschickt gesteuert, vorwärts. Als sich das «Auge des Tages» öffnete, mußte Amir das Segel reffen und in das dichte Ufergebüsch steuern.

Am Mittagstisch im Hotel erschien Robert Koch in glänzender Laune. Er trug eine Metallbüchse in der Hand und hielt sie seinen Mitarbeitern hin. «Raten Sie, meine Herren, was darin ist?»

Stillschweigen und Achselzucken folgten auf diese Frage.

«Darauf kommen Sie auch bestimmt nicht!» fuhr Koch fort. Er hob die Hand mit dem Gefäß und sagte: «Stechmücken!»

Die Herren waren noch immer sprachlos.

«Am Fluß fand ich sie. Ich hätte davon eine ganze Botanisiertrommel voll mitbringen können. Ich hatte also doch recht: Wo keine Anopheles, da keine endemische Malaria! Das dürfen Sie den japanischen Ärzten bestellen, Kollege Bley!»

«Sie wollen also wirklich wieder abreisen, Herr Geheimrat? Wenn Sie sich vom Generalgouverneur verabschieden, der in seiner Sommerresidenz in Buitenzorg thront, vergessen Sie nicht, dort den Botanischen Garten zu besuchen, der 1818 von dem deutschen Naturforscher Professor Kaspar Reinwardt angelegt wurde und heute weltberühmt ist.»

«Sie werden uns doch dorthin begleiten, Herr Bley?» fragte Hedwig liebenswürdig.

An seinem Geburtstag — es war das Jahr 1899, und Koch wurde 56 Jahre alt — bestieg er mit seiner Frau und den Assistenten wieder den Lloyd dampfer und trat die Weiterreise nach der Kolonie Deutsch-Neuguinea an. Tage dauerte die Fahrt durch die Java-, Sunda- und Molukken-See, bis das Schiff in der Astrolabe Bay vor Stephansort Anker warf. Außer einigen Malaienbooten lag ein Handelsschiff an der Reede, das von Farbigen mit Kokosnüssen, Baumwoll- und Tabakballen beladen wurde.

«Viel scheint hier nicht los zu sein», bemerkte Ollwig. Er wandte sich an einen Weißen, der vom Kapitän des Dampfers die Post entgegennahm. «Gibt es hier so etwas wie ein Hotel, wo wir unterkommen können?» Dabei wies er auf das umfangreiche Gepäck, das die Matrosen das Fallreep hinuntertrugen.

Der Angeredete schüttelte den Kopf.

Ollwig erklärte jetzt dem Deutschen, wer sie seien, und fragte weiter: «Können Sie uns wenigstens den Weg zum Gouverneur zeigen?»

«Der Generalgouverneur wohnt in Herberthöhe auf Neupommern.»

«Schöne Aussicht!» erwiderte der Arzt.

Der Deutsche, der sich als Faktorist der Neuguinea-Kompanie vorgestellt hatte, verzog das Gesicht zu einem Grinsen. Die Reisenden werden von diesem verdammten Land, in dem es nur Berge, Dschungel, wilde Papuas und Fieber gibt, bald genug haben, dachte er. Laut sagte er: «Wir sind hier nur neun Deutsche, zwei Frauen und sieben Männer, und auf der ganzen Insel leben nur achtzig Europäer, verstreut in den Missionsstationen, Küstenorten und auf den Plantagen. Aber kommen Sie mit in unsere Administration, der Chef wird schon Rat wissen.»

Als Koch sich vorstellte, bot der Verwalter ihm einen leerstehenden Bungalow an, dessen Besitzer nach Deutschland hatte zurückkehren müssen, weil er das Klima nicht vertrug. «Was Sie sonst noch bei Ihren Besuchen im Land benötigen, Herr Geheimrat, Reitpferde oder Wagen, stelle ich Ihnen gern zur Verfügung.»

«Lange werden sich die Herrschaften hier nicht aufhalten!» meinte der Administrator zum Rechnungsführer. «Der nächste Dampfer nach Singapur ist in vierzehn Tagen fällig. Passen Sie auf, da verschwinden die Ärzte wieder.»

Doch er kannte nicht Robert Koch, der mit jeder Lebenslage fertig wurde.

Hedwig fühlte sich im Bungalow, der von zwei englisch sprechenden Chinesen, einem Koch und einem Diener, betreut wurde, sehr wohl. Sie saß stundenlang im Freien unter dem schattigen Dach der Palmen und breittadeligen Schmucktannen, zwischen Rhododendronbüschen, sah dem hüpfenden Spiel der in allen Farben schillernden Paradiesvögel zu, hörte auf das Schnarren der wippenden Papageien und sah hinauf zum waldumrandeten Berg Tajomanna.

Auf einem Spaziergang an der Küste traf sie den Priester der Barmer Missionsgesellschaft aus dem benachbarten Bogadschim.

«Wandeln Sie auf Maclays Spuren, gnädige Frau? Der Strich Landes trägt seinen Namen.»

«Wer war das, Hochwürden?»

«Ein russischer Forscher, mit vollem Namen hieß er: Nikolai Nikolajewitsch von Miklucho-Maclay. Er suchte als erster Europäer die als Kannibalen verschrienen Eingeborenen dieses Landes, die Papuas, auf und stellte fest, daß diese Menschen lediglich auf einer niederen Kulturstufe stehen, eigentlich friedliche Ackerbauern und Jäger sind und daß sie, wenn sie zu sehr gequält werden, die Grausamkeit der Sklavenfänger vergelten. Das hat den Menschenfreund bewogen, gegen die Unterdrückung und Vernichtung der dunklen Rasse überhaupt zu protestieren, so wie es auch Alexander von Humboldt tat.»

«Sie haben mir einen Stein vom Herzen genommen, Hochwürden, auch ich bange um meinen Mann, wenn er in die Dörfer der Eingeborenen fährt.»

«Wer Gutes tut und so seinem Gott dient, wehrt Böses ab, liebe gnädige Frau.» Er verbeugte sich, und als sie sich die Hände reichten, sagte der Priester: «Ich wünsche Ihrem Gatten auch hier im Lande vollen Erfolg!»

Am folgenden Tag begleitete Hedwig ihren Mann auf seiner Fahrt ins Innere des Landes. Sie fand nicht nur die Worte des Priesters bestätigt, sondern hatte ihre Freude an dem Gebaren dieser Naturmenschen. Sie füllte Seite auf Seite ihres Skizzenbuches und tauschte ihr buntseidenes Taschentuch gegen ein schön geformtes Trinkgefäß und eine verzierte, steinerne Speerspitze.

Auf der Heimfahrt bemerkte Hedwig an sich eine leichte Unruhe. Ihr Herz klopfte stärker, und die Nackenadern begannen zu schmerzen. In der Nacht bekam sie Fieber. Chinin half. Aber die Schwäche und Schwere im Körper verschwanden auch nach mehreren Tagen nicht.

Robert war besorgt um seine junge Frau. «Die Malaria hat dich gepackt, Liebes», erklärte er. «Du wirst sie hier nicht völlig los. Du verträgst das Chinin nicht gut. Ich bitte Dich deshalb, sofort nach Berlin zurückzureisen!»

«Ohne dich?» fragte Hedwig ängstlich.

Koch strich ihr übers Haar. «Kind», sagte er leise, «ich habe hier noch zu tun, meine Arbeit hat ja kaum begonnen.»

Da nickte Hedwig. «Ich weiß es, Robert. Ich fahre!»

«Ich komme bald nach!»

Aber erst nach sieben Monaten reiste Koch weiter, jedoch noch nicht nach Hause, sondern nach den Karolinen, den Marianen und nach Ägypten, wo er ebenfalls Herde endemischer Malaria feststellte. Ein Vierteljahr darauf, am 19. Oktober 1900, stieg er endlich in Berlin aus dem Zug.

Auf dem Bahnsteig riefen die Zeitungsverkäufer die Schlagzeilen aus: «Nach Erstürmung des Takuforts Peking eingenommen!» – «Peking dem Erdboden gleichgemacht! Der Mord an dem deutschen Gesandten von Ketteler gerächt!»

Robert Koch hörte nicht darauf. Seine Augen suchten erwartungsvoll in der sich drängenden Menge seine Frau. Da kam Hedwig auch schon auf ihn zugeflogen und umschlang ihn heftig.

Mit Befriedigung erfuhr Koch im Institut, daß sein Entwurf zur Bekämpfung gemeingefährlicher Krankheiten am 30. Juni 1900 von der Regierung zum Gesetz erhoben worden war.

Am 5. November hielt er in der Kolonialgesellschaft einen Vortrag über die «Ergebnisse der vom Deutschen Reich ausgesandten Malariaexpedition».

Voller Erwartung saß Hedwig in der ersten Reihe des großen Vortragssaales. Sie war ganz Auge und Ohr. Ihre würdevolle, hochaufgerichtete Haltung drückte den Stolz auf ihren Mann aus. Feierlicher Ernst lag auf ihrem Gesicht, das trotzdem erkennen ließ, wie glücklich sie war, dabeisein zu können und zu hören, was er noch auf Neuguinea erlebt hatte.

«Auf den Plantagen, die ich besuchte, war ein Viertel der dort arbeitenden Menschen malariakrank: die Europäer alle, die Chinesen und Malaier weniger und von den eingeborenen Papuas, ähnlich wie bei den Javanern, fast nur die Kinder. So fand ich auch hier den Beweis für die

natürliche Immunität, welche die Bewohner von tropischen Malaria-gegenden in wenigen Jahren erwerben.

Im Innern des Landes hatte ich Gelegenheit, die Malaria unter Verhältnissen kennenzulernen, in denen sie sich ganz ungestört entwickeln kann. Es ist dies nur in ganz abgelegenen Gegenden möglich, wo die Menschen von jedem Verkehr abgeschlossen sind. Dies trifft für ausgedehnte Gebiete zu. Das Land ist sehr dünn bevölkert, und die Eingeborenen leben in Dörfern, die ziemlich weit voneinander entfernt sind. Jedes Dorf hat sein bestimmtes Gebiet und duldet nicht, daß es von Fremden betreten wird. Gewöhnlich leben die benachbarten Dörfer in offener Feindschaft miteinander, und wenn es jemand wagen sollte, sich in den Machtbereich eines fremden Dorfes zu begeben, muß er sich darauf gefaßt machen, gespeert zu werden und meistens noch als willkommener Braten zu dienen. Bei diesen uralten Gewohnheiten der Einwohner von Neuguinea ist es nicht zu verwundern, daß sich das Leben in den Dörfern so abgeschlossen abspielt, als wären sie mit einer Mauer umgeben. Keiner kann das Dorf verlassen, und mit Ausnahme von gelegentlich geraubten Kindern und Frauen kommen auch keine fremden Elemente zur Bevölkerung hinzu. Wenn man die Bewohner eines solchen Ortes untersucht und unter denselben Fälle von Malaria findet, dann kann man mit aller Sicherheit annehmen, daß sie ihre Malaria an Ort und Stelle bekommen haben und daß es sich also um echte endemische Malaria handelt.»

Robert Koch blickte kurz zu seiner Frau hinüber. Sie fing seinen Blick auf, lächelte und nickte ihm zu. Der Mann atmete tief. Es war schön, Hedwig in der Nähe zu wissen, ihre gespannte Aufmerksamkeit zu spüren. Koch strich mit der Linken über seinen Vollbart und räusperte sich. Seine Worte klangen leicht, beschwingt und froh, sein Antlitz verjüngte sich, seine Haltung straffte sich. Er fuhr fort:

«Der Generalgouverneur, den ich auf meiner Forschungsreise nach Neupommern besuchte, fragte mich, ob es nicht ein Allheilmittel gegen die Malaria gäbe.

«Die Stechmücken ausrotten!» antwortete ich. Er schüttelte verblüfft den Kopf. «Wo denken Sie hin!»

Da gab ich ihm den ärztlichen Rat: «So bleibt nichts anderes übrig, als alle Menschen, die nur einigermaßen verdächtig sind, Malariaparasiten zu beherbergen, also vor allem die Kinder und die frisch eingewanderten Personen, von Zeit zu Zeit einer Blutuntersuchung zu unterziehen, um

möglichst alle versteckten Fälle aufzufinden und unschädlich und so jede Gegend je nach den Verhältnissen ganz oder doch nahezu frei von Malaria zu machen.»

«Paps ist in der Akademie! Édouard auch! Da bin ich schnell zu dir gekommen. Bei dir fühle ich mich am wohlsten! Weißt du, die andern, die sogenannten Freundinnen, sind alle so fad!»

Gertrud Pfuhl legte Mantel und Hut ab, strich das glattgescheitelte Haar zurecht, das beide Ohren des schmalen Gesichtes bedeckte, und plauderte lebhaft auf der Diele mit Hedwig.

«Störe ich auch nicht?» fragte sie und blickte auf Hedwigs Malerkittel, der frische grüne, rote und gelbe Farbtupfen aufwies.

«Red nicht so dummes Zeug, Trude. Ich habe gerade eine Skizze aus Afrika in Aquarell ausgepinselt. Komm, schau sie dir an!» Sie führte Gertrud in ihren Arbeitsraum.

«Im schwarzen Erdteil hat es dir anscheinend am besten gefallen. Du begeisterst uns immer wieder mit neuen Bildmotiven.»

Hedwig legte den großen Lavierpinsel in eine Schale zu den kleinen Marderhaarpinseln, schob die unzähligen Farbtuben zu einem Haufen zusammen und bat die Besucherin, Platz zu nehmen.

«Mir geht es wie deinem Vater. Afrika hat uns in seinen Bann gezwungen.»

Gertrud blickte auf die Staffelei dicht vor dem Fenster. Die Gardinen waren weit zurückgezogen. Die Sonne flutete mit ihrem vollen Licht herein und brachte die Farben des halbfertigen Bildes zum Leuchten.

«Du Glückliche, du hast so viel Schönes erlebt! Wie schade, daß du damals heimreisen mußtest.»

Hedwig blickte Gertrud zärtlich an. «Hätte ich sonst deine Pflege und deine Zuneigung in solchem Maße erfahren?»

Gertrud wehrte burschikos ab: «Jetzt bist du diejenige, die dummes Zeug redet!» Nach einer kurzen Atempause fügte sie leise hinzu: «Lieben wir doch beide meinen Vater!»

Hedwig trat dicht an die junge schlanke Frau heran und strich ihr über die Hand.

Gegen Abend kamen Koch und sein Schwiegersohn nach Hause. Pfuhl machte eine tiefe Verbeugung vor Hedwig.

«Wozu?» fragte sie erstaunt.

«Du wirst es sehr bald schwarz auf weiß sehen können: Dein Mann ist zum Mitglied des Wissenschaftlichen Senats der Akademie ernannt worden.»

Hedwig umarmte ihren Mann. «Oh, Robert, darüber freue ich mich sehr. Das hast du auch verdient.»

Pfuhl nahm Gertrud an die Hand und zog sie in die Küche.

«Line!» rief er dem Mädchen zu, «heute wird gefeiert! Ich habe bei Lutter und Wegener ein Abendessen bestellt. Es wird gleich gebracht! Stellen Sie die Sektgläser bereit!»

«Sehr wohl, Herr Oberstabsarzt!» sagte Line knicksend.

«Was hast du jetzt vor?» fragte Pfuhl den Schwiegervater, als beide in den Klubsesseln Platz genommen hatten.

«Du meinst, was man mit mir vorhat! Ich habe mir längst abgewöhnt, neben meiner Schreibtischarbeit etwas zu planen. Es ist dir ja bekannt, wieviel ich im vorigen Jahr herumreisen mußte: nach Brioni in Istrien, einen Malariaherd einzudämmen, ins rheinisch-westfälische Kohlenrevier, die Ursachen einer Typhusepidemie aufzuklären und zu beseitigen, dann zum Tuberkulosekongreß nach London. Weiß der Himmel, was nun wieder kommt!»

XVIII

Bulawajo in Süd-Rhodesien, inmitten einer baumlosen Berg- und Steppegegend, glich einer englischen Kleinstadt. Es verfügte über elektrisches Licht und Wasserleitung und hatte ein gesundes Klima. Die dreitausend Europäer machten etwa die Hälfte der Einwohnerschaft aus.

Dorthin fuhr Robert Koch im Januar 1903, wiederum einer Aufforderung der britischen Regierung Folge leistend, um erneut eine Rinderseuche zu erforschen. In seiner Gesellschaft befanden sich seine Frau und neben Dr. Neufeld der Assistent Dr. Kleine.

Die Tagesarbeit Kochs und seiner Assistenten war streng geregelt. Morgens um sieben Uhr frühstückten sie schnell und fuhren dann zu der Experimentalstation «Hillside Camp». Dieses Lager bestand aus einigen Häusern, die von drei Koch zugeteilten englischen Tierärzten bewohnt wurden, einer großen Baracke mit drei Zimmern und einer Anzahl von Tierställen. Die Baracke wurde als Laboratorium hergerichtet. In den Ställen standen die Versuchstiere, die man aus einer seuche- und zecken-

freien Gegend mit der Eisenbahn herangeschafft hatte. Früh am Morgen pflegten die Tierärzte alle nötigen Blutpräparate anzufertigen, so daß sich Koch und seine Begleiter sofort an die Arbeit machen konnten. Neufeld und Kleine färbten die Präparate und begannen zu mikroskopieren, während Koch mit dem Chief Veterinary Surgeon alle Ställe durchging. Stundenlang dauerten dann die Autopsien der eben gefallenen Tiere. Bei jeder einzelnen Sektion stand Koch aufmerksam und unermüdlich in der prallen afrikanischen Sonne. Auf den Bäumen in der Nähe des Platzes hockten große, vollgefressene Geier. Sobald die Menschen den Rücken wandten, stürzten sie sich zu vielen Hunderten auf die Kadaver, um bis zum Abend alles bis auf die großen Knochen hinunterzuschlingen.

Nach kurzer Mittagsrast im Hotel kehrte die kleine Gruppe zu dem Laboratorium zurück. Wenn die Sonne sank, wurde die Arbeit beendet.

So ging es täglich, mit Einschluß der Sonntage.

Im Blut der erkrankten Tiere waren bisweilen Piroplasmen, die Erreger des Texasfiebers, zu sehen. Sehr bald erkannte Koch, daß diese Parasiten nur eine Nebeninfektion bedeuteten. Feine Stäbchen und kleine Ringe, die auf den Blutkörperchen lagen, waren die eigentlichen Erreger einer ganz neuen, bis dahin unbekannten Seuche. Eine Übertragung durch Blut auf gesunde Tiere war im Gegensatz zum Texasfieber nicht möglich. Pathologisch-anatomisch zeigten sich gleichfalls deutliche Unterschiede. In den Nieren, der Lunge und der Leber fand man Lymphome, die als weiße Knoten von Stecknadelkopf- bis Erbsengröße über die Oberfläche der Organe hervorragten. Alle Lymphdrüsen waren hämorrhagisch geschwollen.

Koch erinnerte sich, die kleinen Blutparasiten früher bei seinem Aufenthalt an der ostafrikanischen Küste gesehen zu haben, und gab der Seuche, die mit Viehtransporten von der Küste ins Innere verschleppt worden war, den Namen «Afrikanisches Küstenfieber».

Eines Abends saßen Robert Koch, Hedwig und seine Mitarbeiter im Klub von Bulawajo zusammen; Dunbar, einer der englischen Ärzte, hatte seinen Platz neben Kochs Frau und unterhielt sich mit ihr recht angeregt.

«Ich muß gestehen, ich male auch ein wenig, um mir die Zeit zu vertreiben, da ich kein Gefallen am Trinken und Pokern finde. In diesem

Nest und seiner näheren Umgebung gibt es zwar nur wenige Motive, doch ein Stückchen weiter weg...»

Hedwig unterbrach ihn erregt. «Ich hörte schon von den Victoriafällen. Erzählen Sie mir davon!»

«Worte würden Ihnen kaum etwas sagen, gnädige Frau. Die Malerin muß es selber gesehen haben!»

«Aber wie komme ich dorthin?»

«Mit der Eisenbahn.»

«Mein Mann hat so wenig Zeit...»

Robert Koch hörte diesen Stoßseufzer und wandte sich an Dunbar. «Bitte, Doktor, begleiten Sie meine Frau!»

So erlebte Hedwig wenige Tage darauf das gigantische Naturschauspiel der vom Berg in einen Schlund herabstürzenden Wassermassen des Sambesi. In dem furchterlichen Getöse konnte sie nicht verstehen, was ihr Begleiter sagte. Sie sah nur seine Armbewegungen von links nach rechts und von oben nach unten. Dabei schrie er ihr ins Ohr: «Dreitausend Fuß... dreihundertfünfzig Fuß!»

Hedwig nickte. Sie nahm ihren Hut vom Kopf, schüttelte den sprühenden, dampfenden Gischt aus ihrem Haar und lachte Dunbar an. Dann wollte sie noch dichter an den kraterartigen Abgrund treten.

Dunbar hielt sie erschrocken am Arm fest. «Bitte, kommen Sie zurück! Der <donnernde Rauch> wird Sie sonst verschlingen!»

Als beide weiter entfernt stehenblieben, erklärte er: «So heißen die Victoriafälle in der Sprache der Eingeborenen.» Dann fragte er: «Wollen Sie nicht skizzieren?»

«Nein!» antwortete Hedwig. «Ich werde das Bild nie vergessen!»

Hedwig Koch fühlte sich bald in Bulawajo heimisch. Sie schloß sich an einige junge Engländerinnen an und bummelte mit ihnen durch die Geschäftsstraßen, sie besichtigten die vier Kirchen des Städtchens sowie eine Schule, deren es insgesamt acht gab, sie besuchten abends eins der beiden Theater und spielten häufig Tennis oder Golf.

Gemeinsam mit ihrem Mann machte Hedwig einen Ausflug zu den mächtigen Ruinen von Simbabwe; die Bantu hatten dem Ort diesen Namen gegeben, der «Steinhäuser» bedeutet.

Vor ihnen erhob sich, wie aus dem Boden gewachsen, ein burgartiger, von Mauern umgebener Bau aus Granitquadern, die ohne Mörtel aneinandergefügt waren, geschmückt mit kegelförmigen Türmen und

tempelartigen Gebäuden. Unterirdische Gänge verbanden Räume miteinander, die einmal als Zufluchtsort oder Vorratskammern gedient hatten.

Der Afrikareisende Karl Mauch, der Anfang der siebziger Jahre die Ruinenstätte wiederentdeckt hatte, hielt sie für das biblische Goldland Ophir, woher König Salomo seinen Reichtum bezogen haben soll: Gold, Edelsteine, Kupfer, Eisen, Elfenbein. Tatsächlich aber konnten die Besucher eine Kult- und Befestigungsanlage der Herrscher des Monomotapareiches bewundern, die im 13. Jahrhundert die Sonnen- und Mondverehrung mit in das Land der Kaffern brachten.

Während Hedwig eifrig skizzierte, durchstreifte Robert das ganze Labyrinth, untersuchte Steine und Erde, forschte nach Inschriften, fand jedoch keine.

Eines Tages machte er sich mit Hedwig und seinen Mitarbeitern auf die Reise nach Bloemfontein. Er hatte die Regierung gebeten, die Ärzte und Tierärzte der Kapkolonien dort zu einer Beratung zusammenkommen zu lassen. Mit der Schmalspurbahn fuhren sie bis Kimberley und von dort weiter mit einem Wagen. Es war fast der gleiche Weg, den Robert und Hedwig Koch vor fünf Jahren in dem damaligen Oranjerestaat zurückgelegt hatten. Doch wie anders sah die Landschaft heute aus! Hier hatte inzwischen der Krieg der Engländer gegen die Buren gewütet. Auf den einst blühenden Feldern wucherte das Unkraut. Die Mühlen standen still. Die Bauernhöfe, teils verwüstet, lagen verlassen und ausgestorben. Selbst in Bloemfontein versperrten Häusertrümmer noch die Straße.

Während Robert Koch am Kongreß teilnahm, fuhr Hedwig in einem Mietwagen zum ehemaligen Hof der van Deekens. Es ließ ihr keine Ruhe, sie mußte sich Gewißheit über das Ergehen der Familie verschaffen. Überall roch es nach Brand, nach Vernichtung. Das Wohnhaus war nur noch ein Trümmerhaufen. Teile des Stalles waren zusammengefallen. Erstarrt blickte Hedwig über die verbrannte Erde. Da blökte ein Schaf. Hedwig horchte auf. Jetzt wieder der langgezogene, klagende Laut. Er kam aus dem zur Hälfte stehengebliebenen Teil des Stalles. Hedwig lief hin und öffnete eine Tür. Im Halbdunkel sah sie auf einem Strohlager einen Mann liegen, den Hut tief ins Gesicht gezogen.

«Heda! Heda!» rief sie laut.

Der Schlafende richtete sich ruckartig auf, stützte sich auf den rechten Ellenbogen und fragte barsch, in rheinischem Dialekt, was sie wolle.

Hedwig lächelte etwas gezwungen und fragte: «Sie sind Deutscher?»

Der Mann erhob sich langsam, klopfte sich das Stroh vom Rock, nahm den Hut ab, strich sich das lang herabfallende graue Haar aus dem Gesicht und erzählte mit tiefer Stimme: «Ja, ich heiße Karl Kohlmann, stamme vom Niederrhein, arbeitete als junger Kerl in Holland und ging eines Tages mit rüber...»

Hedwig unterbrach den Alten ungeduldig im Bericht seines Lebenslauf und fragte: «Wo sind die van Deekens?»

Der Mann senkte den Kopf, blickte die Frau von unten herauf abschätzend an, kniff ein Auge zu und zuckte mit den Schultern.

Hedwig drängte sich an leeren Futterkrippen und verrosteten Forken vorbei, bis sie dicht vor dem Mann stand. Energisch befahl sie: «Antworten Sie endlich! Wo finde ich Mijnheer und Mevrouw van Deeken?»

Da begann der Alte zu sprechen: «Der Mijnheer nahm die Flinte und ging mit den Knechten fort. Die Frauen wurden abgeholt...»

Hedwig wiederholte: «Abgeholt?»

«Ja, wie alle die andern auch! Zusammengetrieben wie das Vieh! Concentrated, wie die Engländer sich ausdrückten! In ein Camp, wo sie dann kreprierten! An Krankheiten, Hunger, Nässe und Kälte. Mich ließen sie hier, ich sollte die Kühe füttern. Die Pferde holten sie gleich aus dem Stall. Ich brachte eine Kuh und zwei Schafe in Sicherheit. Und mich dazu, als sie wiederkamen und das zurückgebliebene Vieh schlachteten. Nun warte ich, bis wieder ein Bauer kommt, natürlich ein Engländer. Denn von den Boers sind nicht viele übriggeblieben. Und an Nachwuchs ist überhaupt nicht zu denken. War neulich in Kimberley, geschäftlich» — er strich sich selbstgefällig über den Bart, als er daran dachte, daß er unter den Trümmern manches Wertstück gefunden hatte —; «dort brüsteten sich die Tommys in der Kneipe damit, daß viertausend Frauen und zweiundzwanzigtausend Kinder in den Concentrated Camps umgekommen sind.»

Hedwig war bei den letzten Worten des Alten Schritt um Schritt zurückgewichen und legte jetzt erschrocken die Hand aufs Herz.

«Das ist ja grausig!» stammelte sie mit bleichem Gesicht. Dann riß sie sich zusammen, nahm aus ihrem Pompadour alles Geld, das sie bei sich hatte, reichte es dem Alten und eilte, ohne ein Wort mehr zu sagen, vom Hof.

Als in Bulawajo die reinigenden südöstlichen Septemberwinde, «Kapdokter» genannt, den Sommer ankündigten, verfaßte Robert Koch ein Schreiben an das zuständige Ministerium in Berlin.

«Ich bin schon seit Jahren fest entschlossen, mit Abschluß des 60. Lebensjahres um meinen Abschied zu bitten. Ich glaube um so eher auf eine Zustimmung rechnen zu können, als ich vielleicht mehr als andere einige Jahre der Ruhe nach meinem Leben voll angestrengtester Tätigkeit verdient habe. Ich glaube auch, daß meine Gesundheit schon recht weit verbraucht ist und daß meine Pensionierung nicht als ein Akt der Gnade, sondern als ein solcher der Gerechtigkeit anzusehen ist.»

Während Koch schrieb, saß Hedwig, mit einer kleinen Näharbeit beschäftigt, bei ihm. Schließlich legte er die Feder aus der Hand.

«So, das wäre geschafft! Ich will endlich den Ärger los sein, der den Direktor eines Institutes von oben und von unten anspringt, wie neulich die Kapwölfe das fliehende Zebra. Ich will nicht mehr gebunden sein, will keine Befehle mehr entgegennehmen wie ein Domestike, der ein Beamter immer bleibt...»

«...selbst wenn er General ist!» ergänzte Hedwig zwinkernd.

Robert Koch stand auf, ging zu seiner Frau, faßte sanft ihr Kinn und drehte ihren Kopf zu sich. «Ich will frei sein – für dich!»

«Ohne deine Arbeit?» fragte Hedwig.

«Nein, auch für sie. Ihr seid beide meine große Liebe!» Er beugte sich zu Hedwig hinab und küßte sie.

Zum 60. Geburtstag kam viel Post in Kochs Bungalow. Gertrud und ihr Mann, gute Bekannte und Freunde, viele Mitarbeiter vom Amt und Organisationen gratulierten. In einer Festnummer der «Deutschen Medizinischen Wochenschrift» schilderte Friedrich Loeffler das Leben und Schaffen seines Meisters.

Als Robert Koch den Aufsatz gelesen hatte, meinte er sinnend zu seiner Frau: «Wenn man mein Leben so im Zusammenhang überblickt, muß man sagen, ich habe in der Tat viel geleistet. Das meiste hatte ich schon wieder vergessen.»

Auch ein amtliches Schreiben war dabei. Der Kultusminister teilte mit, daß Kochs Entlassungsgesuch erst nach der Rückkehr aus Afrika entschieden werden solle. Auf jeden Fall aber wünsche er den Herrn Geheimrat als konsultierenden Hygieniker dem Staat zu erhalten.

Robert Koch erklärte sich in seiner Antwort dazu bereit und schlug als

Leiter des Instituts für Infektionskrankheiten seinen ehemaligen Schüler Georg Gaffky vor.

Dann dankte er vor allem seiner Tochter herzlich für die guten Wünsche und schrieb dazu: «... Es ist doch eine eigene Sache mit diesem Tage, an dem das eigentliche Alter beginnt. Ich fühle mich zwar noch frisch und leistungsfähig, aber es muß doch nun bald kommen; hin und wieder habe ich, wie mir scheint, auch schon leise Andeutungen davon, Herzbeschwerden, verbunden mit Kurzatmigkeit, die zwar immer bald wieder vorübergehen, aber doch zur Vorsicht mahnen. Berge möchte ich nicht mehr steigen; glücklicherweise gibt es hier aber auch keine, wenigstens nicht in der Nähe von Bulawajo.» Hedwig setzte in großen, weitausholenden Buchstaben einen Gruß darunter.

Eine Überraschung erlebte Robert Koch, als er nach einem kurzen Aufenthalt in Daressalam wieder nach Berlin zurückkehrte: die Bestätigung der Wahl zum auswärtigen Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Paris — anstelle des verstorbenen Rudolf Virchow. Er hielt das Schreiben des französischen Senats lange in der Hand. «Wachablösung!» ging es ihm durch den Sinn. Neue Männer, neue Ideen an die Stelle der alten! Das ist auch der Lauf der Wissenschaft.

Im Institut für Infektionskrankheiten war für Koch eine nachträgliche Geburtstagsfeier im engeren Kreis vorbereitet worden. Seine Schüler enthüllten im Vestibül feierlich eine Büste ihres Meisters. Der Professor und Direktor des Anatomischen Instituts, Wilhelm Waldeyer, begrüßte in seiner Eigenschaft als ständiger Sekretär der Berliner Akademie der Wissenschaften Koch als neues Mitglied.

Der vortragende Rat im Kultusministerium, Martin Kirchner, überreichte seinem ehemaligen Meister eine von ihm verfaßte Festschrift und teilte in amtlicher Eigenschaft mit, daß die Pensionierung genehmigt sei, daß ihm als Ehrenmitglied des Instituts für Infektionskrankheiten weiterhin ein Assistent, das Arbeitszimmer und die Laboratorien zur Verfügung ständen und daß ihm neben der gesetzlichen Pension ein jährlicher Ehrensold von zehntausend Mark für seine Tätigkeit als hygienischer Ratgeber des Deutschen Reiches und des preußischen Staates bewilligt werde. «Ich wünsche Ihnen», schloß Martin Kirchner, «zugleich im Namen aller Ihrer Verehrer und Freunde, eine lange und ungetrübte Tätigkeit!»

Ein lang andauerndes Fußetampeln setzte ein.

Robert Koch war es gewohnt, Ehrungen über sich ergehen zu lassen und sie kühl und nüchtern hinzunehmen. Doch was hier in einem kleinen persönlichen Kreis aus wirklicher Zuneigung geschah, rührte ihn. Unwillkürlich mußte er an viele offene und geheime Gegner denken, die wider ihn schrieben, redeten und handelten.

Koch blickte über die Anwesenden hinweg. Da waren der neue Institutsdirektor, Geheimrat Gaffky, das Mitglied des Reichsgesundheitsamtes Geheimer Medizinalrat Loeffler . . . Nur einer fehlte: Nobelpreisträger Emil Behring. Das Verhältnis zwischen ihnen hatte sich getrübt, seitdem sie in der Frage der Tuberkulose entgegengesetzte Standpunkte eingenommen hatten. Innerlich ergriffen nahm er jetzt das Wort und schüttete seinen Verehrern in einer Dankrede sein Herz aus.

« . . Es ist Ihnen ja allen aus eigener Erfahrung bekannt, daß diejenigen Forscher, welche auf unserem Gebiete arbeiten, heutzutage nicht auf Rosen gebettet sind. Die schönen Zeiten sind längst vorüber, als man die wenigen Bakteriologen noch an den Fingern abzählen und ein jeder von ihnen unbehelligt weite Gebiete durchforschen konnte. Jetzt ist nicht viel freies Feld vorhanden, und ungezählte Scharen drängen sich um ihren Abbau, da ein jeder noch ein Stückchen Erfolg erhaschen möchte. Da kann es nicht ausbleiben, daß man auch bei der bescheidensten und vorsichtigsten Abgrenzung des Arbeitsgebietes dem einen auf den Fuß tritt, einem anderen, ohne es zu wollen, einen Stoß versetzt, dem dritten zu nahe an sein Gebiet kommt und, ehe man es sich versieht, auf allen Seiten von Gegnern umringt ist. Dies ist natürlich nicht angenehm, es nimmt einem die Ruhe und die Freude an der Arbeit. Ich muß in dieser Beziehung über besonderes Mißgeschick klagen; denn ich kann reden oder schreiben, was ich will, so stoße ich immer auf leidenschaftlichen Widerspruch, und leider gerade bei solchen Leuten, welche von der Sache wenig oder nichts verstehen und am wenigsten dazu berufen sind, ein Urteil abzugeben. Da ist mir schon öfter der Gedanke gekommen, die Büchse ins Korn zu werfen und nicht mehr mitzutun. Aber, meine Herren, wenn ich, wie bei der heutigen Feier, sehe, daß ich noch so viele Freunde und getreue Mitarbeiter habe, dann muß aller Mißmut und alle Unlust schwinden. Ich werde allerdings die immer schwerer werdende Last der Verwaltung eines großen Instituts abgeben, aber dieser Schritt hat nicht die Bedeutung, als wolle ich unserer Wissenschaft untreu werden. Nein,

meine Herren, ich verspreche Ihnen im Gegenteil, soweit und solange meine Kräfte reichen, mit Ihnen und für Sie tätig zu sein. Lassen Sie uns fest zusammenstehen und wie bisher alles aufbieten, unsere Wissenschaft ihren Zielen näher und näher zu führen!»

Bei den Nachuntersuchungen der Präparate von der Viehseuche in Ostafrika stieß Robert Koch auf einen bisher nicht erkannten Bazillus, der dem Erreger der in Afrika weit verbreiteten menschlichen Schlafkrankheit ähnelte. Er mußte sich darüber Gewißheit verschaffen. Das war aber nur an Ort und Stelle möglich.

Kurz entschlossen fuhr er Ende Dezember 1904 mit Hedwig erneut nach Daressalam.

Tatsächlich entdeckte Robert Koch an den Rindern eine neue Krankheit, die Tsetsekrankheit, die von der Stechfliege gleichen Namens ausgelöst wird. Er begann, sich näher mit diesen Trypanosomen zu beschäftigen. Und da dem Menschen in seinen Forschungen der Vorrang gebührte, stand plötzlich eine neue Aufgabe vor ihm: die Untersuchung und Bekämpfung der Schlafkrankheit!

Er kehrte nach Deutschland zurück, um eine großangelegte Expedition auszurichten. Mitten in dieser Arbeit bekam er die Nachricht, daß ihm, «dem hervorragendsten Forscher der Gegenwart», der Nobelpreis zuerkannt worden sei.

Auf der Fahrt nach Stockholm, im Abteil 1. Klasse, fragte Robert Koch seine Frau mit ernster Miene: «Was weißt du über Nobel?»

Hedwig überlegte und machte dabei ein Gesicht, als säße sie auf der Schulbank im Lyzeum. Dann sprang sie auf und leierte herunter: «Alfred Nobel wurde in Stockholm geboren. Er war Chemiker und Bergingenieur und ist der Erfinder des Dynamits. Er . . . er stiftete den Nobelpreis. . .»

Koch lachte herzlich. «Gut! Setzen! Aber ich weiß noch mehr! Mein Vater, er war damals schon Bergrat, hörte von Nobels Versuchen, das von diesem erfundene Nitroglyzerin als Sprengstoff in die Technik einzuführen. Als ein Mann, der allen Neuerungen zugänglich war, bat er den Schweden kurz entschlossen, den Sprengstoff in einem der ihm unterstehenden Bergwerke auszuprobieren.»

«Was auch mit großem Krachen geschehen sein wird!» meinte Hedwig. «Ergo mußt du noch heute deinem Vater dafür dankbar sein, daß er Nobel dazu verhalf, ein großes Vermögen zu erwerben.»

Koch stützte sich mit beiden Händen auf Hedwigs Knie und sah ihr in die schalkhaft blickenden Augen.

«Du Nichtsnutz denkst natürlich nur an die zweihunderttausend Kronen, die wir mit nach Hause nehmen können.»

Am 12. Dezember 1905 stand Robert Koch im tadellos gearbeiteten neuen Frack vor der erlauchten Hofgesellschaft, den hochgelehrten Mitgliedern der Akademie, den weisen Staatsmännern und den ordengeschmückten Offizieren des Heeres und der Marine und empfing aus der Hand König Oskars II. die Verleihungsurkunde.

Hedwig, die in einer Brokatrobe in der vordersten Reihe saß, konnte auch hier ihren jugendlichen Übermut kaum meistern. Sie zwang sich mit Gewalt zum Stillsitzen und lächelte über den erzwungenen Ernst, der auf den Gesichtern der ehrwürdigen Anwesenden lag. Desto ernster und eifriger aber verfolgte sie dann den zur Zeremonie gehörenden Vortrag ihres Mannes: «Über den derzeitigen Stand der Tuberkulosebekämpfung».

Mit nackten Zahlen machte Koch die erschreckende Situation deutlich. Dann klagte er an und mahnte: «Die Tuberkulose breitet sich ständig weiter aus. Das ließe sich vermeiden. Doch meine Vorschläge zur Prophylaxe blieben unbeachtet. Dabei handelte es sich durchaus nicht um etwas Neues, Unerprobtes. Schon vor einem halben Jahrhundert hatte der Arzt Hermann Brehmer in seiner Heilstätte für Schwindsüchtige in Görbersdorf, in Schlesien, mit seiner Krankenbehandlung: Abhärtung, gesteigerte Ernährung und Atemgymnastik, sichtbare Erfolge.

Wohl haben einzelne Staaten Gesetze gegen die Tuberkulosegefahr erlassen. Damit allein ist es aber nicht getan. Es müßten einheitliche Vorkehrungen getroffen werden, die den wissenschaftlichen Anforderungen und den allgemeinen Erfahrungen in der Seuchenbekämpfung entsprächen: Unterbringung der Schwindsüchtigen in geeigneten Krankenhäusern und Heilstätten, Einrichtung von Fürsorgestellen, Belehrung über die Tuberkulosegefahr, die obligatorische Anzeigepflicht und die Verbesserung der ungünstigen Wohnungsverhältnisse.

Wenn ich hier an hervorragendster Stelle meine Vorschläge und Forderungen wiederhole, so hege ich die Hoffnung, damit nicht nur die Ohren, sondern auch die Herzen der Verantwortlichen geöffnet zu haben.»

Als Hedwig und Robert Koch das gastliche, doch eisige Stockholm

wieder hinter sich gelassen hatten und durch die Norddeutsche Tiefebene dampften, meinte Hedwig: «Robert, sag mal, wann sind wir denn mit dem <Von> dran? Ich bin auf alles gefaßt!»

Der Angeredete fuhr aus seiner Plüschcke auf und blinzelte. Dann entgegnete er lächelnd: «Ich glaube nicht, Kind, daß man das mit uns vorhat. Dafür habe ich mich viel zu sehr für die Arbeiter und die Schwarzen eingesetzt! Und das ist mit einer Nobilitierung nicht in Einklang zu bringen.» Er lehnte sich wieder bequem zurück und sprach in Gedanken weiter: Außerdem bin ich nach meiner Scheidung und Wiederverheiratung mit einer jungen Künstlerin für die höchsten Kreise moralisch nicht tragbar. Er legte den Kopf in das Polster zurück und sagte laut: «Na, ich finde, Robert Koch klingt auch nicht schlecht.»

Und dann saßen Robert und Hedwig Koch wieder in einer Eisenbahn. Doch nicht so nobel und weich und auch nicht allein. Es war ein großer Wagen der Ugandabahn, welche die britisch-ostafrikanische Küstenstadt Mombas mit Fort Florence am Victoriasee verband. •

Auf der langen Holzbank, die mit mehreren zusammengelegten Decken bequemer gemacht worden war, hatten Hedwig und der inzwischen zum Stabsarzt avancierte Dr. Feldmann Platz genommen. Der Arzt wich kaum von Hedwigs Seite. Lebhaft, mit ausholenden Hand- und Armbewegungen erzählte er:

«Ich erfuhr in Bukoba am Victoriasee, wo ich jetzt Leiter des Hospitals bin, daß eine Kochsche Forschungsexpedition unterwegs sei. Mit der nächsten Post-Safari ging ich nach Daressalam, um zu melden, daß in meinem Betreuungsgebiet Muanza im letzten Jahr zweitausend Menschen Opfer dieser verdamnten Tsetsefliege geworden sind. In Wirklichkeit aber . . .»

Hedwig legte den Finger auf ihren Mund.

Auf einem Feldstuhl mitten im Wagen hockte Stabsarzt Dr. Panse, der Schiffsarzt gewesen war, bevor er nach Daressalam kam. Er hatte von der Unterhaltung der beiden nicht viel mitgekriegt, denn das Rattern und Fauchen des Zuges verschlang die Worte. Jetzt sah er, daß die beiden schwiegen, rückte mit seinem Sitz etwas näher und begann zu sprechen: «Wir lagen zu Weihnachten 1901 in Bathurst vor der Mündung des Gambia fest. Maschinenschaden. Im Kasino an Land lernte ich Forde kennen, der in der kleinen englischen Kronkolonie im Hospital als Mi-

litärrarzt stationiert war. Er sprach nicht viel. Hatte wohl Heimweh, wie wir alle. Doch dann taute der Whisky seine Zunge auf. «Ich habe etwas gefunden und weiß nicht, was. Es ist und bleibt mir ein Rätsel.»

Ich fragte ihn: «Was fanden Sie denn?»

«Lag da», stotterte er mit schwerer Zunge, «lag da im Spital ein Neger. Fieber. Kopfschmerzen. Wir tippten auf Malaria, mein Kollege Dutton und ich. Entnahmen aus der Armvene Blut. Begannen es zu untersuchen. In der Nacht. Nach dem Dienst. Alles schlief schon. „Leg dich auch hin!“ sagte ich zu Dutton. Er ging. Ich war allein mit dem Mikroskop. Stille um mich. Nur vor dem Gazefenster sirrten die Moskitos. Die Lampe war nicht hell. Wenn ich auf sah, flimmerten vor mir die Sterne über der trostlosen Dunkelheit des Schwarzen Erdteils. Von irgendwo kam das langgezogene Heulen eines Schakals. Ich preßte meine ermüdeten Augen an das Okular. Vor mir schlängelte sich etwas. Eine Schlange! Ich fuhr hoch, dachte, ich hätte geträumt. Aber nein, es bewegte sich tatsächlich etwas im Blut. Geißeltierchen; Trypanosomen, Erreger der Rinderseuche! Aber das, was ich jetzt untersuchte, war doch Menschenblut! Ich werde damit nicht fertig.» — Das ist die Geschichte von Forde!»

Der Zug fuhr jetzt langsamer und rumpelte und schnaubte nicht mehr so laut. Auf der Schmalseite des Wagens saßen die anderen Ärzte, sie hatten zugehört.

«So hat also er den Erreger der Schlafkrankheit gefunden, und nicht David Bruce», stellte Dr. Kleine fest.

Panse nickte. «Bruce brachte in Entebbe am Victoriasee lediglich die Trypanosomen mit der Schlafkrankheit in Verbindung.»

«Entebbe», wiederholte Stabsarzt Kudicke, «ich war einige Zeit in dieser Gegend. In einem Jahrzehnt fielen dort fast eine Million Menschen dieser Seuche zum Opfer.»

Sanitätsfeldwebel Sacher bestätigte es. «Sie lagen oft zu Dutzenden in den Dörfern herum, abgezehrt zum Skelett. Sie hatten sich zu Tode geschlafen.»

Nach dem Abendessen, das aus Brot, Hartwurst, Räucherspeck, Schinken und Tee bestand und auf Zelttischen serviert wurde, stellte man die Feldbetten auf. Für das Ehepaar Koch war im Gepäckwagen ein besonderes «Schlafabteil» reserviert worden, in dem sie sich während der anstrengenden Fahrt auch tagsüber ausruhen konnten.

Robert saß auf seinem Feldbett und erklärte: «Früher habe ich mich

immer gern an Männergesprächen beteiligt. Doch jetzt bin ich, wenn es weiter nichts zu tun gibt, am liebsten mit dir allein. Ich glaube, ich werde alt.»

Hedwig war mit dem Auskleiden fertig. Sie trat dicht vor ihren Mann hin und lachte ihn an. «Alt, sagtest du — jung wirst du!» Da nahm der klappernde Wagen quietschend eine Kurve und warf die junge Frau wie auf Verabredung ihrem Mann in die Arme.

Am andern Tag sah Hedwig lange zum Fenster hinaus über öde Grassteppen und bewaldete Höhenzüge. «Immer das gleiche Bild», murmelte sie, «selbst die Tiere...»

Da bemerkte sie, daß jemand leise hinter sie getreten war. Es konnte nur Feldmann sein, denn ihr Mann hielt seinen Mittagsschlaf.

«Eine Woche sind wir nun schon unterwegs, wie lange dauert die Fahrt noch?»

«Noch einmal so lange.»

Hedwig seufzte hörbar. «Da lobe ich mir die Safari.»

«Die dauert aber noch länger.»

«Das tut nichts. Da ist man wenigstens in Bewegung und kann mal vom Weg abbiegen.»

Die Bahn zuckelte an einer schadhaften Bretterbude vorbei.

«Eine Station! Warum wird hier nicht gehalten?» fragte Hedwig.

«Wer soll hier schon aus- oder einsteigen? Oder wer soll etwas mitgeben? Der Zug hat mit dem Postwagen, uns und unserm Gepäck, den Trägern und den Nahrungsmitteln schon genug zu ziehen. Auf dem Rückweg wird er dann Kaffee, Baumwolle und Kopra von den Plantagengesellschaften zur Küste befördern.»

Feldmann beugte sich aus dem Fenster und blickte nach vorn. «Habe doch richtig kalkuliert. Wir kommen gleich in das Wohngebiet der Massai.»

Er zeigte auf das Dorf mit den kastanienförmigen Erdhütten, die um einen Viehhof gebaut und rings von einer Dornenhecke umgeben waren, zum Schutz gegen feindliche Nachbarn und wilde Tiere. «Mit dem Vieh sieht es hier schlecht aus», fuhr er dann fort, «durch die Rinderpest sind die ehemals so stolzen und kriegerischen Massai verarmt. Sie bauen jetzt mühselig Hirse und Erdnüsse an.»

Der Zug verlangsamte seine Fahrt und hielt schließlich prustend und schnaubend. Vereinzelt standen Eingeborene herum. Ältere Männer in

Schultermänteln aus Rindshaut, Fellringe um die Knöchel, lange, breite Speere neben sich. Frauen drängten sich dicht an die Wagen. Ihre dicken Korallenketten leuchteten. Eisenringe hatten die Ohrläppchen in lang heruntergezogene Lappen verwandelt. Sie boten Nüsse und Hirsebrod zum Verkauf oder Tausch an.

In Port Florence wurden nach der vierzehntägigen Tour mehrere Ruhetage eingelegt. Robert Koch benutzte sie dazu, sich bei dem Sanitätssergeanten des kleinen Hospitals nach dem Vorkommen der Schlafkrankheit zu erkundigen.

«Zwei Fälle!» meldete der Sergeant. «Früher sind es mehr gewesen. Seitdem der Kommandant Bäume und Büsche in der ganzen Umgebung des Forts hat abholzen lassen, gibt es hier kaum noch Stechmücken. Und keine Kranken.»

Eine Woche danach hielt Koch mit seinen Mitarbeitern, zu denen außer dem Oberarzt Kleine und den Stabsärzten Panse und Kudicke noch sein Schüler Max Beck gehörte, einen «Kriegsrat» ab. Er redete als letzter, faßte die bisherigen Ergebnisse zusammen und bestimmte die weitere Arbeit der Expedition.

«Dr. Kleine und ich konnten uns in der Tat selbst überzeugen, daß in Port Florence, wie auch am Seeufer in der nächsten Umgebung des Ortes, keine *Glossina palpalis* zu sehen war. Als wir uns dann aber am Ufer etwa eine Meile weit hinausrudern ließen nach einem felsigen Vorsprung, auf dem zahlreiche Wasservögel saßen und wo im seichten Wasser viele Ambatschbüsche wuchsen, da trafen wir auf zahlreiche Glossinen. Sie kamen sofort auf das Boot zu geflogen, umschwärmten uns und versuchten zu stechen. Als wir zurückfuhren, hielten wir uns dicht am Ufer, um die Glossinen besser beobachten zu können, und da zeigte sich, daß das Schwärmgebiet der Glossinen bis auf etwa zwanzig Minuten Abstand von Port Florence reichte, nämlich gerade so weit, wie der Busch weggehauen war.

Auch auf unseren Fahrten nach den Inseln, welche in der Muanzabucht liegen, konnten wir bestätigen, was Doktor Feldmann früher schon gefunden hatte, daß nämlich die *Glossina palpalis* auch auf deutschem Gebiet weit verbreitet ist. Auf dem Festland, welches überall Steppecharakter zeigt und eine dürftige Vegetation besitzt, kommt sie allerdings nur an einzelnen Stellen vor, so zum Beispiel an der Moribucht. Aber auf den bewaldeten Inseln ist sie sehr zahlreich vertreten. Selbst auf

den kleinsten Inseln, wenn sie nur mit etwas Busch bestanden sind, fehlt sie nicht.

Von besonderem Interesse für mich ist das Verhalten der Glossinen gerade auf den Inseln. Da die großen Seuchenherde im nördlichen Teil des Sees unter dem Äquator liegen, was die Verminderung der Einwohner von Uganda von 35 000 in kurzer Zeit auf die Hälfte beweist, habe ich mich entschlossen, dorthin zu gehen. Wir werden also mit dem Küstendampfer nach Entebbe, dem Sitz des britischen Gouverneurs, fahren.»

XIX

Die Sonne stand senkrecht über dem Victoriasee. Glatt wie ein Spiegel lag das silbergrau getönte Wasser, kaum bewegt von den frischen Winden, die fast ständig von Osten her wehten.

Ein Ruderboot wurde langsam südwärts gesteuert. Auf der verlängerten Kielplanke schob es eine senkrechte Stange vor sich her, auf der ein Antilopengehörn befestigt war. Das Fahrzeug glich einem riesigen Käfer, der mit erhobenem Fühler schwerfällig vorwärts kriecht. Die schaufelartigen Ruder, die von großen, kräftigen Eingeborenen taktmäßig und wie spielend gehandhabt wurden, vermochten den Bootskörper nur schleppend vorwärts zu treiben. Der Kahn war zu einem guten Teil mit Wasser gefüllt, da die Holzplanken des Bodens und die Seitenwände nur mit Palmenfasern verbunden und nicht dicht waren.

Auf dem Bugplatz saß ein Soldat der deutschen Schutztruppe in Khakiuniform: Feldwebel Sacher. Er war barfuß und hatte die Hosenbeine hochgekrempelt. Von Zeit zu Zeit schimpfte er: «Verdammt, wollt ihr wohl schippen! Ich will nicht absaufen und Bekanntschaft mit den verfluchten Krokodilen machen.»

Die beiden nackten Männer aber, die ständig mit Wassers schöpfen beschäftigt waren, verzogen das Gesicht zu einem breiten Grinsen.

Nach mehr als zwölfstündiger Fahrt näherte sich das Boot jetzt Bumangi, der größten der Seseinseln, die fast ganz von einem undurchdringlichen Urwaldgürtel umgeben war. Die Ruderer lenkten in das seichte Wasser einer kleinen Bucht ein. Der Strand war frei. Mehrere Boote gleicher Bauart lagen im Sand.

Sacher stieg aus. Sofort traten mehrere Eingeborene, die an den Fahrzeugen beschäftigt waren, auf ihn zu. Neugierig, freundlich. Die langen, hellen Gewänder reichten ihnen bis an die Knöchel und hoben ihren hohen Wuchs noch stärker hervor. Die Kinder trugen einen ähnlichen Überwurf. Es waren Waganda, zur Sprachfamilie der Bantu gehörig. Sie hatten keine Waffen. Sacher hatte sich in Entebbe erzählen lassen, daß hier ganz friedliche Menschen wohnten, die keine Kriege führten, sondern höchstens auf Jagd gingen, und daß es wilde Tiere im hiesigen Urwald nicht gäbe.

Die Inselleute verbeugten sich vor dem Fremden. Einer der Männer, dessen ebenmäßiges, untätowiertes Gesicht eher einem Europäer als einem Afrikaner zu gehören schien, sagte: «Ich heiße Uru. Geht es dir schlecht?»

Sacher, der schon zehn Jahre in Ostafrika lebte, hatte gelernt, sich mit den Eingeborenen zu verständigen. Die Bantusprache war ihm nicht ganz unbekannt. Er erwiderte: «Nein!»

Der Waganda ließ ein befriedigtes «Hm, hm» hören und bot dem Deutschen seine Hütte als Unterkunft an.

Sacher wehrte ab. «Ich muß selber ein Haus haben. Mehrere sogar. Führe mich zu euerem Häuptling!»

Er ließ sich seine Schuhe geben, zog sie an und forderte Uru auf, ihn zu begleiten.

Der Weg führte durch eine schmale Schneise. Hier war es dunkel und kühl, denn die von Schlinggewächsen umwundenen Baumriesen bildeten hohe Mauern. Sacher blickte sich um und dachte: Wie in einer tiefen Schlucht. Als der Wald zu Ende war, blieb er, von der Sonne geblendet, stehen. Vor sich sah er große, baumartige Stauden mit meterlangen, breiten Blättern und mächtige Trauben: Bananen. Er wandte sich an Uru: «Zu hungern braucht ihr nicht!»

Der Eingeborene erklärte mit Worten und Gesten: «Das ist unsere große Speisekammer. Sie füllt sich immer wieder von selber. Ohne daß wir etwas dazu tun. Sie wird nie leer, obwohl wir fast nur von Früchten leben. Jede Familie besitzt ihren Hain mit vier- bis fünfhundert Stauden.»

Uru brachte Sacher zu seinem eigenen Bananenwald. Ganz versteckt lag die Hütte.

Sacher musterte eingehend den Rundbau. Sechs eingegrabene Baumstämme bildeten die Eckpfeiler. Die Wände bestanden aus Bam-

busstäben, die mit Zweigen durchflochten waren. Das kegelartige Dach war mit Schilfrohr belegt.

Durch den überdachten Eingang trat Sacher ins Innere. Der einzige Raum war fensterlos. Er wurde nur zum Schlafen benutzt. Als Betten dienten lange Palmblätter und Matten, die ebenso wie die Kleider aus den Zweigen des Feigenbaumes geflochten waren. An der Seite standen mehrere verzierte Tontöpfe mit Brei, einige Kürbisflaschen und leere Körbe.

Uru nahm ein tellergroßes Stück eines Bananenblattes in die hohle Hand, füllte es mit Bananenbrei und reichte es mit einem Holzlöffel dem Gast.

Sacher dankte höflich und kostete. Es schmeckt wie Birnenmus, das daheim die Mutter macht, dachte er, nur nicht so süß. Aber es erfrischt. Er löffelte den Teller leer. Danach wurde ihm noch aus einer der Flaschen eine kleine Schale mit duftendem Schnaps gereicht: Pombe, ein süßliches, berauschendes Getränk aus ausgegorenen reifen Bananen.

Und dann stand Sacher wieder draußen. Das reinste Paradies, wollte er gerade sagen, doch da fiel sein Blick auf eine zusammengekrümmte menschliche Gestalt, die regungslos am Boden lag: ein bis aufs Skelett abgemagerter Mann. Er wußte, was das zu bedeuten hatte, und sah den Waganda an.

Der zuckte mit den Schultern, um seine Hilflosigkeit anzudeuten, und sagte leise: «Vater! Schläft schon über einen Mond lang! Anfangs konnten wir ihn noch wach machen zum Essen und Trinken! Jetzt nicht mehr! Er wird bald tot sein!»

«Sterben viele?» fragte Sacher.

Uru nickte lebhaft, hob die Finger beider Hände und sagte: «In soviel Sommern sind die Bewohner um die Hälfte weniger geworden.»

«Da kann man sich leicht ausrechnen, wann die Insel menschenleer sein wird. Es ist die höchste Zeit, daß etwas geschieht», erwiderte Sacher und fragte: «Haben denn die Engländer, eure Schutzherren, nichts getan oder die französischen Missionare, die Weißen Väter, die auf eurer Insel sogar ein Hospital einrichteten?»

«Ich habe noch keinen Briten hier gesehen. Und die Patres beten, aber das hilft nicht.»

«Das kann ich mir denken.» Sacher klopfte dem Waganda auf die Schulter. «Aber nun zum Häuptling.»

Sie gingen auf schmalen Pfaden zwischen den Pflanzungen weiter. Es waren nur Fußwege, denn Wagen oder Karren gab es hier nicht.

Der Waganda lief ziemlich schnell, der Deutsche mußte weit ausschreiten, um Schritt zu halten. Sacher hatte seinen Tropenhelm in die Hand genommen, denn er spürte die Hitze nicht so stark wie auf dem Festland, weil hier der kühlende Ostwind Linderung brachte.

Nach einer geraumen Zeit gelangten sie auf eine Wiese, auf der Rinder und Ziegen weideten.

«Nanu», sagte Sacher, «wo kommen die denn her?»

«Sie gehören dem Häuptling. Der will haben, was andere nicht haben. Seine Hütte dort ist auch größer als unsere.»

Als sie sich der Behausung näherten, sprang ihnen ein Rudel mittelgroßer, brauner Hunde entgegen, die schwanzwedelnd die Fremden umkreisten. Sacher wunderte sich, daß die Tiere keinen Laut von sich gaben, und wollte den Grund dafür erfahren. Uru verstand ihn jedoch nicht. Sacher machte ihm das Bellen vor, der Neger lachte und schüttelte den Kopf.

Der Häuptling war bereits vom Eintreffen des Fremden durch einen Läufer benachrichtigt worden. Er empfing den Deutschen vor seiner Hütte, im Lehnstuhl sitzend. Hinter ihm standen Diener. Er trug einen weiten arabischen Mantel und eine große, runde Kopfbedeckung. Die Begrüßung erfolgte in derselben Weise wie am Strand. Wieder mußte der Besucher Bananenbrei und Pombe zu sich nehmen. Erst nach längerem Palaver kam er dazu, seinen Auftrag zu erledigen: Es sollte ein geeigneter Platz ausfindig gemacht werden, wo die deutsche Expedition ihr Standlager aufschlagen konnte.

«Was will der deutsche Mann?» fragte der Häuptling, indem er sich würdevoll in den Sessel zurücklehnte.

«Er will eure Inselleute von der Schlafkrankheit befreien.»

«Dann muß er schon ein großer Mediziner sein.»

«Der größte, der jetzt lebt. Er hat schon viele der ganz kleinen Teufel aufgespürt, die schlimme Krankheiten bei Menschen und Tieren verursachen, und Mittel und Wege gefunden, sie unschädlich zu machen. Er bereiste viele Länder. In eurem Afrika ist er zum vierten Mal.»

Der Häuptling richtete sich gerade auf und erwiderte gemessen: «Ich werde alles für den Teufelsjäger tun!» Er erhob sich. Ein Diener reichte ihm einen Stab, in den allerlei Figuren eingeschnitzt waren.

«Komm mit!» forderte der Häuptling Sacher auf. Wieder ging der Weg an Bananenhainen entlang. Der Häuptling redete unentwegt. Vom Frieden auf der Insel, der doch keiner sei, weil der Tod ihn ständig störe. Man könne sich gegen diesen heimtückischen Feind, der nicht in Menschen-, sondern in Teufelsgestalt komme, nicht wehren. Er habe sich schon taufen lassen und den Glauben des fremden Missionars angenommen, weil der von einem Gott der Liebe predige, der das Böse vernichte. Doch auch das habe den teuflischen Tod nicht bannen können.

«Nun hast du mir neue Hoffnungen gemacht», schloß er; «wenn dein Medizinmann uns hilft, werden wir ihn anbeten wie einen Heiligen.»

Sacher hatte nicht alles verstanden, was der Alte sagte, der Sinn der Worte war ihm jedoch klargeworden.

Der Häuptling übergab Sacher ein Gelände nahe am Strand, das frei von Urwald war und einen guten Landeplatz hatte. Dazu zwei verlassene Bananenhaine, worin Wohnhütten errichtet werden konnten.

Der Sanitäter schickte die Bootsmannschaft mit einer Nachricht nach Entebbe zurück. Er selbst blieb als Gast des Häuptlings auf der Insel. Die Sorge für die Verpflegung übernahm er selber. Er ging auf Antilopenjagd. Einige Männer stellten sich bereitwillig als Treiber zur Verfügung. Sie brachten Hunde mit, die Glöckchen am Halsband trugen, um das Wild aufzustöbern. Als sich Jäger und Treiber auf der Fährte eines Tieres dem Strand näherten, hörten sie plötzlich hinter sich ein lautes Gebrüll und sahen, wie ein nackter Mann in langen Sätzen aus einem Bananenhain auf den See zulief. Hinter ihm her rannten mehrere Frauen und halbwüchsige Kinder.

«Was ist denn da los?» fragte Sacher.

«Ein Schlafkranker», wurde ihm erklärt, «dem der Teufel in den Kopf gestiegen ist.»

Die Waganda versuchten den Verrückten aufzuhalten. Auch Sacher beteiligte sich an dieser Jagd. Doch ehe sie an den See kamen, war der Kranke bereits darin verschwunden. Ein entsetzlicher Schrei ertönte. Das Wasser färbte sich rot. Der arme Mensch war von Krokodilen zerrissen worden.

Eine Woche später traf Robert Koch mit Hedwig und den Ärzten mit einem Küstendampfer auf der Insel ein. Sacher führte sie zu ihren Wohnplätzen.

Koch fragte scherzend: «Sie wollen uns wohl in Bienenkörbe stecken?»

«Ja, Herr Geheimrat, Zelte taugen hier nichts. Sie schützen auf die Dauer nicht vor Regen und erst recht nicht vor Hitze.» Sacher zeigte auf eine größere Hütte, stand steif aufgerichtet wie die Spitzen seines Schnurrbarts und sagte mit einem Anflug von Humor: «Und das ist die «Villa» unseres Häuptlings!»

Hedwig lachte und ging hinein. Eine angenehme Kühle strömte ihr aus der geräumigen «Wohnung» entgegen. Sie sah sich um und erkannte nach und nach im Dämmerlicht einen Tisch mit einer Petroleumlampe, zwei Hocker, zwei Feldbetten, ihre Koffer und eine Kiste.

Die Schilfdielung unter ihren Schuhen knisterte, als sie wieder hinaustrat und Sacher fragte: «Und wo ist die Küche?»

«Hier draußen irgendwo. Jede Hütte hat ihren eigenen Koch, der die Insassen nach ihren Wünschen versorgt. Übrigens hat uns Konsul Schultze aus Entebbe noch Moskitonetze mitgeschickt, die wir vor die Eingänge hängen werden.»

Die Waganda waren dabei, zwei Zelte aufzuschlagen, die als Untersuchungsraum und Laboratorium dienen sollten.

Robert Koch schaute eine Weile den geschickten und flinken Hantierungen der muskulösen Naturmenschen zu, die während der Arbeit fröhlich lachten und schwatzten. Auf einmal stutzte er. Bei einem der Männer war ihm etwas aufgefallen. Er winkte den Betreffenden heran und befühlte dessen Nacken. Die Drüsen waren angeschwollen. Koch wies Sacher, der hinzugetreten war, darauf hin.

«Sehen Sie! So fängt es an. Das sind die ersten Anzeichen der Schlafkrankheit. Ich will doch lieber gleich die Blutprobe machen.»

Er holte Skalpell und Reagenzgläschen aus der Tasche, reichte dem Sanitäter das Röhrchen und sagte: «Halten Sie es, während ich den winzigen Schnitt mache.»

Als er aber den Ohrzipfel des Waganda anfaßte und das kleine Operationsmesser hob, riß der Mann sich los und lief laut brüllend davon. Die andern Männer, die noch arbeiteten, folgten ihm fluchtartig.

Erst nach einiger Zeit und längerem Reden gelang es Sacher, die Männer wieder zur Arbeit zu bewegen. Als er sie fragte, warum sie fortgelaufen seien, sagten sie ganz verängstigt: «Weißer Medizinmann Ohren abschneiden!»

Was es damit auf sich hatte, erfuhr er schon am nächsten Morgen. Da

erschien, geführt von einem Jungen, ein alter blinder Bettler, dem beide Ohren fehlten. Seine Füße waren mit Lumpen umwickelt. Er konnte sich nur mühsam am Stock fortbewegen.

Koch stellte Geschwüre fest, die durch Erdflöhe hervorgerufen worden waren. Sacher mußte die Wunden auswaschen und verbinden. Dabei fragte er den Kranken nach dem Grund seiner Verstümmelung. Er konnte zwar nicht alles verstehen, was der Waganda ihm erzählte, aber er reimte sich folgendes zusammen:

Der Mann hatte in jungen Jahren im Gefolge des Sultans Dienst getan, zu der Zeit, als noch die Araber das Land beherrschten. Als er den auf den Inseln geernteten Kaffee zum Festland brachte, gefiel ihm die Pracht am Hof, und er blieb dort. Weil er ein starker Bursche war, teilte man ihn der Leibwache zu, die auch den Dienst vor dem Harem versehen mußte. Darin wurden die zwanzig Frauen des Sultans unter strenger Bewachung gehalten. In einer Nacht, als er auf Posten stand, wurde er aus einem vergitterten Fenster leise angerufen. Es war die feine Stimme eines Mädchens. Sie flehte ihn an, ihr zu helfen. Man habe sie von ihren Eltern geraubt und dorthin gebracht. Sie halte das Leben in der Gefangenschaft nicht aus, denn sie stamme von der Insel im Njansa. Ihn dauerte das Kind, und er versprach, sie zu retten. Das Gespräch aber, so leise es auch geführt wurde, hörte einer der Aufseher. Der verriet es, und der Sultan ließ dem Waganda die Augen ausdrücken, die Ohren abschneiden und ihn dann fortjagen. Nach langem Umherirren fand er endlich einen Fischer, der ihn in die Heimat zurückbrachte. Seitdem lebt er von den Wohltaten anderer Menschen.

Da sich kein Waganda wieder in die Nähe der großen Zelte wagte, beauftragte Sacher zwei der schwarzen Köche, eine Tragbahre zu nehmen, und ging mit ihnen auf Krankensuche. Sie fanden bald einen Mann, der schon so abgemagert war, daß er nicht mehr laufen konnte. Er wurde auf die Trage gehoben und ins Lager gebracht. Die Ehefrau und alle Verwandten folgten besorgt und neugierig.

Dr. Kleine entnahm Blut aus dem Ohrläppchen des Schwerkranken, und die Ehefrau, die zitternd dabeistand, befühlte sogleich das Ohr ihres Mannes und atmete sichtlich erleichtert auf, als sie feststellte, daß noch alles in Ordnung war.

Sacher überredete sie, dasselbe mit sich machen zu lassen. Nach einigem Sträuben ließ sie es auch geschehen. Danach lief sie aufgeregt zu

den andern, die in einiger Entfernung stehengeblieben waren, und zeigte ihnen stolz ihr Ohr. Damit war der Bann gebrochen. Es sprach sich schnell herum, daß die Medizinmänner keinem ein Leid antun würden, sondern nur den Krankenteufel austreiben wollten. Und da kamen die Kranken. Allein, geführt oder auf Tragen, die aus Stangen mit darübergelegten Zweigen gefertigt waren. Manche hatte man sogar an den Händen gefesselt, oder man hatte ihre Köpfe in schwere Holzgabeln gezwängt. Denn die Bazillen, die die Schlafkrankheit auslösten, lähmten nicht nur den gesamten Organismus, sie drangen auch ins Gehirn, so daß ein Teil der Kranken tobsüchtig wurde, Menschen anfiel, Hütten anzündete oder ins Wasser zu den Krokodilen rannte.

Um Ordnung unter den sich herandrängenden Kranken zu schaffen, ließ Sacher einen Schuppen bauen, Tische und Bänke und kleine, handtellergroße Holzbrettchen zimmern, an denen eine Hanfschnur befestigt wurde. Auf die so entstandenen Schilder malte er Zahlen und händigte sie den Kranken aus, die auf diese Weise registriert wurden.

Die Waganda freuten sich über den seltenen «Schmuck» wie Kinder, hängten ihn um den Hals oder an den Unterarm und stolzierten zur Untersuchung. Als die andern das sahen, wollten sie ebenfalls dies kleine Holzgeschenk haben und kamen in Scharen gelaufen. Sie standen vor den Zelten herum und nahmen den Ärzten, die an den Tischen vor ihren Mikroskopen arbeiteten, das Licht weg. Auch die gesunden Inselbewohner warteten den ganzen Tag hindurch und begafften das für sie so geheimnisvolle Geschehen.

Viele Kinder waren dabei; sie brachten sich ihr Mittagessen mit, um nicht nach Hause gehen zu müssen: ein Stück Zuckerrohr und einige Bananen.

Sacher hatte sie schon öfter fortgejagt. Sie kamen aber immer wieder. Nun ging er zu Koch und beklagte sich. «Herr Geheimrat, wir müssen etwas gegen diese Neugierigen unternehmen.»

Koch in seiner Gutmütigkeit beschwichtigte ihn jedoch und erwiderte: «Lassen Sie den Eingeborenen und ihren Kindern das Vergnügen. Es ist für sie ebenso unterhaltend wie für Europäer der Besuch eines zoologischen Gartens.»

Als der Andrang immer größer wurde, ließ Sacher den Lagerplatz einzäunen. Es mußte auch an Unterkunft und Verpflegung der von weit her Gekommenen gedacht werden. Der Häuptling sorgte für Bananen.

Hütten und Schuppen wurden gebaut. Die Ärzte hatten in ihrem Krankendorf unentwegt zu tun. Galt es doch nicht nur, die Blutuntersuchungen vorzunehmen, sondern auch ein Heilmittel ausfindig zu machen. Es wurden die verschiedenartigsten Medikamente ausprobiert. Nach Monaten stellte sich heraus, daß Atoxyl, ein organisches Arsenpräparat, am sichersten wirkte.

Nur der Sonntag war für die Ärzte ein Ruhetag. Da gingen die zum größten Teil getauften Insulaner zur Kirche.

«Morgen werden wir einmal die Missionsstation besuchen.»

Hedwig freute sich sehr auf die Bootsfahrt. So ließen sie und Robert sich in Begleitung von Regierungsrat Beck auf die nördliche Spitze der langgestreckten Insel rudern.

Der Vorsteher, der lange, hagere Pater Lesbos, empfing die Besucher schon am Strand. Die Siedlung bestand aus schilfgedeckten, festen Holzhäusern: das Missionsgebäude mit dem Katechetensaal, die Kirche und – was Robert Koch am meisten interessierte – das kleine Hospital. Dorthin ließ er sich nach einem Imbiß führen.

Das verhältnismäßig gut eingerichtete Untersuchungszimmer und der luftige Krankensaal waren leer. Pater Lesbos sagte lächelnd: «Seitdem der Teufelsjäger hier ist, laufen alle Kranken dorthin!» und verbeugte sich vor Koch.

Dr. Beck öffnete einen der Medizinschränke. «Eigentlich recht schade!» murmelte er. Dann wandte er sich in fließendem Französisch an den Pater. «Haben Sie einen Arzt?»

«Einen Laienbruder, der in seiner Heimat als Heilgehilfe tätig war.»

Kochs Entschluß stand schon fest. Er sah Beck an. «Wie wär's, Kollege, wenn Sie hierher übersiedelten und unsere schweren Fälle übernähmen?» Er hatte es deutsch gesagt und fügte hinzu: «Bitten Sie den Pater um sein Einverständnis.»

Lesbos willigte freudig ein.

Koch dachte gleich weiter. «Wenn Sie hier mit dem französischen Helfer allein sind, Kollege, können Sie auch Obduktionen durchführen, die in unserem Lager unmöglich sind.»

An den Pater gewandt, fragte Robert Koch: «Warum haben eigentlich die Eingeborenen eine so heillose Scheu vor dem Sezieren?»

Lesbos erklärte: «Dies Vorurteil hängt mit der Furcht vor dem Kannibalismus zusammen.»

«Aber was hat der damit zu tun?»

«Das Zerschneiden eines Toten bringen die einfachen, noch in uralten Anschauungen befangenen Menschen mit dem Auffressen in Verbindung. Es soll auf der Insel Ungeheuer geben, die Leichen ausgraben und davon essen, in dem Glauben, dadurch zauberhafte Kräfte zu bekommen und sich in wilde Tiere verwandeln zu können. Ich habe zwar einen solchen Werwolf noch nicht zu Gesicht bekommen. Aber er lebt jedenfalls in der Phantasie der Insulaner.»

Auf dem Rückweg ließ Robert Koch das Boot so dicht wie nur möglich am schilfigen, mit Urwald bewachsenen Ufer entlangrudern. Das Fernglas vor den Augen, beobachtete er das Strauchwerk.

Plötzlich packte Hedwig ihren Mann am Arm und wies mit der anderen Hand nach einer kleinen, sandigen Lichtung. «Ein Krokodil!» rief sie.

Koch gab dem Mann einen Wink, das Boot zu stoppen, und richtete sein Glas auf das ruhende Tier. Auf dessen Rücken wimmelte es von Glossinen. Koch schüttelte unmerklich den Kopf und dachte: Was ist damit? Die Viecher können doch unmöglich durch die dicke Hornhaut stechen. Er drehte an dem Okular und suchte weiter. Da bemerkte er, daß die schwarzen Haufen zwischen den Schuppen am dichtesten waren, daß die Fliegen also offensichtlich an den ungeschützten Stellen des Rückens ihre Nahrung entnahmen.

Beck, dem Koch das Glas reichte, bestätigte es. «Das Krokodil könnte der von uns lang gesuchte Zwischenwirt sein, da doch alle unsere bisherigen Versuche an Rindern, Schafen, Ziegen, Hunden, Antilopen, Kormoranen, Reiher, Eisvögeln, Nilgänsen und was weiß ich erfolglos geblieben sind.»

Koch nickte. Später erzählte er Kleine von seiner Entdeckung. «Jetzt müssen wir unbedingt feststellen, ob das Blut der Krokodile ebenfalls verseucht ist.»

«Dazu müßten wir ein Tier erlegen, Herr Geheimrat. Doch Sie wissen, wie schwierig das ist. Die Eingeborenen sind dazu überhaupt nicht in der Lage.»

«So gehen wir beide auf Jagd, Kleine.»

Am nächsten Morgen schon machten sie sich auf, begleitet von einigen Inselbewohnern mit Bastkörben. Nach längerem Suchen stöberten die Waganda einen Krokodilpfad auf, der vom Wasser ein Stück auf den Strand hinausführte. Dort pflegte das Muttertier seine Eier zu legen, Sand

darüber zu scharren und von der Sonne ausbrüten zu lassen. Die Eingeborenen bedeuteten den Deutschen, die Gewehre schußbereit zu machen, und deuteten mit ängstlichen Gebärden auf den See. Es dauerte auch nicht lange, da rauschte es im Wasser. Das Krokodil tauchte auf, um sein Nest zu verteidigen.

Koch hob die Büchse und tötete das Tier durch einen Kopfschuß. Die Eingeborenen zogen die Beute auf das Land, und die Ärzte machten sich gleich daran, den Kadaver zu öffnen und Blutproben zu entnehmen, während die Waganda die gänseeigroßen Krokodileier in die Körbe sammelten.

Das Untersuchungsergebnis bestätigte Robert Kochs Annahme: Im Krokodilblut wimmelte es von Bazillen!

Die Eier wurden im Lager wieder in Sand gelegt. Die jungen Krokodile wurden dann später zusammen mit Glossinen in Gazekäfige gesteckt. Es konnte genau beobachtet werden, daß sich die Insekten vom Blut der Reptilien nährten.

Den Federhalter in der Hand, niedergebeugt auf das Heft, unter der kleinen Lampe saß Robert Koch am runden Tisch und schrieb. Durch das Netz an der Tür strich leicht die Kühle der Nacht. Die beiden Graupapageien auf der Stange hatten die Köpfe unter die Federn gesteckt. Ami, das braune, stimmlose Sesehündchen, lag zusammengerollt auf einer geflochtenen Bastmatte. Nur Hedwig wälzte sich auf ihrem Lager. Koch hörte es, legte die Feder auf die längliche Schale, ging zu seiner Frau und setzte sich neben sie auf das schmale Bettgestell.

«Fehlt dir etwas, Liebes?»

«Ich kann nicht schlafen», klagte Hedwig.

Robert faßte ihr Handgelenk. Der Puls war beschleunigt. «Du hast deinem zarten Körper zuviel zugemutet. Das Klima macht dir zu schaffen. Das Leben in der Hitze, der Feuchtigkeit, die ständige Bedrohung durch die höllischen Quälgeister, die Fliegen. Du findest oft nicht einmal mehr die Kraft, deinen geliebten Zeichenstift zu halten.»

Hedwig versuchte zu lächeln. «Du übertreibst, Lieber.»

«Nein, nein, ich habe es wohl bemerkt, wenn du es auch zu verbergen suchtest. Es war für mich die sicherste Diagnose. Du weißt, wie sehr ich mich daran gewöhnt habe, daß du bei mir sitzt, wenn ich arbeite. Ich kann dir dabei erzählen, um was es geht, und du antwortest auch auf meine Selbstgespräche. Du verstehst es, wenn ich immer und immer wieder

dasselbe Experiment wiederhole. Und wie oft hast du abgezeichnet, was wir unterm Mikroskop sahen, oder nachts aufgeschrieben, was ich dir diktierte.» Robert streichelte Hedwigs Hand: «Es würde schwer sein, in den Tagen und Nächten, die ich noch hier verbringen muß, ohne dich auszukommen. Doch deine Gesundheit ist mir wertvoller. Sacher muß dich nach Port Florence bringen und . . .»

Hedwig richtete sich mit einem Ruck auf und erklärte energisch: «Nein! Ich bleibe! Die kleine Schwäche geht vorüber! Du hast eben gesagt, wie nötig du mich brauchst. Ich will nicht wieder, auch nur für einen Tag, ohne dich sein!»

Robert versuchte sie zu unterbrechen. Aber die junge Frau fuhr unbeirrt fort: «Ein ganzes Jahr habe ich es hier ausgehalten. Die paar Monate werden auch noch vergehen.»

Am andern Morgen rappelte sich Hedwig wieder auf. Da bemerkte sie, daß Robert hinkte.

«Was ist?» fragte sie besorgt.

Mit einem «Nichts!» versuchte der Mann sie abzulenken.

Doch dann wurde das Bein dicker. «Eine Entzündung der Lymphgefäße», mußte Dr. Koch schließlich feststellen. «Ein Sandflohstich. Ich habe wohl nicht darauf geachtet.»

«Und was verordnet der Herr Professor?» versuchte Hedwig zu spaßen, und sie bestimmte: «Bettruhe natürlich! Also hinlegen! Sage mir, was ich als Krankenschwester für dich tun kann.»

Resolut packte sie zu, half Robert beim Entkleiden und bettete das Bein hoch. «Und da wolltest du mich fortschicken. Aber jetzt bin ich gesund!»

Doch ganz so gut, wie sie Robert glauben machen wollte, ging es ihr nicht. Sie war recht froh, daß sie stundenlang unter dem kühlenden Dach, auf das oft der Regen niederrauschte, neben ihrem Mann sitzen oder sich auf ihrem Lager ausstrecken konnte. Da an Lesen nicht zu denken war, kraulte sie dem Hündchen die Kehle und trieb mit den Papageien Sprachstudien. Fast fünf Wochen ging das so, bis Dr. Feldmann in der Hütte stand. Einer der Graupapageien rief ihm entgegen: «Rrobbert gut!»

Feldmann begrüßte die Eheleute lachend. «Nanu, halten Sie mitten am Tag Dämmerstunde?» Als er dann erfahren hatte, was geschehen war, meinte er enttäuscht: «Sehr schade, ich wollte Sie bitten, mit mir nach Kisiba zu kommen. Denn da sieht's böse aus.»

Koch richtete sich auf. «Rücken Sie sich den Schemel heran, Kollege! Sie meldeten doch diese Gegend glossinenfrei.»

«Ist sie auch heute noch. Aber in der letzten Zeit sind viele Eingeborene, die sich monate-, ja jahrelang als Arbeiter in Uganda aufhielten, zurückgekommen. Krank.»

Koch sah den Stabsarzt forschend an. «Dann würde sich also dort die wahrscheinlich einzigartige Gelegenheit bieten, an einer verhältnismäßig großen Zahl von Kranken zu beobachten, was aus der Schlafkrankheit wird, wenn zwar fast alle übrigen blutsaugenden Insekten Afrikas vorhanden sind und als Überträger der Trypanosomen dienen können, aber die *Glossina palpalis* fehlt.»

Koch machte eine längere Pause, er überlegte krampfhaft, und dann bat er Hedwig mit erhobener Stimme: «Bitte, reiche uns die Zigarrenkiste!»

Hedwig sprang auf. Sie wußte jetzt, daß ihr Mann, der in den Wochen des Krankseins nicht geraucht hatte, wieder genesen war.

Als die Zigarren brannten, redete Koch weiter: «Ferner könnte an einem solchen Ort, wo eine Re-Infektion ausgeschlossen ist, entschieden werden, inwieweit eine vollständige Heilung mit Atoxyl zu erreichen ist. Ich — oder besser», er blinzelte Hedwig zu, «wir — kommen mit!»

Feldmann, der seinerzeit von Port Florence nach Bukoba zurückkehren mußte, verhehlte Hedwig gegenüber seine Freude nicht, nochmals, wenigstens für Tage, mit ihr zusammen sein zu können.

«Ich fahre nämlich in Urlaub und wollte mich von Ihnen verabschieden.»

«Das brauchen Sie nicht!» Koch ergriff die zufällige Gelegenheit, Hedwig ein paar Wochen in Erholung zu schicken. «Nehmen Sie meine Frau bis nach Italien mit!»

Hedwig schwieg. Die Gesellschaft Feldmanns war ihr lieber als die Sachers.

Da redete Robert schon auf sie ein. «Ich möchte dir gern die Lagerauflösung und den Umweg über Entebbe ersparen. Ich schlage vor, Kollege Feldmann holt dich von Kisiba ab.»

Über das Gesicht des Stabsarztes huschte ein Freudenschimmer, der durch seine zustimmende Verbeugung verborgen blieb.

Teils um den armen Kranken soviel als möglich zu helfen, teils um die wissenschaftlich interessanten, aber auch praktisch sehr wichtigen Fragen

zu lösen, ließ Koch in Kisiba ein Lager errichten, in dem die Kranken beobachtet und behandelt werden konnten. Die Leitung übertrug er dem Oberarzt Kudicke.

Bevor Robert Koch nach Bumangi zurückkehrte, besichtigte er noch die kürzlich bei dem Ort Kisiba aufgefundenen Felszeichnungen. Merkwürdige, runenartige Zeichen waren in den Grotten des Schieferfelsens auf weißen Quarzadern mit roter Farbe aufgemalt. Sie bestanden aus Strichen, die unten drei- bis fünffach aufgespalten waren und nach oben in einer Gabel, einem Pfeil oder in einem Malzeichen endigten, und aus Kreisen mit zahlreichen Punkten. Ob es sich um alte Schriftzeichen oder um sehr stark stilisierte Tierdarstellungen handelte, wußte niemand. Auch den Eingeborenen war der Ursprung unbekannt.

Eines Abends landete Sacher mit Proviant aus Entebbe auf der Insel. Koch nahm seine Meldung im Zelt entgegen und trat dann mit hinaus. Die fünfzig kräftigen Ruderer standen schwatzend herum.

«Wir hatten eine schnelle Fahrt», berichtete der Feldwebel, «die Burschen haben ununterbrochen gerudert. Zwölf und eine halbe Stunde lang. Das würde kein Europäer fertigbringen. Dazu noch, ohne etwas zu sich zu nehmen. Sehen Sie nur, Herr Geheimrat, wie vergnügt sie sind und wie wohl sie sich fühlen. Dabei gucken sie sich noch gar nicht nach ihrem Bananenbrei um, der schon für sie bereitsteht.»

«Der Schein wird leider auch hier trügen, Sacher», erwiderte Koch ernst. «Aber Sie haben mich auf einen Gedanken gebracht. Ich werde diese Männer gleich morgen früh untersuchen und Blutproben entnehmen.»

Das Ergebnis war erschreckend. Trotz der augenblicklichen körperlichen Leistungsfähigkeit war nicht einer der Männer gesund. Bei einem Dutzend zeigten sich bereits die vergrößerten Lymphdrüsen der Schlafkrankheit. Andere hatten entweder Trypanosomen oder Malaria- und andere Parasiten im Blut.

«Wir haben nun die beabsichtigte Aufgabe der Expedition gelöst», erklärte Koch bei einer Besprechung mit Beck und Kleine. «Unsere Forschungen ergaben so viel brauchbares Material, daß wir in der Tat den Kampf gegen die Seuche mit Aussicht auf Erfolg aufnehmen können.»

Vor seiner Abreise verabschiedete sich Robert Koch von Pater Lesbos. «Ich danke Ihnen für Ihre Unterstützung! Doktor Beck sagte mir, daß sich Ihr Heilgehilfe gut eingearbeitet hat. Ich überlasse Ihnen den Rest

meines Atoxyls. Das hilft zwar nicht absolut. Ich hoffe jedoch, bald ein noch wirksameres Mittel zu finden. Denn eine Radikalkur, das Abholzen des Buschwerkes und die Ausrottung der Krokodile, ist leider unmöglich, doch in der Umgebung von Wohngebieten noch immer ratsam.»

Der Pater nickte. Mit der Hand wies er auf den Strand. «Doktor Beck hat, wie Sie sehen, schon damit begonnen. Wir werden die Arbeit fortsetzen — in jeder Hinsicht. Und wenn einer zu danken hat, so sind wir »weißen Brüder« es ganz besonders.» Lesbos hob den Arm, malte mit der Hand ein Kreuz in die Luft, segnete Koch und wünschte: «Gott schenke Ihnen ein langes, für die Menschen heilbringendes Wirken, Herr Geheimrat!»

Gemeinsam mit Beck und Kleine erstattete Robert Koch den »Bericht über die Tätigkeit der zur Erforschung der Schlafkrankheit im Jahre 1906/07 nach Ostafrika entsandten Kommission«, der in den »Arbeiten aus dem Kaiserlichen Gesundheitsamt« in Berlin erschien.

XX

«Nach anderthalb Jahren Fernseins ist es in Berlin wieder wunderschön!» sagte Hedwig, als sie Gertrud Pfuhl durch den Diener einen Papageien überreichen ließ. «Du bist inzwischen ja zur Frau »Generaloberarzt« aufgerückt. Ich gratuliere! Robert werden jetzt auch wieder eine Menge Ehrungen bevorstehen. Aber ihm liegt wenig daran, mitunter macht er sich sogar darüber lustig.»

Gertrud neckte den Papagei, der zuerst ungerührt auf der Stange seines Bauers saß, dann aber »Trrudel!« schnarrte.

Gertrud lachte hellauf. «Ich danke dir, Hedwig!»

Für Sekunden hielt sie Hedwig an den Schultern fest.

Seitdem sich die beiden Frauen kannten, bestand zwischen ihnen ein vertrautes Verhältnis. Im Laufe der Jahre war es immer herzlicher geworden. Gertrud sah, wie Hedwig sich ihrem Vater anpaßte, ihm half und ihn betreute und wie er durch sie wieder auflebte und sich stets in einer heiteren, ausgeglichenen Gemütsverfassung befand. Sie hatte nie daran gezweifelt, daß Hedwig dem älteren Mann eine wirkliche Lebenskameradin sein könnte. Es war ihr nicht in den Sinn gekommen, die Stiefmutter

als Eindringling in die Familie zu betrachten, auf sie eifersüchtig zu sein, sie zu meiden oder sogar zu hassen. Sie hatte nur den Wunsch, den Vater glücklich zu wissen. Ihre Liebe zu ihm übertrug sich auch auf Hedwig, die ihr mit offenen Armen entgegenkam.

Wieder feierte die Berliner Ärzteschaft ihren Meister. In der Krolloper hatten sich am 11. Februar 1908 Größen der Wissenschaft versammelt.

Von stürmischem Beifall empfangen, betrat Robert Koch den Saal. Es war für ihn ein ergreifender Augenblick, als sein alter Schüler und Freund Georg Gaffky ihm eine Bronzemedaille überreichte, die auf der Vorderseite Kochs Bildnis, auf der Rückseite die Worte trug:

*Aus der Welt im Kleinen schufst Du Deine Größe und erobertest den Erdkreis,
der dankerfüllt Dir den unverwelklichen Kranz der Unsterblichkeit reicht.*

Zum 25. Jahrestag der Entdeckung des Tuberkelbazillus hatte der Herausgeber der «Deutschen Medizinischen Wochenschrift», Professor Schwalbe, zur Gründung einer «Robert-Koch-Stiftung zur Bekämpfung der Tuberkulose» aufgerufen. Durch sie sollte «dem genialen Meister der Bakteriologie ein dauerndes Zeichen der Anerkennung für seine hervorragenden Arbeiten geweiht werden». Die Stiftung sollte der Förderung wissenschaftlicher Arbeiten und praktischer Bestrebungen zur Bekämpfung der Tuberkulose dienen.

Robert Koch erlebte eine ganz besondere Freude, als ihm gemeldet wurde, das Vermögen der Stiftung habe die Millionengrenze überschritten. Er brachte nun wieder die Tage in seinem Arbeitszimmer oder im Laboratorium des Institutes zu. Die Erforschung der Tuberkulose fesselte ihn neben der des Typhus und der Cholera ganz besonders stark. Er kontrollierte die Durchführung der gesetzlichen Maßnahmen, las Berichte, machte neue Verhütungsvorschläge, beteiligte sich an bakteriologischen Tierexperimenten und serologischen Untersuchungen, stellte neue Tuberkulinpräparate her und beobachtete deren Wirkung in den Krankenabteilungen.

Die «heilige Unruhe» trieb Robert Koch wieder in die Ferne. Zuvor hatte er an seinen japanischen Freund Kitasato geschrieben: «Seit zehn Jahren gehe ich mit dem Plan um, Japan zu besuchen, aber immer wieder wurde ich durch Expeditionen daran gehindert. Jetzt endlich soll mein Wunsch in Erfüllung gehen. Wir werden von San Franzisko zunächst zu

den Sandwich-Inseln fahren, dort zwei Wochen bleiben und dann mit dem Schiff «Siberia» der Pacific Mail am 1. Juni von Honolulu abreisen. Nach dem Fahrplan sollen wir am 12. Juli in Jokohama ankommen.»

Auch in Honolulu auf der Sandwich-Insel Oahu fanden die Reisenden eine Stadt amerikanischen Gepräges. Doch die breiten, von Palmen, Mimosen und Akazien eingefassten Straßen, das luftige, komfortable Hotel mit der Aussicht auf die am Horizont von Bergen umrahmten Ananas- und Kaffeefelder, Bananenwälder und das helle, blauleuchtende Meer behagten den Eheleuten mehr als das primitive Leben in der Prärie. Hedwigs Erinnerung an Tom, ihren Braunen, und an die aufregenden Ritte durch die schier endlose Grassteppe verblaßten sehr schnell vor dem herrlichen, sonnigen Strand. Beruhigend und erholsam waren diese Tage. Beide fühlten sich sehr glücklich.

Mit der Ruhe war es zu Ende, als der Pacific-Mail-Dampfer pünktlich durch die enge Einfahrt zwischen den weit ausholenden Wellenbrechern in den Hafen von Jokohama einlief. Kaum war die Gangway herausgeschoben worden, stand auch schon Professor Kitasato auf dem Schiff und hieß Robert Koch und seine Frau herzlich willkommen. Als die drei das Land betraten, stiegen Raketen zischend zum Himmel auf und entfalteten im Niederfallen Fahnen in den Farben des Deutschen Reiches.

Deputationen medizinischer Vereinigungen begrüßten Koch und brachten ihm begeisterte Ovationen dar. Nach einem Frühstück im Klub des Jokohama-Medizinalvereins reisten Robert und Hedwig Koch mit Kitasato nach Tokio weiter, wo ein feierlicher Empfang stattfand, zu dem mehr als tausend Menschen erschienen waren, unter ihnen der Premierminister und der Unterrichtsminister.

Als Robert Koch, geleitet von dem Generalstabsarzt der japanischen Armee, Baron Ishiguro, das mit Blumen, Grün und deutschen sowie japanischen Fahnen geschmückte Podium betrat, erwartete ihn die Versammlung stehend. Lautlose Stille herrschte, als er Platz nahm. Er blickte in Hunderte von erwartungsvollen Gesichtern.

In besonders herzlicher Weise wurde er von dem Präsidenten der Medizinischen Gesellschaft in Tokio begrüßt.

«Am heutigen Tage heißen die medizinischen und biologischen Vereine Japans Eure Exzellenz in diesen Räumen willkommen, den unermüdlichen und erfolgreichen Forscher, den Wohltäter der Menschheit, den seltensten Gast, den Japan je gesehen hat...

Die verheerende und mörderische Cholera griffen Sie in ihrem Hauptlager an und kehrten mit gefangener Beute zurück, siegreicher als der große Alexander aus Indien. Den heimtückischen Tuberkelbazillus holten Sie aus seinem jahrhundertlangen Schlupfwinkel hervor, und aus dem eigenen Leibe dieses Menschenfeindes lehrten Sie uns nützliche und heilsame Substanzen gewinnen. Selbst im dunklen Afrika haben Sie der Forschung neue Wege gebahnt, und Fliegen, Zecken und Mücken, Antilopen, Büffel und Krokodile mußten vor dem Gericht der Wissenschaft ihre sündhaften Rollen bei der Entstehung mysteriöser Krankheiten gestehen.

Aus dem Zentrum und dem Hauptquartier all dieser Forschungen, aus dem großen Feuerherd in Berlin sind auch manche Funken nach dem Fernen Osten getragen worden, die hier wieder zu voller Leuchte aufflammten und nun ihre wohltuende Wärme verbreiten zum Glück und Heil unseres Vaterlandes.»

Die Begrüßungsfestlichkeiten rissen nicht ab.

«Wird es dir auch nicht zuviel, Lieber?» fragte Hedwig eines Abends.

Doch Robert schüttelte den Kopf. «Ich fühle mich sehr wohl hier im Lande der aufgehenden Sonne.»

«Dann werde ich mich fertigmachen zum Bankett, das uns der Adelsklub gibt. Eine Ehrung für dich, Robert, die nur hier in Japan möglich ist.»

Am folgenden Nachmittag führte der Direktor Kitasato das Ehepaar Koch durch sein Institut für Infektionskrankheiten. Anschließend fand im Kasino ein Essen statt. An einen Trinkspruch Kitasatos anknüpfend, gab Koch einen launigen Rückblick auf die Anfänge seiner bakteriologischen Arbeiten in Berlin, verwies auf seine Schüler, besonders auf Kitasato, und sagte weiter:

«Die Forschungen nahmen einen stets wachsenden Umfang an, und das Studium der Bakteriologie dehnte sich über alle Weltteile aus. Heute nun sind meine Schüler und die Schüler meiner Schüler über die ganze Welt verteilt, daß ich in meinen alten Tagen hier im Fernen Osten die Söhne und Enkel der von mir gepflegten Wissenschaft begrüßen kann. Bei Ihnen in Japan allein gibt es schon beinahe zweitausend meiner Nachkommen, die auf dem Gebiete der Bakteriologie tätig sind. Ich muß in hohem Grade dafür dankbar sein, daß es mir vergönnt ist, ein derartiges Gedeihen noch mit eigenen Augen gesehen zu haben. Und nun fordere

ich euch auf, meine Söhne der Wissenschaft, euer Glas zu erheben. Erhebt es und trinkt auf das Gedeihen der Wissenschaft, die wir hier vertreten.»

Robert Koch stand weiter im Mittelpunkt des Tokioer Lebens. Die Universität gab ihm ein Fest im Botanischen Garten, die Akademie der Wissenschaften feierte ihn im Konzertsaal im Uyenopark, und der Tenno empfing ihn in einer Audienz und überreichte ihm eine Silbervase mit Kirschblütenzweigen und dem kaiserlichen Wappen.

Endlich konnten Robert und Hedwig die Reise ins Innere Japans antreten. Kitasato und sein Assistent Miyajima begleiteten sie. Ihr erster Besuch galt der ehemaligen Residenzstadt Kyoto mit den kaiserlichen Palästen, den zweitausend Shintotempeln und den zum Teil schon zerfallenen buddhistischen Tempeln.

Hedwig holte wieder das Skizzenbuch hervor, und Dr. Miyajima, der ebenfalls in Berlin studiert hatte, schaute mit Bewunderung zu, als ihre geschickten Finger die fünfundzwanzig Meter hohe vergoldete Buddhastatue vom Tempel des Daibutsu mit wenigen Bleistiftstrichen auf das Papier zauberten.

In Nara wanderten die Besucher durch den Tempelpark des Horiuji, an massigen kryptomeren Gesteinsbildungen, den grasenden, heiligen Hirschen vorüber zu dem Tempel mit den ältesten Denkmälern der japanischen Kunst.

Als Robert Koch hier auf die Figur des Yakushi, des japanischen Äskulap, aufmerksam gemacht wurde, wollte er von dem sie begleitenden Priester Näheres darüber wissen. Der aber antwortete mit einem langen Blick auf den Meister der Medizin: «Das ist der Yakushi der Vergangenheit aus Indien. Wir aber haben augenblicklich die Ehre, den Yakushi der Gegenwart aus Deutschland vor uns zu sehen!»

Das Gesicht des Priesters glich bei diesen Worten dem Antlitz einer jener hier im Museum aufgestellten steinernen lächelnden Buddhastatuen.

Robert Koch war so ergriffen, daß er Sekunden hindurch schweigend stand. Als er wieder aufblickte, war der Priester verschwunden.

«Ich kann es nur zu dir sagen», bekannte er Hedwig, «diese Huldigung am Yakushibildnis war die eindringlichste, die mir Japan entgegenbringen konnte.»

Gemeinsam mit den japanischen Freunden ließen Koch und Hedwig sich in bequemen Gondeln den Nagarafluß hinaufrudern, um den Fi-

schern beim Forellenfang mit abgerichteten Kormoranen zuzusehen. Ebenso befuhren sie den von grünen Wiesen, dunklen Wäldern, rauchenden Bergkratern eingefassten Biwasee und bewunderten die prunkvollen Schlösser der Daimio, der ehemaligen Territorialfürsten.

Die beiden Japaner taten alles, um den Gästen die Schönheiten und Eigenarten ihres Landes vor Augen zu führen. Sie wären gern noch weiter mit ihnen gereist, aber am Abend nach diesem Ausflug wurde Koch vom Portier des Hotels in Kyoto ein Telegramm übergeben. Er öffnete es, las es und reichte es Hedwig.

«... 25. September... Internationaler Tuberkulosekongreß... Washington... bitten Führung der deutschen Delegation zu übernehmen...»

Die junge Frau runzelte die Stirn. «Also aus mit unserer Chinareise!» Hedwig war verärgert, weil sie wußte, daß sich Robert auf China sehr gefreut hatte. «Du bist und bleibst eben auch als Exzellenz der Angestellte deines Ministeriums!»

Robert begütigte sie. «Laß nur, Liebes, wir holen alles nach!»

Die Abreise von Yokohama erfolgte ohne Aufsehen. Nur Kitasato und Miyajima begleiteten Koch und Hedwig auf das Schiff. Sie warteten am Kai, bis der Dampfer abstieß und die an der Reling befestigten bunten Papierbänder zerrissen, die sie nach japanischer Sitte als Zurückbleibende zum Abschied in den Händen hielten.

Auf dem Heimweg drückte Kitasatos junger Assistent nach einem langen Schweigen noch einmal seine Bewunderung für Koch aus.

«Ich war überwältigt von einem nie gekannten Glücksgefühl bei dem Anblick des großen Mannes! Der erste Eindruck war der einer unvergleichlichen Bescheidenheit, als er in dem einfachen, dunklen Anzug und dem schwarzen Hut vor mir stand. Was mir aber neben der großen Gestalt und dem klaren Ausdruck seines Gesichts besonders auffiel, war die Form seines Kopfes. Sein gewaltiger Schädel erinnerte mich an den des Konfuzius, wie ich ihn aus der Geschichte kenne. Es heißt, der Schädel des Konfuzius sei oben flach und an den Seiten stark entwickelt gewesen. Die Kopfform Kochs ist dieser Beschreibung sehr ähnlich, und dies mag mit ein Merkmal seiner Befähigung zu überragenden Entdeckungen sein.»

Kitasato lächelte und nickte zustimmend. Dann meinte er: «Damit Robert Kochs Persönlichkeit auch späteren Generationen gegenwärtig bleibt, habe ich vor, eine ›Japanische Robert-Koch-Gesellschaft‹ zur Verhütung der Tuberkulose ins Leben zu rufen.»

Auf hoher See wurde es kühl. So vermißten Robert und Hedwig das wärmende «Auge des Tages» der ozeanischen Inselwelt besonders schmerzlich.

Doch machte Koch auch diese ungewollte Rückreise zu einer Entdeckungsfahrt. In Vancouver verließen sie das Schiff, bestiegen die Kanadische Pazifik-Eisenbahn und ließen sich von ihr weitertragen durch die Waldtäler der Rocky Mountains.

Stunden verbrachte Hedwig in ihrem mit Bisampelz gefütterten Mantel auf der Plattform des Aussichtswagens.

«Ich will die Wildheit des Felsengebirges mit allen Sinnen in mir aufnehmen», antwortete sie auf seine vorsichtigen Mahnungen.

«Du wirst dich erkälten, Kind. Im warmen Raum hinter den schützenden Scheiben siehst du doch genauso viel.»

«Noch eine kurze Strecke laß mich hier draußen», bat Hedwig, «es ist wunderbar.»

Oft rief die Frau den Butler zu sich, den sie von der Eisenbahngesellschaft gemietet hatten, und ließ sich die Landschaft erklären. Beim Supper erzählte sie: «Morgen kommen wir durch Banff. Der Butler meint, es würde sich lohnen, dort die Fahrt zu unterbrechen und den ganz in der Nähe befindlichen Rocky-Mountain-Nationalpark zu besichtigen, der sich mit dem von Yellowstone durchaus messen könne.»

Selbstverständlich war Robert einverstanden. «Gut, lassen wir einen Zug aus.»

Dann sah Hedwig durch die breiten Fenster des Eisenbahnwagens wieder die Prärien, die Herden und Reiter und Weizenfelder an sich vorübergleiten, während Robert sich Notizen für seinen Vortrag «Über das Verhältnis zwischen Menschen- und Rindertuberkulose» machte.

Durch Winnipeg und in einer Schleife dicht um den oberen der sechs geschichtenumwobenen großen kanadischen Seen ging es über Montreal nach Süden bis Washington.

Vier Wochen nach dem Kongreß waren Robert und Hedwig wieder in Berlin. Hier wartete auf Robert eine ganz absonderliche Überraschung. Als er die Post auf seinem Schreibtisch durchsah, bemerkte er darunter auch Streifbandsendungen. Da er annahm, es handelte sich um Nachdrucke seiner wissenschaftlichen Arbeiten oder um Aufsätze darüber, legte er sie vorerst beiseite.

Als Hedwig die Eingänge ordnete, fand sie auch die Zeitungen. Sie überflog die Seiten und lief ganz aufgebracht zu Robert.

«Solche Schmierfinken! Hör dir das nur an!» Mit zornbebender Stimme begann sie zu lesen:

«Es ist eine Schande, wenn Zehntausende unserer Steuergelder hinausgeworfen werden für Expeditionen nach Deutsch-Ostafrika, die lediglich die Aufgabe haben, Krankheiten unter den Negern zu erforschen und zu heilen. Was der Herr Doktor Koch auch sonst getan haben mag, hier war er fehl am Platz.

Man wird uns entgegenhalten, es geschah im Interesse der Wissenschaft. Gut, lassen wir es gelten, aber mit dem Einwand, daß vorher Aufwendungen zur Hebung der Wirtschaft und des Ansehens unserer Kolonien und zur Stärkung unserer Schutztruppe notwendiger gewesen wären.

Doch wenn Herr Doktor Koch in seinen amtlichen Veröffentlichungen davon spricht, zur Unterbindung der Schlafkrankheit Krokodile und womöglich noch anderes jagdbares Wild abzuschießen und auszurotten, so müssen wir uns nachdrücklichst dagegen wehren.

Was maßt sich dieser ehemalige Landarzt eigentlich an! Er will dem edlen Weidwerk das Handwerk legen, und das lediglich zugunsten der Nigger, die nur im Sinn haben, gegen die Deutschen zu rebellieren! Wenn die Schwarzen durch Krankheiten dezimiert werden, bekommt unsere Schutztruppe weniger zu tun. Herr Koch unterstützt mit seinen Plänen die Feinde der so segensreich begonnenen Koloniarbeit. Es geht natürlich nicht an, die Exzellenz des Landesverrates zu bezichtigen, doch es müssen ganz entschieden Schritte unternommen werden, solche Überschreitungen ärztlicher Befugnisse in Zukunft zu unterbinden...»

Robert Koch winkte ab. «Hör auf! Ich bitte dich.»

Hedwig hielt inne und sagte dann: «Und es ist die angesehene «Kreuzzeitung», das Blatt der Junker.»

Koch wirkte betrübt und müde, als er sagte:

«Es ist eine Schande» — heißt es da in dem Artikel. Eine Schande ist es, daß so etwas heute in Deutschland geschrieben, daß so etwas überhaupt gedacht wird. Das ist der Standpunkt von Barbaren. Wenn man bedenkt, wie viele Menschen so etwas lesen, wie viele fortwährend von solchen Ansichten beeinflusst werden, dann kann einem wirklich angst werden.»

«Willst du etwas gegen Verfasser und Redaktion unternehmen?»

«Ich tue es durch meine Arbeit, Liebes. Ich bin stolz darauf, daß diese Leute mich als ihren Gegner betrachten.»

Das Gespräch über diese Angelegenheit wurde weitergeführt, als Gertrud kam, um ihren Vater und Hedwig nach ihrer Rückkehr von der Reise zu begrüßen. Sie war noch im Mantel, als sie ausrief:

«Wir sind empört über die gemeinen Angriffe gegen dich, Paps. Mein Mann wollte den Schreiberling zur Rechenschaft ziehen. Da aber nur ein Buchstabe unter dem Schandartikel stand, forderte er die Redaktion auf, ihm den vollen Namen zu nennen. Das wurde ihm jedoch verweigert.»

«Das ist nur gut, Trudchen», meinte Koch, «sonst hätte er noch meiner wegen einen Menschen auf dem Gewissen. Sage ihm nur, er solle die Pistole im Kasten liegenlassen. Das ist nicht die richtige Art, mit ihnen fertig zu werden.»

Er sah sich nach Hedwig um und sagte zu Trude: «Doch nun laß die Sache ruhen, so schlimm sie auch ist. Wir wollen jetzt die Kiste mit unseren Reiseandenken auspacken.» Damit faßte Koch Gertrud unter, nahm Hedwig an seine andere Seite und führte sie beide ins Wohnzimmer.

Aber sie blieben nicht lange ungestört, denn kurz darauf ließ sich ein Assistent Gaffkys aus dem Institut melden. Koch begab sich in sein Arbeitszimmer.

Hedwig begann die mitgebrachten Gegenstände sorgfältig auszuwickeln, und Gertrud legte sie behutsam auf den langen Ausziehtisch. Dabei erklärte Hedwig jedes einzelne Stück und erzählte, wo es herkam und was es darstellte.

«Diese Landschaft hat Motonobu gemalt, der im 16. Jahrhundert lebte. Das Original hängt in einem Tempel in Kyoto. Es ist eine Tuschmalerei. Schau nur, wie der Künstler mit sparsamsten Pinselstrichen und zartesten Farben eine unübertreffliche Wirkung hervorgebracht hat. Die Tempel sind überhaupt eine Fundgrube der alten japanischen Kunst. Ich hätte ihrer wegen monatelang von Stadt zu Stadt reisen mögen. Am schönsten ist der Tempel Horiuji, in Nara, mit seinen fünf dachartigen übereinanderliegenden Geschossen. Im 6. Jahrhundert errichtet, stellt er eine der ältesten Holzbauten der Welt dar. Ich habe ihn in meinem Skizzenbuch, das werde ich dir nachher zeigen.»

Dann suchte Hedwig in der Kiste herum und schälte aus der Verpackung eine kleine Figur heraus.

«In einem andern Tempel steht eine Holzplastik des Gottes Kwannon, aus dem 7. Jahrhundert. Und das ist die Nachbildung davon.»

Gertrud betrachtete die kleine Pagode. «Das ist doch eine der höchsten Gottheiten des außerindischen Buddhismus, die als Heil- und Erlösungsbringer gilt.»

«Ja, ganz recht.»

«Wundervoll», sagte Gertrud, indem sie das kleine Kunstwerk bestaunte. «Du bist zu beneiden, Hedwig! Was hast du wieder alles erlebt!»

Hedwig erwiderte innig: «Zu beneiden bin ich, weil ich deinen Vater habe.»

Als Robert Koch wieder ins Zimmer trat, hatten die Frauen alle Schätze aufgebaut: bunte Farbholzschnitte, ein Schreibkästchen in Goldlack mit Blattornamenten, eine zierliche, schwarzlackierte Truhe mit eingelegtem Perlmutter, eine Schale aus Imariporzellan, eine farbig glasierte Steinzeugvase, einen runden Bronzespiegel, Tücher und Seidengewebe aus verschiedenartigsten Farben und Fäden und einige gestickte Bildchen, sogenannte Nadelmalereien.

«Paps!» rief Gertrud, «nun besitzt du wirklich schon ein kleines Museum. Wo willst du bloß das noch unterbringen? Deine Bibliothek ist doch schon übervoll von Andenken aus Ägypten, Indien und Afrika.»

Koch lachte. «Hedwig wird schon noch ein Plätzchen finden. Vorher aber sollst du dir aussuchen, was du am liebsten haben möchtest. Viel Neues wird übrigens kaum hinzukommen.»

«Lockt dich Afrika nicht wieder?» fragte Gertrud.

«Dahin läßt man mich (Wilddieb) bestimmt nicht mehr!» erwiderte Koch und zündete sich eine neue Zigarre an.

Robert Koch setzte seine Arbeiten im Institut für Infektionskrankheiten fort, hielt Vorträge, besuchte Ausstellungen — und plante mit Hedwig neue Reisen.

Die letzte Vorlesung in der Akademie widmete er noch einmal seinem Lebenswerk, der «Epidemiologie der Tuberkulose». Er gab einen Überblick über die Sterblichkeitsziffern der Tuberkulosekranken in den europäischen Ländern und vor allem in den großen Städten und erklärte dazu: «Wenn wir ein langsames Absinken der Todesfälle feststellten, so ist das der Erfolg einer beginnenden Vorsorge. Der erste Schritt zur Bekämpfung der Volksseuche wurde gemacht. Doch es bleibt noch viel zu tun.

Wenn wir daran festhalten, daß der wirksamste Schutz gegen Ansteckung die Isolierung der Schwindsüchtigen in Krankenanstalten ist, aber dann weiter bedenken, daß die Zahl derjenigen erwachsenen Personen, für welche wegen ihres tuberkulösen Leidens eine Krankenhausbehandlung notwendig wäre, im Deutschen Reiche auf mindestens 150 000 bis 200 000 jährlich geschätzt wird und daß es ganz unmöglich ist, diese alle in Krankenanstalten unterzubringen, so wird nichts anderes übrigbleiben, als sie zum großen Teil in ihren Wohnungen zu isolieren. Dies würde sich auch einigermaßen ausführen lassen, wenn man dem Kranken einen besonderen Schlafraum überlassen könnte. Aber wie soll das ermöglicht werden, wenn die Wohnung überhaupt nur aus einem Raum besteht? Hier wären grundlegende Änderungen notwendig.»

Robert Koch zwang jeden Gedanken an irgendeine Krankheit bei sich selbst nieder. Doch als er eines Nachmittags im April 1910 vom Institut heimkam, fühlte er sich sehr unwohl. Er legte eine Packen Broschüren auf den Tisch.

«Ich habe dir die Eisenbahn- und Schiffspläne nach Schanghai besorgen lassen, Liebe!»

«Wie herrlich, Robert! China winkt!» Hedwig empfing ihren Mann wie gewöhnlich mit einem Kuß. Da fühlte sie, daß Schweiß auf seiner Stirn stand. Noch machte sie sich deswegen keine Sorge. «Bist du so schnell gelaufen?»

«Mag wohl sein», antwortete er mit matter Stimme. Sein Atem ging schneller. Ihm wurde schlecht. Tief beunruhigt half ihm Hedwig ins Bett und rief Professor Möllers an, Kochs letzten Schüler, der ihm nahestand.

Als Möllers zu Robert Koch ans Krankenlager trat, war dessen Befinden äußerst bedrohlich. Möllers wachte in den ersten Nächten abwechselnd mit einem andern Arzt, später allein am Krankenbett. So war es ihm beschieden, dem großen Forscher und Menschen in den letzten sechs Wochen seines Lebens besonders nahe zu sein. Wenn der Kranke sich besser fühlte, las Möllers ihm aus den Zeitungen und aus wissenschaftlichen Büchern vor oder berichtete über den Fortgang der Forschungsarbeiten. Nach etwa zwei Wochen drohender Lebensgefahr besserte sich Kochs Befinden so weit, daß er zeitweise das Bett verlassen konnte. Am 14. Mai unternahm er sogar wieder eine erste Ausfahrt. In dieser Zeit arbeitete er noch an einem Gutachten für die Stadt Berlin über die Errichtung eines neuen Tuberkulosekrankenhauses.

Hedwig hatte es abgelehnt, eine Krankenschwester ins Haus zu nehmen. Sie umsorgte Robert wie eine Mutter. Als er sich wieder besser fühlte, beriet sie sich mit Möllers.

«Professor, mein Mann ist im Wald zwischen Bergen groß geworden. Er liebt die Natur. Sie wird ihm helfen.»

«Ich schlage Baden-Baden vor.»

«Ich werde meinen Mann bitten, einzuwilligen.»

Gertrud Pfuhl war mit ihrem Mann zum Bahnhof gekommen. Sie faßte ihren Vater unter und geleitete ihn an den Schlafwagen. Mit Gewalt hielt sie die Tränen zurück, als sie ihn zum Abschied umarmte.

«Schreib gleich, wie ihr angekommen seid», bat sie.

Möllers unterhielt sich leise mit Pfuhl. Dann stieg auch er ein.

Gertrud winkte dem Zug nach, bis Eduard sie sanft fortzog.

Robert Koch ruhte tagsüber bequem im Liegestuhl auf der Terrasse des Sanatoriums. Unmittelbar vor sich hatte er das helle Grün der Parkbäume, dahinter sah er die dunklen Tannen des Schwarzwaldes. Die warme Luft war mit den Düften blühender Akazien, Lilien und Reseden erfüllt. In den Kronen der uralten Eichen schlugen die Finken, zirpten die Meisen und piffen die Stare.

«Hier ist die Ruhe, aus der die Kraft kommt», sagte er leise zu Hedwig, die neben ihm saß und seine Hand hielt. «Bald bin ich wieder gesund.»

«Ja, ja Lieber!»

Zwei Tage später, am 27. Mai, meinte Robert: «Morgen machen wir einen kleinen Spaziergang.»

Über Hedwigs Gesicht huschte ein Freudenstrahl. «Dann darf ich dich heute schon bitten, an unserer gemeinsamen Abendtafel teilzunehmen.»

«Aber gewiß, gern. Ich fühle mich frisch.»

«Ich helfe dir gleich in den dunklen Rock und binde dir die Krawatte.»

Robert sah seine Frau dankbar an. «Wie du dich um mich bemühst! Das ist so wohlthuend!» Er küßte ihr die Hand.

Hedwig lachte ihn an und sagte frohgemut: «So, nun gehe ich, mich schnell umzukleiden. Ich mache mich heute für dich ganz besonders schön. Also bis nachher, Lieber!»

Als Möllers eine Viertelstunde später in Kochs Zimmer trat, lag der Patient mit gesenktem Kopf im Stuhl. Er war eingeschlafen – für immer. Das kranke Herz hatte aufgehört zu schlagen.

Die Welt trauerte um ihren Wohltäter.

An der stillen Trauerfeier vor der Einäscherung nahmen nur die Verwandten, die engsten Mitarbeiter des Verstorbenen, Vertreter des Staates Baden und die Dekane der benachbarten Universitäten teil.

Die Asche wurde nach Berlin überführt und in einer von Gertrud Pfuhl gestifteten Bronzeurne im würdig hergerichteten Erdgeschoß des Institutes für Infektionskrankheiten aufbewahrt.

Eine Marmortafel trägt das Reliefporträt des Verewigten und die Inschrift

ROBERT KOCH

11. Dezember 1843

27. Mai 1910

Die Universität Berlin veranstaltete am 11. Dezember 1910 eine Trauerfeier. Geheimrat Professor Georg Gaffky hielt die Gedächtnisrede, die auch in der «Deutschen Medizinischen Wochenschrift» gedruckt wurde. Der erste und treueste Schüler des Meisters würdigte den Wissenschaftler und den Menschen Robert Koch.

«Ausgestattet mit klarem Verstande und kritischem Sinn, besaß Koch eine wunderbare Beobachtungs- und Auffassungsgabe, die ihn stets den Kern der Dinge schnell erfassen und nicht übersehen ließ, was seinen Zielen zu dienen vermochte. Sein Gedächtnis war bis zuletzt ausgezeichnet; nur für Gesichter ließ es ihn, wie man das bei Myopischen nicht selten findet, gelegentlich im Stich.

Zu seinen Hauptcharakterzügen gehörte fester, stetiger Wille und zähe Ausdauer. Ich lasse nicht locker, war, wenn alle Mühe vergeblich aufgewandt schien, sein Lieblingswort. Von einer Arbeitskraft und Arbeitsfreudigkeit ohnegleichen, auch körperlich jeder Anstrengung gewachsen, stellte er an andere hohe Anforderungen, die höchsten stets an sich selbst.

Die beste Erholung von anstrengender Arbeit fand er in der Beschäftigung mit anderen Wissensgebieten, und so war er zu Hause in Botanik und Zoologie, Physik und Mathematik, Chemie und Mineralogie, in Geologie und in Astronomie. Urgeschichtliche, anthropologische und ethnologische Studien gehörten zu seiner Lieblingsbeschäftigung. Reiche Sammlungen zeugten von seinen vielseitigen Interessen.

Ein großer Naturforscher, hatte er auch Sinn für philosophische Probleme. Schrankenlosen Spekulationen und jeder Art von Mystik aber

war er abhold. Hypothesen waren ihm nach dem Goetheschen Worte nur Gerüste, die er abtrug, wenn das Gebäude fertig war.

So ist ihm denn das Glück zuteil geworden, das Goethe als das höchste des denkenden Menschen preist, das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren.

Aber der große Forscher hatte im Grunde doch immer das Anwenden und das Tun vor Augen. Sein praktischer Sinn und sein technisches Geschick ließen ihn dabei nie im Stich. Stets wußte er, wo der Hebel anzusetzen und wie mit einfachen Mitteln das Höchste zu leisten war.

Furcht hat Robert Koch nie gekannt. Unbedingte Wahrhaftigkeit war ihm eigen. Von Haus aus mäßig und bescheiden, einfach und anspruchslos, blieb er so, ungeachtet all der Ehrungen, die Könige und Fürsten, wissenschaftliche Körperschaften und seine Mitbürger auf ihn gehäuft haben. Schroff und unnahbar stolz aber konnte er sein, wenn jemand seine Wege zu sperren drohte oder die Neugier an ihn sich herandrängte. Nie war er kleinlich, immer sachlich. Seine umfassenden Kenntnisse, seine unerschütterliche Ruhe, Geistesgegenwart und Schlagfertigkeit ließen ihn jede Diskussion beherrschen. Klar und durchsichtig wie Kristall war seine Rede. Griff er zur Feder, so schrieb er knapp und leicht verständlich. Nachträgliche Änderungen nahm er an seinen Manuskripten kaum vor; sie bedurften ihrer nicht.

Als Lehrer war er groß durch sein Beispiel und seine Anregungen.

In Freundeskreisen konnte er harmlos fröhlich sein; er war dann ein unübertrefflicher Erzähler und wurde nicht müde, aus seinen reichen Erlebnissen und Erfahrungen mitzuteilen.

Robert Koch gehörte und diente der Welt.»

**Leseprobe
aus
«Märkischer Bilderbogen»
von Gisela Heller**

380 Seiten, Leinen, 9,80 M

Lychen

«Lychen ist ein schöner Ort, liegt zwischen Fegefeuer und Himmelpfort», hat Otto Reutter gesungen, und er mußte es wissen, denn er verbrachte seine Lehrjahre bei einem Kaufmann in Lychen, zwischen Heringstonnen und Pomadentöpfen. Wen wundert's, daß er mit dem nächstbesten Wanderzirkus das Weite suchte? Er hatte zweifellos das Zeug zu einem großartigen Clown. Wenn er später in unmöglichem Frack und ausgelatschten Stiefeln, schlecht rasiert, mit dem Gehabe eines gutmütig-versoffenen Droschkenkutschers die berühmtesten Kabarettbühnen der Welt betrat, lag das Publikum schon auf dem Bauch vor Lachen, bevor er zu singen anfangt...

Selbst der kritische Tucholsky bewunderte ihn neidlos: «Alles geht ihm aus dem Handgelenk, er haucht seine Pointen in die Luft, und ein Refrain ist immer besser als der andere. Nur wenn er politisch wird, dann sei Gott davor.» Tucho verbeugte sich vor dem dicken bescheidenen Mann, «der so gar nichts von sich hermachte, obgleich er ein großer Künstler war».

Aus Anhänglichkeit kehrte Reutter später oft und gern in Lychen ein. Noch heute kann man dort eine Ansichtskarte vom Küstrinchenbach und der Klosterruine Himmelpfort kaufen, zu der er — vor fünfzig Jahren — folgende Zeilen drechselte:

Wie klein ist doch das «Fegefeuer»!
Ein einzig Haus steht an dem Ort —
Und wie romantisch das Gemäuer
Vom Klosterrest in Himmelpfort!
Das «Fegefeuer» bringt Beschwerden,
Wen's nur zur Himmelpforte treibt,
Der hat den Himmel schon auf Erden,
Wenn er im schönen Lychen bleibt.

Die poetischen Namen lassen eine zauberhafte Gegend vermuten, und sie trügen nicht. Schon die Geschichte der Besiedlung ist sagenhaft, und als Sage möchte ich sie hier wiedergeben, selbst auf die Gefahr hin, daß sich Historikern die Haare sträuben.

«Vor siebenhundert Jahren ritten Albrecht der Bär und der Abt des Klosters Lehnin durch meilenweite Kiefern- und Buchenwälder in der Gegend von Lychen. Rehe und Hirsche, Dachse und Hasen lebten hier

in Fülle, in den Seen und Teichen sprangen die Fische. Die Vögel zwitscherten, und ein unwahrscheinlich blauer Himmel spiegelte sich im Stolpsee. Es waren paradiesische Gefilde, fehlte nur noch ein kühles Bier.

Hier sollte man ein Kloster errichten, dachte der Abt, dann könnte man öfter herkommen und brauchte um sein leibliches Wohl nicht zu sorgen. Gewohnt, nie das auszusprechen, was er dachte, kam er erst nach dem Mittagsschlaf auf das Thema zurück. „Lieber Markgraf“, sagte er, sich wachrekelnd, „ich hatte soeben einen merkwürdigen Traum. Ein Engel kam vom Himmel, führte mich an eine goldene Pforte und sprach: Tritt ein, dies ist das Himmelstor! Und was soll ich Euch sagen, das Tor stand genau dort zwischen den beiden Seen.“

Dieser Abt ist ein Fuchs, dachte der Markgraf, der wohl ahnte, worauf das hinauslaufen sollte, aber laut sagte er: „Wahrhaftig, das ist ein Wink des Himmels. Hier sollen deine Brüder ein Kloster errichten.“

So geschah's. Das Kloster erhielt den klangvollen Namen: Himmelpfort.»

Ist's auch nicht wahr, so ist's doch gut erfunden. Wer rechnet denn bei so einer hübschen Geschichte nach, daß der 1170 verstorbene Albrecht der Bär unmöglich mit dem Abt des 1183 gegründeten Klosters Lehnin ausgeritten sein konnte? Außerdem müssen sie sich Zeit gelassen haben mit der Gründung Himmelpforts, denn die Urkunde nennt die Jahreszahl 1299. Aber wir wollen großzügig sein und den Volksmund befragen, was aus dem neuen Zisterzienserklöster wurde. Einfältige Leute glaubten damals, in Himmelpfort wohnten ganz besonders fromme Mönche (was ein geschickt gewählter Name ausmacht!), allein hier wurde das Keuschheitsgelübde genauso gehalten wie anderswo, nämlich so la la.

Es passierte zum Beispiel, daß sich ein junger stattlicher Mönch in ein junges stattliches Mädchen aus Pian verliebte. Not macht erfinderisch. Um das appetitliche Ding ins Kloster zu schmuggeln, band er es in ein Bund Stroh, lud es sich auf den Rücken und schritt mit bebendem Herzen und schwankenden Knien dem Kloster zu. Auf der schmalen Brücke, wo Moderfitz und Siedow ineinanderfließen, begegnete ihm der Abt. Der junge Mönch ließ sich nicht verwirren, er grüßte den Pater demutsvoll und berichtete, dies Stroh hätten ihm fromme Leute aus Pian für das Kloster geschenkt. Dem Abt gefiel die Rede wohl, er ließ den Gottesmann passieren, drehte sich aber noch einmal wohlgefällig nach ihm um. Da bemerkte er, daß aus dem Stroh ein paar Beine heraussahen, und wie ihm

schien, sogar recht wohlgeformte. Nun war's geschehen. Der Mönch kam ins Fegefeuer. So hieß eine Strafkolonie am Küstrinchenbach, eingerichtet, «um widerhaarige Mönche bei schwerer Rodearbeit zahm zu machen». Was der «Strohwitwe» passierte, hat uns der Abt nicht überliefert.

Das Kloster ist seit Jahrhunderten verfallen, der Ostteil der ursprünglich dreischiffigen Kirche wurde nach dem Dreißigjährigen Krieg zu einer einfachen Dorfkirche ausgebaut. Das Brauhaus — bezeichnenderweise genauso groß wie der frühere Klosterbau — blieb bestehen und beherbergt heute einen sehr irdischen Dienstleistungsbetrieb.

Andächtig betrachtet ein kleines Mädchen den frei stehenden hölzernen Glockenturm, es ist nur mit Mühe davon abzuhalten, ein bißchen, ein ganz kleines bißchen mit dem wuchtigen Klöppel zu spielen. Kinder haben noch keinen Begriff von Zeit und Geschichte, für sie ist alles Gegenwart, und so ruft sie triumphierend: «Aber da drüben ist ja ein Klostermann!» Es ist jedoch nur ein in Öl gemalter, zu Reklamezwecken über den Eingang des Dorfgasthofs gepinselt. Die Tische drinnen sind in freundlichem Weiß gedeckt, an den Wänden allerlei Kunstgewerbe. Warum dieses Etablissement den Namen Klosterkeller führt, ist nicht ersichtlich. Doch ist man geneigt, nach einem kräftig-würzigen Mahl und einer Flasche bulgarischen «Klosterkeller» die fehlende Klosteratmosphäre rücksichtsvoll in Kauf zu nehmen.

Wenden wir uns vom Dorfe den stillen Ufern zu, wo die Wellen glucksend gegen bärtige Moosflechten schlagen, wo der Pirol sein Hängennest in die Zweige der Weiden baut und mit flötendem Düdluo den Regen ankündigt.

Die Wellen murmeln, die Buchen rauschen, Siedow und Moderfitz fließen noch immer unter der Brücke ineinander, auf der der Abt dem liebestollen Mönch begegnet war und die auch heute noch die Strohbrücke heißt. Die Zeit scheint hier stehengeblieben zu sein. Doch da reißt ein Wegweiser den sorglosen Wanderer in die Gegenwart zurück: «Nach Ravensbrück 6 km».

Sechs Kilometer zur Hölle, nicht in das symbolische Fegefeuer, sondern an den Ort der wahren Hölle, wie ihn Dante nicht infernalischer hätte erfinden können. Zweiundneunzigtausend Frauen und Kinder kamen darin um. Man zögert, dem Wegweiser zu folgen, der Tag ist so schön. Was für eine beschämende «großdeutsche» Vergangenheit, in der Weimar neben Buchenwald lag und Himmlerpfort neben Ravensbrück...

Die bedrückende Stimmung, die uns taub macht gegen Vogellaut und Grillenzirpen, löst sich nur allmählich auf in ein schwer zu beschreibendes Gefühl grenzenloser Dankbarkeit all den Namenlosen gegenüber, die dafür Sorge trugen und tragen, daß so etwas nie wieder geschehen kann in unserem Land.

Das siebenhundertjährige Lychen war nie auf Rosen gebettet. Es liegt zwar malerisch zwischen fünf Seen, aber verkehrsmäßig denkbar ungünstig. Es steht auf magerem Boden und hat «nüschte wie Jeje», wie der Berliner sagt, aber dafür konnte es sich nichts kaufen. Handwerker und Ackerbürger, Schiffer und Flößer waren hier zu Hause, ein jeder stolz auf seine Zunft.

«Wir sind die Flößermänner, haben Kraft und Mut, Holz- und auch Wasserkenner und den Mädchen gut», sangen die Flößer, die man noch vor wenigen Jahren zwischen Fegefeuer und Bredereiche bei ihrer schweren und halsbrecherischen Arbeit bewundern konnte. Die vorschreitende Technik nahm ihnen das schwankende Floß und gab ihnen dafür einen auch ökonomisch festen Boden unter die Füße, im Zweigetrieb des Großdrehmaschinenwerkes «7. Oktober» oder im Ölheizgerätekwerk. Viele arbeiten auch im Handel oder «in der Erholung», dazu gehören die Frauen in der Kartoffelschälgroßküche genauso wie die Dampferkapitäne, die Heerscharen von Urlaubern über die heimatlichen Seen schippern, bis Rheinsberg hinauf oder gar ins Mecklenburgische. Die Feriengäste treten sich hier nicht gegenseitig auf die Füße wie in Ahlbeck oder Heringsdorf, aber sie sind in den Sommermonaten auch in Lychen unübersehbar. Man unterscheidet drei Kategorien: Wer kurzbehost, mit offenem Hemd, Einkaufsnetz schlenkernd die anderthalb Geschäftsstraßen abgrast, gehört zu den Campingleuten; in seriösere Schale geworfen, folgen die Zweiwochenurlauber aus den FDGB-Ferienheimen; im Sonntagsstaat präsentieren sich die «Privaten», die bei Onkel und Tanten «zu Besuch weilen». Traut vereint findet man alle drei Kategorien in der Pinguin-Eisbar am Markt — oder vor dem Schaufenster von Schuhmachermeister Stolte.

Dies ist nämlich keine gewöhnliche Werkstatt, sondern ein Kapitel Stadtgeschichte. Hinter der gesprungenen Schaufensterscheibe liest man in der krakeligen Kanzleischrift des achtzehnten Jahrhunderts, daß dem Schuhmachermeister Joachim Stolte vom Allergnädigsten König gnädiglich erlaubt wird, hierselbst eine Werkstatt zu eröffnen. Das war 1734.

Dreiundvierzig Jahre danach setzte sich Sohn Christian auf den angestammten Schusterschemel, 1804 dessen Sohn Johann Karl, 1838 dessen Sohn Karl-Friedrich, 1881 dessen Sohn Hermann. Seither heißen sie alle Hermann, bis hin zu dem breitschultrigen, blondgelockten Burschen, der heute brav und fleißig seinem Vater gegenüber sitzt, Leder rauht und Absätze richtet.

Eine Schuhmacherdynastie. Als Hermann Stoltes Vater 1921 von der Demokratischen Bürgervereinigung als Abgeordneter gewählt wurde und der Herr von Arnim auf Boitzenburg ihm bei vorfallender Gelegenheit *coram publico* zu verstehen gab, daß er ja eigentlich gar nicht dazu gehöre, richtete er sich auf und antwortete, daß es alle vernehmen konnten: «Herr Graf, wir können uns zwar nicht mit Adelsfamilien messen, aber auch wir sitzen seit 1734 auf dem gleichen Grund und Boden, selbst wenn es man bloß eine Schuhmacherwerkstatt ist; und außerdem sage ich: Ohne Grafen und Barone kann ein Volk leben, ohne Schuhmacher nicht!»

Das war starker Tobak zu einer Zeit, als die Grafen von Arnim in dieser Gegend noch uneingeschränkt den Ton angaben und, wie es schien, für ewige Zeiten noch angeben würden. Nicht aber Leichtsinn oder Fürwitz ließen den Schuster so reden, sondern sein ausgeprägtes Gefühl für Gerechtigkeit. Das scheint den Stoltes vererbt. Karl-Friedrich zum Beispiel hinterließ seinen Enkeln feierlich den Krückstock, mit dem er Ehrwürden eins übergezogen, als dieser eine Darlehnskasse für kleine Leute gegründet und im Begriffe stand, mit ihren Geldern durchzubrennen. Gerechtigkeitsliebe, Selbstbewußtsein, Humor und wohl auch eine Portion Dickschädlichkeit spielten in der Stolte-Dynastie immer eine Rolle. Auch die gegenwärtigen Stoltes, Vater und Sohn, haben ein gut Teil davon abbekommen, was den Senior aber über seine handwerkliche Geschicklichkeit hinaus so sympathisch macht, das ist seine Erzählkunst.

Einen ganzen Nachmittag lang zeichnet er, ohne sich vom Glockenspiel an der Ladtür irritieren zu lassen, anschauliche Genrebilder vom alten Lychen und alten Lychenern.

Erste Geschichte aus Meister Stoltes Anekdotenkiste:

«Hier wohnte vor achtzig Jahren der Uhrmacher Johann Kirsten, ein großer Tüftler, aber ein bißchen spinnet. Er fuhr mit der Kutsche ein paar Häuser weit zum Essen ins Hotel, und die Kinder zu Hause, verlaust und ungewaschen, nagten am sauren Hering. Er lebte immer in höheren Regionen, erfand aber nebenbei allerlei Nützliches, beispielsweise die

Reißzwecke oder das Verschlußventil für Kohlensäureflaschen. An und für sich ganz einfache Sachen, doch man muß erst daraufkommen. Und was ist aus dem Manne geworden? Mit zwei Frauen richtete er eine Reißzweckenwerkstatt ein, täglich ein paar Tüten Produktion, das war alles. Das Patent auf die Reißzwecke kaufte ein Kaufmann namens Lindstedt. Der ist damit Millionär geworden.»

Zweite Geschichte aus der Schuhmacherwerkstatt:

«Es lebte in Lychen noch ein anderes Original, ein richtiger Uckermärker: dickköpfig, fleißig, gutmütig und mit verstecktem Humor. Karl Luchterhand hieß er. Der sammelte Ameiseneier als Fischfutter, lud sie auf seine Karre und zog damit los nach Berlin. Das war damals keine Entfernung, die Postboten Elsner und Schmidt trugen ja auch die Post bis Prenzlau, als Lychen noch kein Postamt hatte. 1898 wurde die Eisenbahnlinie Fürstenberg—Eberswalde—Templin gebaut, aber in der Nacht vor der Eröffnung sackte der Bahndamm weg, und statt dessen ragten nur zwei langgestreckte Inseln aus dem Wasser. Also, ob Eberswalde, Prenzlau oder Berlin, das machte man gehenden Fußes ab. Luchterhand auch. Liebe Nachbarn setzten der daheim gebliebenen Frau den Floh ins Ohr, daß der Koarl vielleicht nicht nur wegen der Ameiseneier nach Berlin ginge, immerhin sei die Stadt als Sündenbabel bekannt... Da puckerte der braven Frau das Herze. Sie überwand ihre Scheu und fragte ihn vor dem Schlafengehen: ‚Koarl, segg mi eens, liebst du mi noch?‘ Koarl grunzte nur. Redselig war er nie. Doch die Frau wollte es ganz genau wissen: ‚Koarl, wenn du nach Berlin gehst, denkst ock an mi? — ‚Joa‘, sagte Koarl, ‚anne Wolfsbrücke.‘ Das ist die Brücke, bevor man nach Lychen reinkommt. ‚Koarl‘, sagte die Frau nun in heller Verzweiflung, ‚Koarl, segg mi doch een eenzig sööt Wurt...‘ — ‚Sirup!‘ sagte Koarl. ‚Is di dat sööt jenuch?‘ So sind die Uckermärker, treu wie Gold, aber eh sie eine Liebeserklärung machen, beißen sie sich lieber in die Zunge.»

Letzte Geschichte:

«Handwerk hat goldenen Boden, hat man immer gesagt, aber das galt nicht für allezeit. Darum verlegte sich mancher auf den Handel. Doch auch hierbei mußte man sehen, wie man der Konkurrenz den Rang ablief. Es war vor etwa vierzig Jahren, da kamen früh um sieben mit dem Stralsunder Zug die Bücklingshändler. Stanislaus Weimer war der erste. Der zog mit Pferd und Wagen durch die Straßen und rief von Zeit zu Zeit: ‚Fri-sche Bück-linge!‘ Bald darauf erschien im Zotteltrab Wilhelm Wilk

mit seinem Handwagen; der mußte sich schon beeilen, daß er noch Kundschaft bekam, darum rief er im Laufen: ‚Bücklinge! Frische Bücklinge!‘ Und ganz zum Schluß kam Otto Springborn angesprungen; drei oder vier Kästen unterm Arm, rannte er durch die buckligsten Seitengassen, wo die Konkurrenz nicht so schnell hingelangte, und rief unentwegt: ‚Bücklinge! Bücklinge! Bücklinge!‘»

Konkurrenzkampf — ein Kapitel längst vergangener Zeiten, das in Meister Stoltes heiterem Gemüt zur Komödie wird.

Im Jahre 1902 entdeckte der Geheime Sanitätsrat Dr. Gotthold Pannwitz, daß Hohenlychen nicht nur eine zauberhafte Umgebung, sondern auch ein ungewöhnlich mildes Klima besitzt, für Tbc-Kranke fast so heilsam wie Arosa oder Davos. Ihm schwebten keine exklusiven Sanatorien vor, sondern Heilstätten für die Mitglieder der Ortskrankenkasse, denen Davos unerreichbar war und die weniger an ihrer Krankheit, sondern eher an ihrer Armut starben. Für sie verbaute Dr. Pannwitz sein ganzes Vermögen in die Heilstätten am Zenz- und am Großen Lychensee. Er warb bei Regierungsräten und Industriellen und bettelte um finanzielle Hilfe. Sie stellten sich taub, so was amortisierte sich nicht. Nur das Rote Kreuz sagte Hilfe zu. Dr. Pannwitz wurde arm dabei, reich wurden andere: Pensionen und Pensionate schossen aus dem Boden. Lychen, das märkische Interlaken, kam in aller Munde. Nach Lychen fuhren die mittleren Beamtenfamilien, die sich Interlaken nicht leisten konnten, und so avancierte das abgelegene Provinzstädtchen rasch zum Luftkurort. Siebenundzwanzig Kapellen spielten in siebenundzwanzig Restaurationen, die Kegelkugeln rollten, der Rubel rollte, und die Tamboure der Vergnügungsindustrie schlugen die Reklametrommel. Mitte der dreißiger Jahre verkaufte Dr. Pannwitz junior — nicht ganz freiwillig, wie man munkelte — die Heilstätten Hohenlychen an die deutsche Reichsregierung. Andere Ärzte zogen ein, mit bayrischem Akzent und flotten Sportwagen, die nur noch von den riesigen schwarzen Mercedes übertroffen wurden, in denen blonde Stars und Graue Eminenzen zu den im Grünen verborgenen Villen fuhren.

Zum erstenmal in der Geschichte hatten alle Lychener Arbeit; es wurde gebaut, gebaut, gebaut: in Sachsenhausen, in Ravensbrück und natürlich auch in Lychen. Die wenigsten Handwerker ahnten, was sich an den Stätten ihres Wirkens für Tragödien abspielen sollten. Wer es ahnte, schwieg, wer nicht schwieg, verschwand auf immer.

In den Heilstätten wurden Spitzensportler für die Olympischen Spiele fit gemacht, jene Riesenschau, mit der gezeigt werden sollte, daß der Nationalsozialismus sich anschickte, die beste aller Welten aufzubauen. Ein paar Jahre später wurden in Hohenlychen kaum noch Meniskus und Sehnenrisse auskuriert, da machte ein Professor Gebhardt auf dem Gebiet der Transplantation international von sich reden. Er brachte es zur Meisterschaft, als es galt, arisch hochwertige Recken, die reparaturbedürftig von den Schlachtfeldern kamen, kunstvoll wieder zusammenzuflickten. Die Ersatzteile holte er sich aus Sachsenhausen und Ravensbrück. Er verarbeitete Menschenmaterial wie andere Metall oder Plast. Im Nürnberger Prozeß traf ihn die gerechte Strafe.

Aus dem scheinbar goldenen war ein beinernes und noch später ein eisernes Zeitalter geworden. Als die Rote Armee anrückte, rauschten die Herren in den rassigen Sportwagen und den eleganten Limousinen westwärts, doch zuvor gaben sie ihren schwarzen Schildknappen Befehl, die Stadt bis zum letzten Atemzuge zu verteidigen. Die Folgen sind heute noch erkennbar. Zwar ist das Rathaus stilgerecht in barockem Gelb und Weiß wiederaufgebaut, zwar reihen sich neue Wohnhäuser neben den alten an, zwar locken Pinguin- und Strandcafé, aber dazwischen klaffen Lücken, die von Unkraut oder Grünanlagen nur notdürftig verdeckt werden.

Von hundert Häusern blieben achtunddreißig stehen, und auch diese zeigen Narben. Von den siebenundzwanzig Gasthäusern wurde nur ein halbes Dutzend nicht zerstört; in dem einen ist heute das Ambulatorium, im zweiten die Apotheke, im dritten die Sparkasse, im vierten ein Internat, und der «Ratskeller» ist wegen Baufälligkeit gesperrt. Wer übernachten will, tut gut, seine Leinwandvilla mitzubringen. Die Zeltplatzverwaltung versorgt ihre Gäste mit Milch und Schrippen zum Frühstück, mit Schnitzel zum Mittag, mit Indianerfilmen und Bockwurst zum Abend. Stille Plätze zum Angeln finden sich bei fünf Seen überall. Wer jemals einen selbstgefangenen Barsch — und sei er noch so klein — am Rost gegart hat, der schwört fortan auf diese Methode der Selbstversorgung. Er darf nur nicht dort angeln, wo die Karpfen gezüchtet werden. Da wäre Angeln ja auch kein Sport mehr.

Wenn man großes Glück hat, gelingt es einem, Herrn Buchholz als Fremdenführer anzuheuern. Er wohnt über der Sparkasse, hat die Siebzig wohl schon überschritten, ist aber besser zu Fuß als mancher jüngere. Die

Fotofans führt er dann zum romantischen Malerwinkel, oder er erzählt am Stargarder Tor von der denkwürdigen Schlacht 1442, in der die Lychener mit Hilfe des brandenburgischen Markgrafen den Herzog von Mecklenburg mit seinem Ritterhaufen in den Wurlsee jagten.

Die Lychener müssen früher couragierte Leute gewesen sein, einmal sperrtten sie sogar den gefürchteten Quitzow wochenlang in den Turm, bis er zähneklappernd Besserung versprach, dann ließen sie ihn frei, die Gutgläubigen. Die alten Sagen von der Schlacht, die im Wurlsee endete, scheinen sich zu bestätigen: Unlängst fand man bei Planierungsarbeiten im Markgrafenbusch tief im Erdreich verrostete mittelalterliche Hufeisen und Lanzenspitzen...

Herr Buchholz kennt die Vergangenheit Lychens genauso wie die Gegenwart. Er berichtet von dem, was vor fünfhundert oder hundertfünfzig Jahren passierte, als wäre es erst letzte Woche geschehen. Wenn er genug hat von Eiszeit und Endmoränen, von Slawen und Germanen, von Bischöfen und Markgrafen, dann setzt er sein hintergründiges Lächeln auf, holt tief Luft und sagt: «Und jetzt will ich Ihnen verraten, wie Lychen wirklich gegründet wurde. Das war nämlich so: Als Adam und Eva aus dem Paradies vertrieben wurden — das ursprünglich in Sachsen lag —, sehnten sie sich natürlich nach ähnlich paradiesischen Gefilden und glaubten sie hier zu finden. Gerade hatten sie beschlossen, ihre Hütte zu bauen, da sah Adam im Grase einen Apfel liegen, bückte sich danach und ... ,Laß 'n liechen!' rief Eva im schönsten Sächsisch. Sie hatte Angst, man könnte sie wieder verjagen.» Und daraus — so pflegt Herr Buchholz seinen Vortrag zu schließen — sei dann mit der Zeit eben «Lychen» geworden.

Etwas Wahres muß wohl an dieser Geschichte sein, denn noch heute kommen allsommerlich Zehntausende aus Sachsen, um sich zu vergewissern, ob der Apfel noch da liegt...

